



Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.**, Gesch. d. 30jähr. Krieges in drei Abteilgn. I. 1618—1621: Der böhm. Aufst. u. s. Bestrafung. 280 S. Mit 3 Doppelvollbild., 1 Vollbild u. 4 Portr. in Holzst.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.**, Allgemeine Witterungskunde. 266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622 bis 1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs. 292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.**, Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden. 304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.

Bd. 5. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633 bis 1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden. 240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbild. u. 5 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner. 280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. **Taschenberg, Dr. Otto**, Die Verwandlungen der Tiere. 272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil). 312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred**, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen. 320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. Karl Emil**, Die Sonne und die Planeten. 308 S. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. E.**, Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien (II. T.). II. Polynesien (I. T.). 304 S. M. 27 Vollbildern u. 31 in d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.**, Licht und Wärme. 320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien. 276 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 14. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, I. Abyssinien und die übrigen Geb. d. Ostküste Afrikas. 312 S. M. 18 Vollbildern u. 63 i. d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 15. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit I. 298 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 16. **Peters, Prof. Dr. C. F. W.**, Die Fixsterne. 176 Seiten. Mit 69 Abbildungen.

Bd. 17. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit II. 280 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 18. **Schultz, Prof. Dr. A.**, Kunstgeschichte I. 284 Seiten. Mit 38 Vollbildern und 120 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 19. **Willkomm, Dr. Moritz**, Die pyrenäische Halbinsel I. 260 Seiten. Mit 26 Vollbildern und 14 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 20. **Lehmann, Paul**, Die Erde und der Mond. 280 Seiten. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 21. **Schultz, Prof. Dr. A.**, Kunst und Kunstgeschichte II. 262 Seiten. Mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 22. **Ochsenius, C.**, Chile. Land und Leute. 268 Seiten. 28 Vollbildern, 59 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 23. **Meyer von Waldeck**, Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. 282 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 24. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, Die Nilländer. 224 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 65 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 25. **Wirth, Max**, Das Geld. 224 Seiten. Mit 103 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 26. **Hopp, E. O.**, Gesch. d. Verein. Staaten v. Nord-Amerika. I. 232 S. Mit 50 in den Text gedr. Abbild. u. Karten.

Bd. 27. **Valentiner**, Kometen und Meteore. 250 Seiten. Mit 62 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 28. **Waßmuth, Prof. A.**, Die Elektrizität und ihre Anwendung. 196 Seiten. Mit 119 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 29. **Falkenstein, Dr. J.**, Afrikas Westküste. 252 Seiten. Mit 81 in den Text gedr. Abbild.

Bd. 30. **Geschichte des Kunstgewerbes. I. Blümner, Prof. Dr. H.**, Das Kunstgewerbe im Altertum. 276 Seiten. Mit 133 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 31. **Willkomm, Dr. M.**, Die pyrenäische Halbinsel. II. 252 Seiten. Mit 11 Vollbild. und 27 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 32. **Geschichte des Kunstgewerbes. II. Blümner, Prof. Dr. H.**, Das Kunstgewerbe im Altertum. 242 Seiten. Mit 143 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 33. **Geschichte des Kunstgewerbes. III. Schorn, Dr. Otto von**, Die Textilkunst. 268 Seiten. Mit 132 in den Text gedruckten Abbildungen.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 34. **Fritsch, Dr. Gustav**, Südafrika bis zum Zambesi. I. 244 S. Mit 50 in den Text gedr. Abb. u. 1 Karte.

Bd. 35. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. I. 252 Seiten. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 36 u. 37. **Sellin, A. W.**, Das Kaisereich Brasilien. 2 Abteilungen. 490 Seiten. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten.

Bd. 38. **Hansen, Dr. Adolf**, Die Ernährung der Pflanzen. 272 Seiten. Mit 74 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 39. **Hopp, E. O.**, Geschichte der Vereinigten Staaten. II. 224 Seiten. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 40. **Geschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. I.: Wurzbach, Dr. A. v.**, Geschichte der holländischen Malerei. 236 Seiten. Mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 41. **Taschenberg, Dr. Otto**, Bilder aus dem Tierleben. 236 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 42. **Brosien, Dr. Herm.**, Karl der Große. 192 Seiten. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 43. **Willkomm, Dr. M.**, Die pyrenäische Halbinsel. III. 268 Seiten. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 44 u. 45. **Graber, Prof. Dr. V.**, Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Tiere. In 2 Abteilungen. 464 Seiten. Mit 315 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 46. **Hopp, Ernst Otto**, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. (Schluß). 276 Seiten. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 47. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. II. 212 Seiten. Mit 5 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 48. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. III. 232 Seiten. Mit mehreren in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 49. **Meyer von Waldeck**, Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. II. 236 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 50. **Fournier, Prof. Dr. Aug.**, Napoleon I. Eine Biographie. I. 240 Seiten. Mit einem Porträt.

Bd. 51. **Elsas, Dr. A.**, Der Schall. Eine Darstellung der physikalischen Akustik für musikalisch Gebildete. 216 Seiten. Mit 80 Abbildungen und einem Porträt.

Bd. 52. **Krümmel, Prof. Dr. Otto**, Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. 250 Seiten. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 53. **Egli, Prof. Dr. J. J.**, Die Schweiz. 218 Seiten. Mit 48 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 54. **Behaghel, Prof. Dr. Otto**, Die deutsche Sprache. 200 Seiten.

Bd. 55 u. 56. **Schasler, Dr. Max**, Ästhetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. In 2 Teilen. 522 Seiten.

Bd. 57. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen. 160 Seiten. Mit 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 58. **Löwenberg, Fr.**, Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen. 200 Seiten. Mit 8 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 59. **Detlefsen, Dr. Emil**, Wie bildet die Pflanze Wurzel, Blatt und Blüte. 266 S. Mit 95 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 60. **Blümner, Prof. Dr. H.**, Leben und Sitten der Griechen. I. Abteilung. 204 S. Mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 61. **Brosien, Dr. Herm.**, Preußische Geschichte. I. Band. 254 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 62. **Blümner, Prof. Dr. H.**, Leben und Sitten der Griechen. II. Abteilung. 192 S. Mit 56 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 63. **Blümner, Prof. Dr. H.**, Leben und Sitten der Griechen. III. Abteilung. 196 S. Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 64. **Tchihatchef, P. de**, Klein-Asien. 196 Seiten. Mit 17 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 65. **Blümner und Schorn**, Geschichte des Kunstgewerbes. IV. Abtlg. Die Kunsterzeugnisse aus Thon und Glas. 224 Seiten. Mit 128 in den Text gedruckten Abbildungen.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXVII. Band.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,
Professor an der deutschen Universität Prag.

In drei Bänden.



Leipzig: G. Freytag. 1888. Wien u. Prag: F. Tempsky.

Napoleon I.

Eine Biographie

von

Dr. August Fournier,
Professor an der deutschen Universität Prag.

Zweiter Band:

Napoleons Kampf um die Weltherrschaft.



Leipzig: G. Freytag. 1888. Wien u. Prag: F. Tempsky.

Vorwort.

Der Autor hat einen zwiefachen Irrtum zu bekennen. Er hatte seinerzeit gehofft, der zweite Band dieser Lebensgeschichte werde bald nach dem ersten erscheinen und mit ihm das Werk abgeschlossen werden können, und nun sind mehr als zwei Jahre verflossen, seitdem der erste Teil in die Welt ging, und der zweite enthält noch gar nicht den Schluß der Erzählung, sondern muß einem dritten die Schilderung von der Erhebung Europas und dem Ende des Imperators überlassen. Hierüber sei ein Wort zur Rechtfertigung gestatttet.

So groß die Litteratur über die in diesem Bande abgehandelten Vorgänge ist, sie läßt doch der selbständigen Forschung noch viel Aufgaben zu lösen übrig, und die Arbeit — das ergab sich in ihrem Verlaufe dem Schreiber dieser Zeilen — muß immer von neuem auf die Quellen zurückgehen. Bedenkt man nun, daß gerade während der letzten zwei Jahre ein überaus reiches urkundliches Material und just über die Zeit der napoleonischen Vorherrschaft zur Veröffentlichung gelangte, so begreift man, daß ein Autor, der sich gerne seiner Gewissenhaftigkeit freuen möchte, nur zögernd sein Buch entläßt. Wie leicht kann dasselbe nicht schon durch eine Publikation vom nächsten Tage — die Memoiren Talleyrands, Pasquiers, Constants u. a. stehen in Aussicht — Berichtigungen erfahren! Läßt sich hiermit das verspätete Erscheinen, wenn auch nur zur Not, entschul-

digen, so wird der größere Umfang vielleicht durch die Erwägung gerechtfertigt werden können, daß es nicht immer in die Hand des Verfassers gegeben ist, über die räumliche Ausdehnung seines Werkes von vornherein zu entscheiden, vorausgesetzt, daß er das Interesse seines Publikums unverrückt im Auge behält. Denn es kann doch nicht bloß schriftstellerischer Willkür überlassen bleiben, über einen großen Gegenstand wenig und über einen kleinen viel zu schreiben, hier Unbedeutendes, nur weil es der Vorliebe des Autors und einiger Kenner begegnet, in unverdienter Breite darzulegen, dort Wichtiges zu unterdrücken oder in verwirrter Gedrängtheit zum Vortrage zu bringen. Da muß es Grenzen und Gesetze geben, denen sich keiner entringen darf, ohne seinen Zweck zu schädigen, und die Sorge für die litterarische Ökonomie wird stets eine der wichtigsten sein müssen. Was nun insbesondere die historische Darstellung betrifft, so scheint das Maß dafür in dem Entscheidenden zu liegen. Nur das wirklich Entscheidende in der Vergangenheit der Menschheit ist deren ewiges Gedächtnis wert, in ihm liegt die Summe geschichtlichen Erkennens, welche Gemeingut nichtgelehrter Kreise zu werden verdient, und vielleicht darf hier der Satz ausgesprochen werden, daß sichere Auffindung, anschauliche Mitteilung und richtige Beurteilung des Entscheidenden erst den Prüfstein dafür abgeben, ob ein Historiograph seinen Beruf, für weitere Kreise einer gebildeten Nation verständlich Geschichte zu schreiben, erfaßt und erfüllt, oder nicht. Wenn nun der Verfasser dieses Buches, trotz solcher Ansicht, dennoch den ursprünglich bemessenen Raum überschritten hat, so war es, weil er sich im Fortgange seiner Studien überzeugte, daß die Darlegung der Fülle entscheidender und daher wissenswerter Vorgänge gerade in der Zeit von 1802 bis 1810, als Napoleon einen unerschöpflichen Reichtum an Plänen und Künsten des Krieges und der Politik aufwandte, um der Welt Herr zu werden, sich nur auf Kosten gründlicher Deutlichkeit und lebensvoller Klarheit noch weiter einschränken ließe als dies hier geschah.

Im Ganzen sind Ton und Fassung des zweiten Bandes dieselben wie im ersten. Nur wird eine größere Anzahl von Noten unter dem Texte auffallen. Der Autor hat sie nicht unterdrücken zu sollen gemeint, nicht, weil er die Selbständigkeit seiner Forschung durch sie zu dokumentieren wünschte, sondern lediglich um die fortlaufende Erzählung nicht übermäßig zu belasten und ermüdend zu machen anstatt anregend. Einige Beigaben aus ungedruckten Quellen — u. a. der Wortlaut der Tilsiter Allianz — werden dem Buche und seiner Bestimmung keinen Eintrag thun.

Wien, im März 1888.

August Fournier.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel: **Die letzten Jahre des Konsulats. Der Kaiser.** (1802—1804) 1

Frankreich nach dem Frieden von Amiens. Rückläufige Veränderungen. Der Hof des ersten Konsuls. Dessen Familie. Kriegsabsichten. Die abhängigeu Staaten. Verfassungsänderungen in den Republiken von Holland und Cisalpinien. Einverleibung von Piemont in Frankreich. Ligurien, Lucca, Elba. Die Schweiz. Die Säkularisationen in Deutschland und die Isolierung Österreichs. — Unpopularität des Friedens in England. Gründe. Bonaparte's Kolonialpolitik. St. Domingo und Louisiana. Malta. Die Instruktion für Otto. Herausforderung der Briten. Kriegsausbruch. Hannover und Tarent. Die Kontribution der Abhängigen und die Armee von Boulogne. — Das Komplott gegen den Premier-Konsul. Die Affaire Enghien. Ihre Wirkung. Die Erblichkeit der höchsten Staatswürde eine populäre Forderung Der Antrag Curée's. Die Konstitution vom Jahre XII. Kaiser Napoleon I. und sein Hof. Empire und Etat.

Zweites Kapitel: **Der Krieg von 1805** 41

Das Heer des Kaisers. Das Projekt der Landung in England. Kritik desselben. Napoleons Absicht eines Kontinentalkrieges. Entzweiung mit Rußland. Die Mittelmächte. Österreichs gefügige Neutralität. Pius VII. in Paris. Die Krönung. Die italienische Frage. Österreich im Lager der Koalition. Das Scheinmanöver von Boulogne. Der Beginn des Festlandskrieges. — Österreichische Rüstungen und Pläne. Mack an der Iller. Napoleons Umgehungsmanöver. Die Katastrophe von Ulm. Trafalgar. Napoleons Vormarsch auf Wien. Kutusow. Murat und die Affaire von Hollabrunn. Preußens Annäherung an die Koalition. Napoleon in Brünn. Seine prekäre Situation. Der Feind bringt Hilfe. Austerlitz. Der Abmarsch der Russen. Waffenstillstand mit Österreich. Haugwitz. Der Preßburger Friede. Der nationale Patriotismus und die gekrönte Revolution.

Drittes Kapitel: **Napoleonische Gründungen. Zwist mit Preußen.** (1806) 82

Die Wirkungen der letzten Ereignisse auf die Franzosen. Der doppelte Irrtum der Letzteren. Neapel. Die italienischen Titellehen. Internationaler Charakter derselben. Kaiser und Papst. Weiterbau des napoleonischen Systems. Das Königreich Holland. Souveränität und Vasallität der süddeutschen Fürsten. Familienverbindungen. Dalberg und die Gründung des Rheinbundes. — Die Haltung der deutschen Großmächte. Franz II. legt die deutsche Kaiserwürde nieder. Fortdauernde Okkupation Süddeutschlands durch die Franzosen. Ihre Bedeutung. Der französisch-preußische Vertrag vom 15. Februar 1806. Unterhandlungen mit England und Rußland. Beide scheitern. Preußen sieht sich von Frankreich bedroht. Es rüstet. Napoleon's Kalkül. Nationaler Aufschwung in Deutschland. Palm. Preußen verweigert die Abrüstung. Neuer Krieg.

Viertes Kapitel: **Von Jena nach Tilsit.** (1806—1807) 113

Napoleon's vorsichtiger Operationsplan. Verwirrung im preußischen Hauptquartier. Der Vormarsch der Franzosen von Bamberg nach Thüringen. Ihre Schwenkung in den Rücken des Feindes Die Schlachten bei Jena und Auerstädt. Die Auflösung des preußischen Heeres. Napoleon in Berlin. Er will nicht unterhandeln. Eintritt der Russen in die Aktion. Napoleon's politische Gegenmaßregeln. Sein Verhältnis zu den Polen und der Türkei. Das Blokadedekret wider England. Vormarsch nach Osten. Pultusk. Kantonnierungen in Polen. Bennigsen's Offensivbewegung nach Westen. Napoleon's Gegenzug nach Norden. Die Schlacht bei Preußisch-Eylau. Die Franzosen an der Passarge. Napoleon in Osterode und Finkenstein. Seine bedrohte Lage. Unterhandlungen mit Preußen, Österreich und den Orientmächten. Verstärkungen. Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Friedland. Napoleon und Alexander I. Die Tilsiter Verabredungen. Der Friedenstraktat und die geheime Allianz. Beurteilung derselben.

Fünftes Kapitel: **Französische Zustände. Bayonne und Erfurt.** (1808) 147

Napoleon und die Franzosen. Geheime Opposition der Letzteren. Napoleon's Gegenmaßregeln. Die Abwendung der Not und die Hebung des Wohlstandes. Die Judenfrage. Finanzpolitik. Erblicher Verdienstadel und Majorate. Entnationalisierung der Armee. Einschränkung der litterarischen Freiheit. Aufhebung des Tribunates. Die Richter. Die Senatoren. Die Erziehung zum Imperialismus. Die Universität. Napoleon's Persönlichkeit. Der Hof in Fontainebleau. — Politische Anstalten gegen Rußland. Napoleon's Intriguen. Sein Verhalten zu Preußen und Österreich. Die Einverleibung Toskana's in Frankreich. Die Aktion wider den Kirchenstaat. — Napoleon und Spanien. Seine Absichten. Portugal und der Vertrag von Fontainebleau. Dessen Bedeutung. Zwist am spanischen Königshofe. Die französische Okkupation. Die Intrigue von Bayonne. Der Irrtum Napoleon's. Das spanische Volk im Aufruhr. Die Kapitulationen von Baylen und Cintra. Rückwirkung auf Napoleon's europäische

Stellung. Feindselige Stimmungen in Österreich und Preußen. Annäherung Frankreichs und Rußlands. Die Erfurter Tage. Neuer Vertrag. Napoleon und die deutschen Dichterfürsten.

Sechstes Kapitel: **Feldzüge in Spanien und Österreich. Marie Luise** (1809—1810) 198

Die „Große Armee“ wird nach Spanien dirigiert. Der Krieg Napoleons um seine Geltung. Schwäche und Uneinigkeit der Spanier. Espinosa und Tudela. Napoleon in Madrid. Die Expedition John Moore's. Napoleon zieht wider ihn. Sein Plan. Der Gegner entkommt. Der Zweck in Spanien ist nur halb erreicht. — Abreise des Kaisers nach Paris. Ursachen derselben. Talleyrand und Fouché. Die drohenden Anstalten Österreichs. Dessen vergebliche Bemühungen um Preußens und Rußlands Hilfe. Der Krieg unvermeidlich. Österreichische Operationspläne. Zeitverluste. Berthiers Fehler. Napoleon im Hauptquartier. Seine Erfolge bei Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg. Deren Bedeutung. Vormarsch auf Wien. Schlacht bei Aspern. Politische Wandlungen. Wagram. Waffenstillstand von Znaim. Das Altenburger Versteckspiel. Der Friede von Schönbrunn — Unzufriedenheit der Franzosen. Ihr Wunsch nach einem legitimen Thronerben. Napoleons Scheidung von Josephine. Sein Spiel mit Rußland. Heimliche Werbung um Marie Luise. Deren Annahme in Wien. Die neue Kaiserin. Beweggründe Napoleons. Der König von Rom.

Litterarische Anmerkungen 244

Berichtigungen.

Seite 22, Zeile 2 v. o. lies: „Toussaint Louverture“ statt „Toussaint-Louverture;
„ 26, „ 2 v. o. „ : „Sardinien“ statt „Sardien“;
„ 49, „ 14 v. o. „ : „welches“ statt „welche“;
„ 52, „ 17 v. o. „ : „zu“ statt „zum“;
„ 81, „ 5 v. o. „ : „Hohenberg und Nellenburg“ statt „Hohenembs u. Wellenburg“;
„ 116, „ 14 v. o. „ : „ist die Bestürzung ungemein“;
„ 118, „ 13 v. o. „ : „Festungen dem Feinde“;
„ 129, „ 14 v. u. „ : „aber langte die französische Hauptmacht an“;
„ 133, „ 4 v. o. „ : „bewegtes“ statt „bewegliches“;
„ 133, „ 12 v. o. „ : „Denn die politische Lage“;
„ 147, „ 1 v. u. „ : „das war mit die Rücksicht“;
„ 149, „ 4 v. o. „ : „den Eroberer in Vergessenheit“;
„ 156, „ 17 v. o. „ : „hatte“ statt „war“;
„ 163, „ 12 v. u. „ : „Trivialschulen“ statt „Privatschulen“;
„ 167, „ 12 v. u. „ : „desselben“ statt „derselben“;
„ 203, „ 17 v. o. „ : „komme“ statt „käme“;
„ 232, „ 2 v. o. „ : „gesiegt“ statt „geschlagen“.

Erstes Kapitel.

Die letzten Jahre des Konsulats. Der Kaiser.

Der allgemeine Friede des Jahres 1802 brachte Frankreich Glück und Ansehen. Zahllose Fremde pilgerten nach Paris, um die zu unsterblicher Bedeutung gelangten Stätten der Revolution zu besuchen und den großen Mann zu sehen, der den empörten Wogen Ruhe geboten hatte. Der Mittelpunkt der Welt schien an die Seine verlegt, wo sich nun ein geordnetes Leben in Arbeit und geselliger Freude entfaltete. Das war nicht mehr der tolle Rausch, wie in der ersten Zeit des Direktoriums, wo Jeder froh des überstandenen Schreckens, doch unsicher noch dem kommenden Tag entgegensah, sondern maßvoll friedliches Genießen, nicht mehr das dreiste Spiel um unsauberen Gewinn, sondern geordnete Werkthätigkeit und ehrenwerter Erwerb. Das gemäßigte bürgerliche Element, welches Napoleon im Vendémiaire so erbarmungslos zusammenkartätscht hatte, daß ihm die düsteren Bilder, wie er versicherte, noch fortwährend seine Träume störten, fühlte sich jetzt unter seinem Regimente sicherer als je zuvor, und die ungerechten Deportationen jakobinischer Abgeordneter hatten — wie sie sollten — die Überzeugung verbreitet, daß der Mann, der seit dem Brumaire das Steuer führte, mit dem Konventgeneral von 1795 nichts mehr gemein habe. Die Anhänger des Königtums waren in großer Anzahl heimgekehrt und zum Teil auch wieder in den Besitz ihrer Habe gelangt. Die sogenannten „neuen Reichen“, die sich durch Agiotage und Speku-

lation zu Herren weitläufiger Staatsgüter gemacht hatten, wurden allmählich in ihrem Eigen sicher, als sie Napoleon von der Rolle eines Monk sich immer weiter entfernen sahen. So wünschten die Einen seine persönliche Macht, um gegen die Ausschreitungen der Revolution, die Andern, um gegen die Wiederkehr der Bourbons gesichert zu sein, Alle, um ungestört zu arbeiten und zu genießen. Was wollte es diesen mächtigen materiellen Kräften und Interessen gegenüber sagen, wenn eine Anzahl treugesinnter Republikaner den Verlust ihrer uneingeschränkten politischen Selbstbestimmung beklagte, oder wenn die adelsstolzen Kreise des Faubourg Saint-Germain lieber einem legitimen König als einem Emporkömmling mit schlechten Manieren unterthan sein wollten? Der großen Menge des Volkes war die Politik zur Last geworden, und sie ertrug willig den Zwang der neuen Regierung, welche Ordnung schuf und verbürgte. Unbedingtes Vertrauen in den Sieger nach Außen und Innen charakterisiert die Periode des Konsulats. Die absolute Gewalt des Einen war jetzt ebenso populär, wie „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ Aller ehevor. Der neue Monarch von Frankreich konnte daraufhin viel, sehr viel wagen. Nur daß er schließlich zu viel gewagt, hat ihn vor seinem Ende vernichtet.

Wer Paris zu Beginn des Konsulates verlassen hatte und nach ein paar Jahren wiederkehrte, wie z. B. der Staatsrath Miot von Melito, staunte über die inzwischen eingetretenen Veränderungen. Er fand allenthalben die letzten Reste der revolutionären Zeit getilgt. An die Stelle der bürgerlich-militärischen Kleidung, welche am Schluß des Jahrhunderts Mode gewesen, war die Tracht des alten Regimes getreten, statt des Säbels trug man wieder den Paradedegen, statt der Stiefel Strümpfe und Schnallenschuhe. Nur die heimgekehrten Aristokraten behielten — um ihre Verarmung auffällig zu machen — die egalitäre Gewandung mit Frack und Pantalons bei. Man sprach sich nicht mehr mit „Bürger“ sondern mit „Herr“ an, ja, der offizielle

Almanach von 1803 schrieb den Titel „Madame“ statt „Citoyenne“ geradezu vor. War auch noch der revolutionäre Kalender im Gebrauch, so war doch schon statt des Dekadi der alte Sonntag wieder in seine Rechte getreten, und man versäumte nicht — und der Premierkonsul am wenigsten — an diesem Tage der Messe beizuwohnen. Die Straßen hatten ihre republikanischen Namen gegen die früheren vertauscht, das Palais d'Egalité hieß wieder Palais Royal, die Place de la Révolution wieder Place Louis XV. In der Modelitteratur wurden die hervorragendsten Vertreter des aufgeklärten Frankreich, Voltaire und Rousseau, verleugnet, weil man in ihnen die geistigen Urheber des Umsturzes erblickte.

Am größten aber erschien der Unterschied gegen zuvor in der nächsten Umgebung Napoleons. Die Tuilerien, welche er im Januar 1800 als Regierungspalais bezogen, hatten sich in das Hoflager eines Souveräns umgewandelt. Da fand man jetzt eine strenge Etiquette, einen diszipliniertem Hofstaat. Die Frauen, denen die Demokratie keinerlei politische Geltung eingeräumt hatte, erhielten nun eine solche: Josephine hatte ihre Audienztage wie ihr Gemahl. Alles, bis auf die Namen „Konsul“ und „Republik“, war monarchisch, persönlich, auf eine einzige herrschende Individualität konzentriert. Freilich war an diesem Hofe, wo man — auf Kommando — die Sitten des alten Königtums wieder einführte und mit Vorliebe weltgewandte Aristokraten als Palastbeamte anstellte, gar Vieles, was an das brüske Emporkommen des Herrn erinnerte. Da gab es Leute, die der spöttische Talleyrand mit der Bemerkung charakterisierte, sie verstünden nicht, auf Parquett einher zu gehen: linkische Offiziersfrauen von unbedeutender Herkunft und ohne alles Ansehen, Generale, mehr dressiert als erzogen, scheu und unterthänig dem aus Nervosität und Berechnung gemischten Eigenwillen eines Mannes gehorchend, der es zu seinem Grundsatz machte, den Eifer durch die Furcht zu spornen. Napoleons Herrschsucht duldete keinen

Widerspruch, wie sein Wesen überhaupt keine Schranken kannte, selbst die nicht, denen alle Welt sich fügte. „Ich bin nicht ein Mensch wie ein Andrer“, sagte er, „und die Gesetze der Moral und Sitte gelten nicht für mich.“ Soll er doch die Mißachtung dessen, was Anderen heilig war, so weit getrieben haben, daß ihn die eigene Gattin der Blutschande mit seinen Schwestern zeihen durfte. Er selbst war in seinem Gemüte düster geblieben, wie wir ihn früher kannten. Seine Erfolge hatten aus dem Träumer keinen frohen Mann gemacht. Durch sein Wesen ging jetzt ein Zug der Trauer, der in späteren Jahren einem herben Mißmut weichen sollte. „Ich bin nicht geschaffen zum Vergnügen“, pflegte er zu sagen, und was wir von seinen Zerstreungen wissen, beweist vollauf seine Worte. „Man sah ihn“ — erzählt Frau von Rémusat, die seit 1802 bei Josephinen die Stelle einer Palastdame bekleidete — „am Rauschen des Windes sich begeistern, hörte ihn mit Enthusiasmus vom Brüllen des Meeres reden, ja, er war sogar manchmal versucht, nächtlichen Geistererscheinungen nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen und neigte zum Aberglauben. Wenn er des Abends sein Arbeitszimmer verließ und in den Salon seiner Gattin eintrat, ließ er nicht selten die Kerzen mit weißen Schleiern umhüllen, gebot Schweigen und gefiel sich dann im Erzählen oder Anhören von Gespenstergeschichten, oder ließ sich langsam und leise tönende Musik von italienischen Sängern vortragen, die nur wenige, kaum berührte Saiteninstrumente begleiteten. Da sah man ihn in träumerisches Brüten versinken, während Jedermann still auf seinem Platze blieb. Aus diesem Zustande, der ihm eine Art Erleichterung zu gewähren schien, erwachte er dann in der Regel heiterer und gesprächig.“

Seit den Attentaten hatte sich Bonaparte von der Außenwelt immer mehr abgeschlossen. Nur bei der Musterung der Truppen im Hofe der Tuilerien war es möglich, sich ihm zu nähern und Bittschriften zu überreichen. Sonst fuhr er stets nur

unter starker Bedeckung berittener Garden durch die Stadt, und sein regelmäßiger Besuch im Theater erheischte einen besonderen Überwachungsapparat, in den sogar die ersten Coulissen, denen er gegenüber saß, einbezogen wurden; sie waren mit Gardisten besetzt. Draußen in Malmaison durchschritten starke Patrouillen die Alleen, und niemals kehrte der Konsul nach Paris zurück, ohne daß die Polizei vorher die Straßen, die er passieren mußte, durchforscht hätte. Ein tiefes Mißtrauen erfüllte ihn gegen Jedermann. Zuweilen wurde er selbst für die Minister unzugänglich, denen dann irgend ein junger Flügeladjutant seine Befehle zu überbringen hatte. Da er selbst jede seiner Handlungen wohl berechnete, spürte er auch bei Anderen stets nach Zweck und Kalkül ihres Benehmens. Nichts leuchtete ihm so sehr ein, als Macchiavell's Sentenz, man müsse mit seinen Freunden immer in dem Gedanken leben, daß sie unsere Feinde werden können. Hochherzigkeit war ihm fremd. Edle Motive setzte er bei niemandem voraus. Als einmal seinem Sekretär Bourrienne die verlorene Taschenuhr wieder gebracht wurde, war er von diesem Akte von Ehrlichkeit so überrascht, daß er den Finder vom Militärdienste befreite und für dessen Familie sorgte. Und nicht anders als mit der Redlichkeit hielt er es mit der Wahrheit, die zu sagen, nach seiner Meinung, nicht immer zuträglich sei. So verließ er sich auch durchaus nicht auf die offizielle Polizei allein, sondern hatte neben dieser, insbesondere als Fouché 1802 seines Ministerpostens verlustig ging, noch verschiedene geheime Polizeibüreaus, die von ergebenen Generalen: Duroc, Savary, Davoût, Moncey, Junot u. a. geleitet wurden und sich gegenseitig überwachten.

Am Hofe Bonaparte's war es Josephine, die Aristokratin von Geburt, welche den französischen Adel mit der Konsularregierung verband. Durch sie und ihre früheren Beziehungen wurde jetzt mancher alte Name mit der Gegenwart versöhnt und mit seinen Interessen an die neue Staatsgewalt geknüpft. Dagegen markierten die Brüder Joseph und Lucian gewisse re-

publikanische Neigungen, die aber nicht tief genug wurzelten, um nicht schließlich von dem energischen Willen des Cäsars überwunden zu werden. So war es wenigstens bei Joseph. Lucian, der sich als Gesandter am Madrider Hofe ein großes Vermögen erworben hatte, überwarf sich mit Napoleon, weil er, anstatt der verwitweten Königin von Etrurien die Hand zu reichen, eine bürgerliche Ehe einging und dieselbe, trotz allem Einspruch des Bruders, nicht lösen wollte, was ihm schließlich die Verbannung aus Frankreich eintrug. Es gefiel ihm hinterher, sich mit seiner demokratischen Gesinnung zu drapieren. Der dritte Bruder, Ludwig, hatte, auf Josephinens Betreiben, die schöne Tochter derselben, Hortense Beauharnais, geheiratet. Die Verbindung, von beiden Seiten widerwillig eingegangen, war keine glückliche und zeigte deutlich die Feindseligkeit, die zwischen den beiden Familienparteien, den Bonaparte und den Beauharnais herrschte. Die Ursache dieses Zwistes lag in Josephinens Unfruchtbarkeit, welche den Stiefkindern Napoleons eine Bedeutung einräumte, die den Bonaparte unbequem war und ihrem Ehrgeize widerstrebte. Thatsache ist, daß die Geschwister des Konsuls, Lucian voran, schon jetzt von Scheidung sprachen, und daß Josephine in ihrer Besorgnis sogar die Fürsprecherin der Bourbons wurde. Napoleons jüngster Bruder, Jérôme, lebte zu dieser Zeit in Nordamerika ein ziemlich leichtes Leben und heiratete dort die schöne Elisa Patterson in Baltimore, die er später in Europa, auf höheren Befehl, wieder verließ. Er war zu einer großen Stellung in der Marine bestimmt, sollte es aber noch weiter bringen. Von den Schwestern des Gewaltigen war die älteste, Elisa, seit 1797 mit Pascal Bacciochi, einem französischen Offizier von italienischem Adel, vermählt, dem im Jahre 1803 das Kommando des Forts St. Jean in Marseille übertragen wurde. Sie hatte gute schöngeistige Anlagen und versammelte mit Lucian in Paris einen Kreis angesehener Litteraten um sich, von denen sie Fontanes und Chateaubriand bei Napoleon empfahl und emporbrachte. Die schöne aber leichtfertige Pauline

hatte den General Leclerc geheiratet, der in St. Domingo mit Tausenden seiner Landsleute dem gelben Fieber erlag. Als sie dann anfangs 1803 von dort nach Frankreich heimkehrte, fand sich alsbald in dem Fürsten Borghese ein neuer Freier. Die ehrgeizige Karoline, seit 1800 die Gattin des Reitergenerals Murat, den sie geistig weit überragte, war eine der eifrigsten Intriguantinnen gegen die Beauharnais. Mutter Lätitia lebte jetzt in ihrem eigenen Palais in der Hauptstadt, sonnte sich im Glanze ihres Sohnes, ohne aber als erfahrene Frau seinem Glücke so unbedingt zu vertrauen, daß sie nicht die Gunst der Verhältnisse zur Erwerbung reicher Fonds für mögliche schlimmere Tage ausgenutzt hätte. Sie war sich völlig gleich geblieben. Auch ihren korsischen Dialekt hatte sie beibehalten, was Napoleon ihr ernstlich übelnahm, denn er wollte durch nichts an seine fremde Herkunft erinnern. Nützlicher erwies sich ihm Onkel Fesch, der ehemalige Abbé und Magazinverwalter der italienischen Armee. Ein geistliches Mitglied in der Familie war dem Konsul, nachdem er seinen Frieden mit der Kirche gemacht hatte, von nicht geringem Werte. Fesch mußte die weggeworfene Soutane wieder aufnehmen und ward bald nach Abschluß des Konkordates Erzbischof von Lyon und Kardinal.

Dies war der Hof des Mannes, der — wie er sagte — die Politik von ganz Europa lenkte. Und darin lag keine Übertreibung. Er lenkte sie in der That, bereit, wo immer sich ein Widerstand zeigen würde, denselben mit den Waffen niederzuschlagen. Er hatte den allgemeinen Frieden geschlossen, weil er ihn für seine persönliche Geltung benötigte, ihn dauernd zu erhalten, lag weder in dem revolutionären Systeme, das er zu dem seinigen gemacht hatte, noch in seiner eigensten Neigung. Es ist uns von vertrauenswürdiger Seite ein Gespräch überliefert, welches er mit einem Staatsrat führte, kurz bevor er die konsularische Gewalt auf Lebenszeit übertragen erhielt. Der Staatsrat vertrat die Meinung, für Frankreichs Wohl sei die Er-

haltung der Ruhe in Europa vor allem Andern erforderlich, worauf ihm der Konsul mit der Frage entgegnete, ob er denn nicht an die Feindschaft der Mächte glaube, die jetzt den Frieden unterzeichnet hätten. Und als Jener zugeben mußte, daß England, Österreich u. a. auch weiterhin Frankreichs Gegner bleiben würden, sagte Napoleon: „Nun gut, ziehen Sie daraus die Konsequenzen. Wenn diese Staaten stets den Krieg in petto haben, um ihn eines Tages zu erneuern, dann ist es besser, es kommt früher als später dazu. Denn mit jedem Tage verblaßt ihre Erinnerung an ihre letzten Niederlagen, während das Prestige unserer Siege mit jedem Tage sich verringert. Aller Vorteil ist also auf ihrer Seite.*) Halten Sie doch nur fest, daß ein Premierkonsul in Nichts diesen Königen von Gottes Gnaden gleicht, die ihre Reiche wie ein ererbtes Gut betrachten. Ihnen kommt das Herkommen zugute, während es bei uns ein Hindernis ist. Von seinen Nachbarn gehaßt, gezwungen, in seinem Innern verschiedene Klassen Übelwollender im Zaume zu halten und zugleich so vielen äußeren Feinden zu imponieren, bedarf der französische Staat glänzender Thaten, und deshalb des Krieges. Er muß von allen Staaten der erste sein oder zugrunde gehen. Ich werde den Frieden ertragen, so lange ihn die Nachbarn zu bewahren wissen werden, aber ich werde einen Vorteil darin sehen, wenn sie mich zwingen, zu den Waffen zu greifen, ehe sie gerostet sind. Zwischen alten Monarchien und einer neuen Republik wird stets ein kriegerischer Geist herrschen. In unserer Lage seh' ich jeden Friedensschluß nur als kurzen Waffenstillstand an und halte mich während

---

*) Wie richtig dieser Gedanke war, ersehen wir aus einer jüngst veröffentlichten Depesche des englischen Gesandten Withworth vom 1. Dez. 1802. „Jedes neue Friedensjahr", heißt es da, „wird, während es die Konsularregierung schwächt, Kraft und Mut denjenigen verleihen, deren Zweck und Interesse es ist, dieselbe zu stürzen. Thatsächlich unterhalten wir mittelst des Friedens einen Kriegszustand gegen diese Regierung, entschiedener und ihr gefährlicher als offene Feindseligkeit."

meiner Amtszeit für bestimmt, fast ohne Unterbrechung zu kämpfen."

Wer diese Sätze aus dem Sommer 1802 aufmerksam liest — sie mögen nun wirklich mit solchen Worten gesprochen worden sein oder nicht — der wird daraus entnehmen, daß Napoleon das im Jahre 1801 durch Hauterive verkündete Programm der Vorherrschaft Frankreichs mit bewaffneter Hand durchführen wollte. Aber war dies wirklich sein einziger Zweck? handelte es sich ihm wirklich nur, wie er sagte, darum, dem französischen Staate die Hegemonie zu verschaffen? oder lag seine Absicht tiefer, als daß er sie einem Mitgliede des französischen Staatsrates offenbaren durfte? Vielleicht hat er schon jetzt den heimlichen Gedanken gefaßt, den er zwei Jahre später in einem vertrauten Kreise aussprach: „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den Einen zum König von Italien, den Andern zum König von Bayern, Diesen zum Landammann der Schweiz, Jenen zum Erbstatthalter von Holland macht, und ihnen sämtlich zugleich kaiserliche Hofämter als Oberstmundschenken, Obersthofmarschällen, Oberstjägermeistern, Oberstküchenmeistern u. s. w. verleiht. Man wird vielleicht sagen, daß dieser Plan nur eine Nachahmung der alten deutschen Reichsverfassung und keineswegs neu sei. Aber es gibt nichts absolut Neues. Die politischen Einrichtungen drehen sich im Kreise, und oft muß man zu Vergangenem zurückkehren." Man sieht, so sehr er es gerade während des Konsulates liebte, sich als Franzose zu geben, er war es nicht. Wäre er Franzose gewesen, er hätte sich begnügt, Frankreich die erste leitende Stelle unter den Mächten zu verschaffen. Aber das war es eben, daß er keinen französischen Patriotismus und keinen französischen Ehrgeiz besaß, daß er, seitdem er sein kleines Vaterland verloren, keine nationalen Schranken für sein Streben mehr kannte, welches allerdings riesengroß war, weil es die Welt umfaßte, und doch wieder un-

endlich klein, weil es nur der engen Ehrsucht eines Einzelnen diente.*)

Wer so fest und bestimmt den Kampf will, der wird ihn auch haben, ohne sich gerade als Angreifer zu befunden. Und in der That, Napoleons Eroberungen im Frieden haben den Krieg auf's wirksamste vorbereitet und ihn schließlich auch herbeigeführt.

Schon im Herbste des Jahres 1801, nachdem die mit England abgeschlossenen Präliminarien und der Vertrag mit Rußland den allgemeinen Frieden zu Stande gebracht hatten, war Bonaparte rastlos thätig gewesen, aus dem Ruhebedürfnisse der Völker Nutzen zu ziehen und Erwerbungen zu machen, die sein System bedingte. Denn das war das Ergebnis des letzten Ringens, daß die zeitweilige Erschöpfung der europäischen Staaten die Störung des Gleichgewichtes zu Gunsten des Siegers zuließ. Vor allem war es ihm darum zu thun, die innerhalb des französischen Machtzirkels gelegenen Länder durch ihre innere Organisation seiner Gewalt noch unmittelbarer zu Gebote zu stellen. Denn die meisten derselben hatten noch streng republikanische, der Direktorialkonstitution Frankreichs nachgebildete Verfassungen und bildeten mit ihren stets schwankenden Parteiregierungen keine ganz zuverlässigen Werkzeuge. Darum galt es, diese Verfassungen, der neuen französischen Konstitution von 1799 entsprechend, umzugestalten.

---

*) Daß Napoleon wirklich schon 1802 Europa nicht für Frankreich, sondern für sich allein zu erobern gedachte, deutet Lucian in seinen Memoiren (Edition Jung II. 165) zu dem genannten Jahre an: „Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, mein Bruder habe auch nur ein einziges Mal wider Willen Krieg geführt. Ich wußte in dieser Beziehung zu genau, was er im Grunde dachte, und insbesondere in der Zeit, von der ich spreche. Es war ein Gedanke, viel mehr ehrgeizig als patriotisch, der ihm den Krieg zum persönlichen Bedürfnis machte.“

So geschah es zunächst in Holland. Im Einvernehmen mit dem Gesandten der batavischen Republik ward in Paris ein neues Staatsgrundgesetz ausgearbeitet, welches die fünf Direktoren durch einen Präsidenten, der den alten Titel eines „Großpensionärs" führte, und die beiden Kammern durch einen gesetzgebenden Körper von Abgeordneten mit eingeschränkter Kompetenz ersetzte. Dieses neue Statut wurde dem Lande durch das eigene von Frankreich gewonnene und von französischen Truppen aufs kräftigste unterstützte Direktorium aufgenötigt (17. Oktober 1801). Bei einem Plebiscit stimmten 50 000 Holländer dagegen; der Rest schwieg. Dieses Schweigen ward von Napoleon als Zustimmung und die neue Konstitution als ein Willensakt des batavischen Volkes ausgegegeben — nur um der Form zu genügen, denn es stand im Artikel 11 des Friedens von Lunéville: „daß die kontrahierenden Mächte sich gegenseitig die Unabhängigkeit der batavischen, ligurischen, helvetischen und cisalpinischen Republik garantieren und den betreffenden Völkern die Freiheit zusichern, sich jene Regierungsform zu geben, die ihnen gutdünkt."

Ähnlich wie in Holland lagen die Dinge in Cisalpinien. Auch hier gab es noch eine republikanische Direktorialverfassung, auch hier sollte dieselbe verändert werden, indem die Staatsgewalt aus den beratenden Körperschaften völlig in eine einheitliche Exekutive überging, die dann viel leichter von Paris aus zu lenken war als die flüssige Masse der Parteien in den Kammern. Schon im September 1801 hatte Napoleon mit einigen lombardischen Vertrauensmännern sich besprochen, dann von Maret nach seinen Angaben eine Konstitution ausarbeiten lassen und nach Mailand geschickt, damit sie dort insgeheim durchberaten werde. Danach sollte auch hier ein einzelner Präsident an die Spitze der Regierung treten. Das Mailänder Gouvernement ging auf Alles ein und bat nur, Bonaparte möge auch die geeigneten Personen für die Staatsämter bestimmen. Dieser suchte wieder dem erwähnten Lunéviller Artikel entsprechend zu handeln, indem er die hervorragendsten Vertreter der drei

verfassungsmäßigen Volksklassen: des Grundbesitzes, der Gelehrten und der Kaufleute (possidenti, dotti, commercianti) nach Lyon einlud, wo dann, im Einvernehmen mit ihnen, die hohen Stellen besetzt wurden, mit Ausnahme einer einzigen, der des Präsidenten. Diese hatte Napoleon für sich selbst im Auge. Talleyrand mußte die Sache arrangieren. Der kluge Minister benutzte den Anlaß einer Revue über die heimgekehrten ägyptischen Truppen, welche den größten Teil der Fremden an sich lockte, um den in der Stadt verbliebenen Rest der Abgeordneten, ungefähr ein Drittel, zu versammeln und eine Probewahl vornehmen zu lassen, und gab, als dieselbe auf Melzi d'Eril fiel, den Italienern zu verstehen, daß sie noch eine weit bessere Entscheidung treffen könnten. Sie begriffen und beschlossen, Napoleon die Präsidentschaft anzubieten; Melzi sollte Vicepräsident werden. Am 26. Januar 1802 erklärte sich der Erste Konsul von Frankreich dazu bereit. Seine erste Amtshandlung war, daß er den Staatsnamen in „Italienische Republik“ veränderte — ein sehr geschickter Zug, denn schon hatte das Wort Alfieri's von der „Italia virtuosa, magnanima, libera et una“ zahllose Herzen begeistert. Es konnte scheinen, als läge in dem erwählten Namen ein ganzes großes Programm nationaler Einheit und Unabhängigkeit. Und wer hatte mehr die Macht, dasselbe durchzuführen, als der Sieger von Marengo?

Aber damit war es doch nichts weiter als bloßer Schein. Das bewies das Schicksal Piemonts aufs deutlichste. Dieses Land lag vor den Thoren Frankreichs und bildete gleichsam die Brücke zur lombardischen Republik. Seit dem Siege über die Österreicher hatten es die Franzosen besetzt gehalten und auch nach dem Frieden von Lunéville nicht geräumt. Solange Paul I. von Rußland lebte, der u. a. für die legitime Herrschaft des Königs von Sardinien das Schwert gezogen, ließ es Napoleon noch bei der bloßen Okkupation bewenden, um den neugewonnenen Freund nicht zurückzuscheuchen. Kaum aber war der Zar tot, so beauftragte er alsbald den General Jourdan

— den Jakobiner vom 18. Brumaire, der nun dem neuen Monarchen gefügig diente — den Piemontesen zu verkünden, daß ihr Land eine französische Militärdivision bilden und in sechs Präfekturen eingeteilt werde. Gerade so hatte ehevor der Konvent die Annexion der deutschen Rheinländer eingeleitet. Mit der formellen Einverleibung zögerte der Premierkonsul, bis der Definitivfriede mit England geschlossen war. Während der Verhandlungen über denselben gab er seinem Bevollmächtigten die strikte Instruktion, keinerlei Einmischung der britischen Macht in die kontinentalen Fragen zu dulden. Und in der That, Großbrittannien, in seinem unabweisbaren Bedürfnis nach einer wenn auch nur kurzen Frist der Ruhe, brachte dieses Opfer: der Vertrag von Amiens enthielt kein Wort zu Gunsten des Königs von Sardinien. Kaum hatte sich Napoleon nach dieser Seite gesichert, so schritt er auch schon zur förmlichen Besitznahme. Am 4. September 1802 erklärte ein Pariser Senatskonsult Piemont als französische Provinz mit sechs Departements, von denen eines den stolzen Namen Marengo führte.

Am Wiener Hofe herrschte die tiefste Bestürzuug über das rasche Ausgreifen der französischen Staatsgewalt in Italien. „Wie soll" — schreibt der österreichische Minister des Äußern, Graf Ludwig Cobenzl, der Nachfolger Thuguts, an den Gesandten in Paris — „wie soll, was in Italien noch nicht zu Frankreich gehört, seiner Herrschaft entrinnen? Wo wird endlich dieser reißende Strom, der im Frieden noch behender und verwüstender dahineilt als im Kriege, Halt machen?" Der „reißende Strom" sollte noch lange nicht anhalten Da war im Süden von Piemont die ligurische Republik, das Landgebiet der alten Dogenstadt. Auch ihre Verfassung war unzeitgemäß geworden, und am 26. Juni 18.2 überbrachte der französische Gesandte in Genua, derselbe Salicetti, den wir aus Napoleons früheren Jahren kennen, einen in Paris verfertigten Konstitutionsentwurf, den die Regierung dankbar entgegennahm, während sie den Genuesen erklärte: „Dem, der Europa den Frieden gab, kam es zu, auch unserer Republik

eine neue Gestalt zu geben." Ebenso hatte die kleine Republik Lucca schon vorher, im Dezember 1801, von den Tuilerien ihre Verfassung erhalten, mit einem Gonfaloniere an der Spitze, der, ähnlich dem holländischen Präsidenten, rasch wechseln mußte, um nicht zu nachhaltiger Geltung zu gelangen, indes der eigentliche Regent der politische Agent Frankreichs war. Und nicht minder abhängig von Frankreich war das Königreich Toskana-Etrurien, wo Napoleon durch seine Generale Clarke und Murat den jungen unfähigen König und nach dessen Tode im Jahre 1803 die Königin bevormunden ließ und selbst das Detail der Armeeverwaltung festsetzte Endlich wurde im August 1802 das von Spanien abgetretene Elba zur französischen Provinz erklärt, nachdem die Engländer die Insel verlassen hatten. Um auch hier den Schein zu wahren, als handelte er durchaus im Sinne der Bevölkerung, ließ der Konsul eine Deputation von Portoferrajo nach Paris kommen, dieselbe durch den Minister des Innern bewirten, jedem Einzelnen ein paar tausend Franken verehren, worauf sie in einer präparierten Rede das Glück ihrer Mitbürger über die Vereinigung mit Frankreich ausdrückte.

So stand im Hochsommer 1802 ganz Oberitalien bis auf das österreichische Venezien, teils direkt teils mittelbar, unter dem Szepter Frankreichs. Um eine möglichst ungestörte und zureichende Verbindung mit diesen Territorien herzustellen, genügte Piemont allein nicht. Napoleon hatte im letzten Feldzuge die Kommunikation über die Schweizer Alpen schätzen gelernt und gedachte, da doch sein Sinn auf Erneuerung der Feindseligkeiten stand, sich dieselbe dauernd zu sichern. Er verlangte deshalb von der Helvetischen Republik die Abtretung des Walliser Gebietes, durch welches die Straße über den Simplon führte, gegen Überlassung des Frickthales, das ihm Kaiser Franz im Lünéviller Frieden abgetreten hatte. Aber die Walliser wollten von einer Einverleibung in Frankreich nichts wissen, und Napoleon war klug genug, nicht darauf zu bestehen. Er pflegte nie einen Umweg zu scheuen, wenn etwas auf gerader Straße

nicht zu erreichen war. So begnügte er sich auch jetzt damit, daß Wallis von der Schweiz losgetrennt wurde und eine besondere Republik unter einem eigenen Präsidenten bildete. (30. August 1802). Von wirklicher Unabhängigkeit war hier nicht die Rede, denn gleich der zweite Artikel der Konstitution stellte den ganzen Freistaat unter den „Schutz“ der französischen und italienischen Republik, während ihn der Artikel 7 der Mühe überhob, seine Pässe selbst zu überwachen, und Artikel 9 den Wallisern geradezu verbot, irgend eine nach Außen führende Straße ohne Frankreichs Zustimmung zu eröffnen. Aber auch die übrige Schweiz ward nicht minder abhängig von dem westlichen Nachbar. Schon das Direktorium hatte Helvetien als Mittelglied zwischen seiner italienischen und seiner rheinischen Position nicht entbehren können, und Napoleon durfte, wenn er die Offensivstellung der Revolution behaupten wollte — und er konnte nicht anders — nicht darauf verzichten, das Bergland zu dominieren. Darum war es auch zur Zeit des Konsulats ziemlich die allgemeine Ansicht in Europa, er werde sich, wie in der Lombardei, so auch hier an die Spitze der Regierung stellen, und man erzählt, es habe dies wirklich eine Zeitlang in seinem Sinne gelegen. Dem stand aber einmal der Vertrag von Lunéville entgegen, welcher die formelle Unabhängigkeit der Schweiz garantierte, und zweitens die Mahnung Rußlands, der Konsul möge die Selbständigkeit seiner Nachbarn respektieren und damit die Befürchtungen Europas zerstreuen. In der That gab Napoleon seine Absicht, die schweizerische Präsidentschaft zu erwerben, auf, sicherte sich aber seinen Machteinfluß dadurch, daß er den Zwiespalt zwischen den aristokratisch-patriarchalischen Föderalisten und den freigesinnten Zentralisten zunächst durch die Entfernung seiner Truppen bis zum offenen Kampfe anwachsen ließ, um dann als Interessent und bewaffneter Vermittler aufzutreten. Schon hatten die Altföderalisten bei England und Österreich Succurs erbeten, schon war ein englischer Agent in Bern angelangt, um hier im

antifranzösischen Sinne zu wirken, als jener plötzlich dazwischenfuhr. Er ließ neuerdings 30 000 Mann unter General Ney einmarschieren, entbot eine Abordnung von fünfzig Vertretern des Schweizerlandes zu sich nach Paris und oktroyierte ihnen eine Mediationsakte. Dieselbe trug beiden Parteien Rechnung: den Föderalisten, indem sie jedem Kanton seine eigene Verfassung gab, den Fortschrittsmännern, indem sie das Prinzip der Gleichheit aller Staatsbürger aufrecht erhielt. Eine von den Kantons beschickte Tagsatzung mit einem Landammann als Vorsteher hatte die Geschäfte des Bundesstaates nach Außen zu führen. (19. Februar 1803). Mit diesem klugen Schachzug erreichte der Konsul, daß die Schweiz während der ganzen Zeit seiner Regierung Frontreichs im Innern ruhig, jedem fremden Bemühen unzugänglich und nur dem französischen Einfluß unbedingt ergeben blieb.

So sehen wir Napoleon über die eine der natürlichen Grenzen Frankreichs, die Alpen, weit hinausschreiten. Wird er die zweite, den Rhein, respektieren?

In Deutschland war, wie nach dem Frieden von Campo Formio, so auch nach dem von Lünéville, die Frage der Entschädigung jener Fürsten, die auf dem linken Rheinufer ihr Gebiet entweder ganz oder teilweise an Frankreich verloren hatten, unentschieden geblieben. Damals hatte sie der Rastatter Kongreß zu lösen, dessen Abmachungen dann der erneuerte Krieg außer Kraft setzte. Jetzt kam man wieder darauf zurück. In Rastatt war bestimmt worden, daß die beschädigten weltlichen Fürsten durch geistliches Territorium auf dem rechten Ufer schadlos gehalten werden sollten. Der Lünéviller Friede bestätigte dies. Die Absicht, welche Napoleon dabei befolgte, war durchaus die der Revolution, welche die politische Geltung der toten Hand in Frankreich vernichtet hatte und den Grundsatz allgemeiner Säkularisation von Kirchengut über die Grenze trug. Dort, in Deutschland, gab es geistliche, also undynastische Fürsten, die kein Familieninteresse bewog, gleich den weltlichen Reichsständen nach möglichster Unabhängigkeit und Souveränetät

ihres Hauses zu streben. Sie waren deshalb stets feste Stützen des feudalen Kaisertums gewesen, und ihr katholischer Charakter hatte sie auf der Seite Österreichs und seines Herrschergeschlechtes festgehalten. Wurden nun diese Fürstentümer unter den weltlichen d. i. dynastischen Reichsständen aufgeteilt, so erlitt die alte Reichsverfassung eine Erschütterung, das Kaisertum verlor seine unbedingten Anhänger, die trennende Tendenz überwog, und an die Stelle eines Reiches trat als Resultat dieser Umwälzung im besten Falle ein Staatenbund. Dann allein konnte die Reichskonstitution zur Not aufrechterhalten werden, wenn eben nur soviel kirchliches Staatsgut verweltlicht wurde, als zur Entschädigung der zu Schaden Gekommenen nötig war und nicht mehr; sie mußte aber fallen, wenn sämtliche geistliche Fürstentümer säkularisiert wurden. Die revolutionären Regierungen Frankreichs hatten prinzipiell den letzteren Standpunkt eingenommen. Im Jahre 1795, als man in Paris einen Augenblick lang an einen allgemeinen Friedensschluß dachte, ist er im Wohlfahrtsausschuß des Konvents von Sieyès vertreten worden, dessen Projekt der völligen Aufteilung deutscher geistlicher Fürstentümer unter die weltlichen später ohne Zweifel Napoleon und seinen Ministern vorgelegen hat.*) Damals hatte der berühmte Abbé den Grundsatz geltend gemacht, die deutschen Hauptmächte, Österreich und Preußen, seien so weit als möglich vom Rheine zu entfernen und hier nur kleinere Staaten zu dulden, die gegen die Übergriffe Jener bei Frankreich, dem sie treu anhängen würden, Schutz fänden. Hierzu aber seien die geistlichen Fürstentümer, meinte Sieyès, nicht geeignet, da sie, als Wahlfürstentümer ohne Hausinteresse, keine dauernde Anhänglichkeit verbürgten. Deshalb müßten sie verweltlicht werden, wie man schon im westfälischen Frieden einen Teil säkularisiert hatte.

*) Es wird einmal des Näheren dargethan werden müssen, wieviel von der auswärtigen Politik des Konsulats und des Empire gerade auf Sieyès zurückzuführen ist.

War dies der französische Gesichtspunkt, so war derjenige der beiden deutschen Hauptmächte demselben nicht geradezu entgegengesetzt. Was Preußen betraf, so hatte gerade die Säkularisation des westfälischen Friedens die Macht Brandenburgs wesentlich verstärkt; die Vergangenheit dieses Staates beruhte also auf demselben Prinzip, welches jetzt die Revolution verkündete. Und überdies hatte Preußen jetzt ein Interesse den depossedierten Erbstatthalter von Holland auf deutschem Boden zu entschädigen. Was hinwieder Österreich anging, so hatte dieses schon im Frieden von Campo Formio ein geistliches Fürstentum — das Erzbistum Salzburg — für sich gefordert und Frankreich geradezu die Befugnis eingeräumt, ihm dazu zu verhelfen.*) Im Vertrage von Lunéville ward dann festgesetzt, daß auch der Großherzog von Toskana in Deutschland seine Entschädigung finden solle, wozu neuerdings Salzburg und Berchtesgaden bestimmt wurden. Es überwog eben in Wien das österreichische Staatsinteresse über das deutsche Reichsinteresse, wie schon früher einmal unter Joseph II., der Plan einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Fürstenmacht Deutschlands aufgetaucht war. So traf bei keiner der deutschen Großmächte das Problem auf prinzipiellen Widerstand und das war ein entscheidendes Moment. Ein zweites lag darin, daß die Angelegenheit gar keine rein deutsche mehr war. Dadurch, daß man nichtdeutsche Fürsten — Toskana und Holland — auf deutsches Gebiet verwies und sich hierüber in internationalen Verträgen einigte, machte man das deutsche Entschädigungsgeschäft zu einer allgemein europäischen Angelegenheit. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die französische Macht, welche sich den ersten Platz im Völkerkonzert erobert hatte, darauf den wesentlichsten Einfluß nahm und die Angelegenheit nicht auf dem Regensburger Reichstage sondern in den Tuilerien entschieden wurde. Die einzelnen deutschen Dynasten drängten sich zu direkten

*) Artikel 5: „Die französische Republik wird ihre guten Dienste verwenden, damit der Kaiser in Deutschland das Erzbistum Salzburg ꝛc. erlange.“

Verhandlungen mit dem Ersten Konsul. Das war ein Buhlen und Werben um das Wohlwollen Talleyrands und seiner Beamten, ein Bieten und Kaufen um Gunst und Gewähr, ein schimpflicher Handel, in welchem für ein paar Fetzen Landes des Reiches Würde und das Ansehen der Nation dahingegeben wurden. Da ward zuerst am 20. Mai 1802 ein Separatvertrag zwischen Frankreich und Würtemberg abgeschlossen, welcher diesem Staate eine bedeutende Vergrößerung durch geistliches Gebiet in Aussicht stellte, womit — da das würtembergische dem russischen Herrscherhause verwandt war — Alexander I. für die Sache gewonnen werden sollte. Am 23. Mai folgte dann ein ebensolcher Vertrag mit Preußen, welcher Friedrich Wilhelm III. gleichfalls eine weitreichende „Entschädigung" mit geistlichen Gütern zusprach.*) Am 24. wurde in Paris ein Traktat mit Bayern unterzeichnet, und bald nachher folgten Abmachungen mit Baden und Hessen. Auf Grund dieser Übereinkommen entstand dann in Paris der umfassende Entwurf einer allgemeinen Säkularisation, welcher nur das Erzbistum Mainz noch bestehen ließ, und am 3. Juni 1802 erwarb Napoleon Rußlands Zustimmung und Zusage, diesem Entwurf auf dem Regensburger Reichstage mit Frankreich gemeinsam zur Annahme verhelfen zu wollen.

Österreich hatte man absichtlich im Dunkeln gelassen. Sein Gesandter erfuhr die Thatsache der Verständigung mit Rußland und den Entschädigungsplan erst aus dem Moniteur. Kaiser Franz widersetzte sich. Er that es nicht, weil er an der Spitze des Reiches stand und dessen Verfassung und Ansehen gegen fremde Einmischung zu wahren hatte, sondern weil der preußische Gewinnstanteil zu groß, der österreichische zu klein bemessen worden war. Aber es half doch nichts, daß seine Truppen das Bis-

*) Von dem in diesem Vertrage namhaft gemachten geistlichen Territorien finden sich Hildesheim, Paderborn, Eichsfeld, Essen, Werden, Quedlinburg schon in dem Sieyès'schen Entwurf von 1795 als preußischer Anteil.

tumsgebiet von Passau besetzten, welches Bayern erhalten sollte. Die deutschen Fürsten hatten nun einmal gemeinsame Sache mit Frankreich gemacht und Napoleons kategorische Aufforderung zwang den Wiener Hof zum Rückzug. Derselbe mußte sich bequemen, zu Salzburg und Berchtesgaden für Toskana noch Brixen und Trient und ein Stück des Bistums Eichstädt zu empfangen, dafür aber in einem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 alle die in Oberitalien getroffenen Veränderungen gut zu heißen. Unterdessen gelangte in Regensburg der französisch-russische Entschädigungsentwurf zur Annahme und am 25. Februar 1803 in einem Hauptreceß zum Abschluß. Die weltliche Gewalt der geistlichen Fürsten Deutschlands hörte auf zu existieren; die alte Reichsverfassung war in ihren Grundvesten erschüttert.

So hatte Napoleon auch die Völker jenseits des Rheines sein politisches Gewicht fühlen lassen und die kleinen deutschen Nachbarstaaten, insbesondere des Südens, in eine gewisse Abhängigkeit von seinem Systeme gebracht. In dem diplomatischen Feldzuge, den er gegen Österreich geführt, war er durchaus Sieger geblieben: der Donaustaat war vollständig isoliert, und der Dezembervertrag von 1802 bezeichnete seine entschiedene Niederlage. Wenn jener jetzt in seiner Verfolgung der besiegten Macht innehielt, so war es nur, weil er durch eine neue Verwicklung nach anderer Seite abgelenkt wurde.

Der Friede von Amiens mit England hatte allerdings einen Zustand geschaffen, der es gestattete, die Waffen für eine Frist beiseite zu legen, aber er hatte keine dauernde Ruhe verbürgt. Wir kennen die Stimmen, die sich gegen denselben im britischen Parlament erhoben und nachdrücklich betonten, daß man Napoleon Italien und damit die Herrschaft über den Kontinent eingeräumt habe. Während das englische Volk, erschöpft von dem langen kostspieligen Kriege, den Präliminarfrieden vom Oktober 1801 mit Jubel begrüßt hatte, begegnete es dem

definitiven Abschluß desselben im März 1802 bereits mit weit weniger Enthusiasmus. Aus guten Gründen. Denn die Hoffnung der Engländer, die Kampfesruhe für ihren Handel ausnützen zu können, erwies sich schon nach wenig Monaten als Täuschung. Napoleon war nicht nur nicht auf den gewünschten Handelsvertrag eingegangen, sondern hatte vielmehr, auf die Hebung der französischen Industrie bedacht, die britischen Waren von den Häfen Frankreichs und der von diesem abhängigen Staaten, Hollands und Italiens, durch hohe Zölle ferngehalten. So kam es, daß Fabrikanten und Kaufleute jenseits des Kanals sich den Krieg wünschten, der ihren Interessen doch noch immer förderlicher gewesen war, als dieser Friede, der sie ruinierte. Und wie sollte das erst werden, wenn es dem Konsul gelang, das Föderativsystem Frankreichs noch weiter zu erstrecken und damit das Marktgebiet Englands auf dem Kontinent immer mehr einzuschränken? Im Jahre 1798 hatte er durch seine ägyptische Expedition das Kolonialwesen Englands bedroht, jetzt that er mit dessen Industrie dasselbe. Wie dort, so war es auch hier eine Lebensfrage für den Inselstaat, das Ausgreifen des Rivalen nicht zu dulden und sein Übergewicht nach Kräften zu mindern.

Napoleon seinerseits war von der Wahrscheinlichkeit eines Bruches mit England überzeugt, wenigstens hat er schon im Mai 1802 zu dem österreichischen Gesandten in diesem Sinne gesprochen, aber er hielt das Friedensbedürfnis des englischen Volkes, das sich beim Vertragsabschluß weder der Holländer noch der Italiener angenommen hatte, für ein so intensives, daß er doch auf eine längere Zeit der Ruhe von dieser Seite rechnete. Wenigstens hat er einen umfassenden ökonomischen Plan in's Werk zu richten begonnen, der nur unter solcher Voraussetzung gelingen konnte. Derselbe bestand in einer ausgedehnten Kolonialpolitik, die sich einerseits insbesondere auf St. Domingo, andererseits auf die Antillen und das von Spanien abgetretene amerikanische Territorium von Louisiana stützen sollte. Hier wie dort ergaben sich Schwierigkeiten.

Zur Zeit des letzten Krieges hatte auf St. Domingo ein begabter Neger, Toussaint-Louverture, als General der Schwarzen sich hervorgethan und den Engländern so entschiedenen Widerstand geleistet, daß sie abziehen mußten, hatte dann selbst die Herrschaft an sich gebracht und ein straffes aber tüchtiges Regiment begründet. Nach der Verfassung, die er der Insel gab, sollte Frankreichs Oberherrlichkeit nur rein formell erhalten bleiben, während er selbst — man sieht, Napoleon machte bereits Schule — als Präsident auf Lebenszeit unabhängig regieren wollte. St. Domingo erblühte unter ihm. Die von der Sklaverei befreiten farbigen Einwohner hielt seine Autorität zur Arbeit an; die Freigebung des Handels brachte dem Lande reichlichen Gewinn. Dies alles war aber mit Napoleons Kolonialplänen — die Talleyrand inspiriert haben mag — durchaus unvereinbar. Der Konsul verwarf deshalb die Verfassung und sandte seinen Schwager Leclerc mit einer Armee von 25000 Mann hinüber, um die kommerzielle Abhängigkeit der Insel von Frankreich wieder herzustellen. Diese Armee, welcher Napoleon den entfernten Wirkungskreis unter einem verderblichen Klima anwies, war wohl, nebenbei gesagt, nicht ohne Absicht aus denjenigen Truppenkörpern erwählt worden, die im letzten Kriege unter Moreaus Oberbefehl gestanden hatten und zu dessen und des republikanischen Systems treuesten Anhängern gehörten. Da Leclerc, gleich dem nach Martinique entsandten Richepanse, auch die Aufgabe hatte, die Sklaverei der Schwarzen wiedereinzuführen, widersetzte sich Toussaint mit seinen Negern und konnte nur mit großer Mühe von den Franzosen, die hier Wunder an Mut und Ausdauer verrichteten, gegen das Versprechen einer Amnestie zur Ergebung genötigt werden. Aber die Expedition mißlang dennoch. An jedem Tage wurden Hunderte der Tapferen vom Fieber hinweggerafft, so daß Leclerc im Juli 1802, nach sieben Monaten Aufenthaltes, nur noch 8000 Mann besaß. Er fürchtete einen neuen Anschlag Toussaints, der seinen Generalsrang behalten

hatte, und riet Napoleon, denselben nach Frankreich kommen und dort festnehmen zu lassen. Das geschah, und Ende März 1803 endete Toussaint im Fort Joux als ein Opfer des rauhen Himmels und einer schonungslosen Behandlung. Aber auch Leclerc starb jenseits des Ozeans am Fieber dahin, und sein Nachfolger konnte, trotz bedeutender Verstärkungen, die Gewalt Frankreichs nicht befestigen, noch im Jahre 1803 haben die Franzosen die Insel gänzlich verlassen müssen. Und ebenso kam auch die zweite Stütze der napoleonischen Kolonialpolitik ins Schwanken: die Vereinigten Staaten von Nordamerika legten gegen die Ausbreitung der Franzosen in Louisiana ein drohendes Veto ein. Und endlich trübte sich nun auch der Friede mit England rascher als Napoleon vorausgesetzt hatte und raubte seinem Plane die allerwesentlichste Grundlage, die sichere Kauffahrt auf dem Ozean.

Während der Expedition nach St. Domingo, im Laufe des Jahres 1802, hatte die öffentliche Meinung in England immer entschiedener gegen Frankreich Stellung genommen, so zwar, daß sich schließlich auch das friedliebende Ministerium Addington dem Drucke nicht mehr entziehen konnte. Noch waren die Bestimmungen des Vertrages von Amiens nicht alle erfüllt, noch lag ein wichtiges Pfand in den Händen der Briten: die Insel Malta, die wertvolle Etappe auf dem Wege nach Indien. Angesichts der Übergriffe Frankreichs auf dem Kontinente säumte man, das Eiland — wie versprochen war — dem Johanniterorden zurückzustellen, und sah vielmehr eine erwünschte Kompensation für Napoleons Ausbreitung in dessen Besitz. Was den Fall noch schwieriger machte, war, daß englische Journale in beißenden Ausfällen die Person des französischen Machthabers angriffen und die Londoner Regierung dessen Forderung, diese journalistische Hetze nicht zu dulden, mit dem Hinweis auf die gesetzliche Freiheit der Presse in England ablehnen mußte. Es war eine feindselige Spannung, die mit jedem Tage wuchs. Napoleon ist rasch entschlossen. Er wird zunächst drohen. Ließ sich die fremde Macht

einschüchtern, so erreichte er damit, daß sein Prestige in Frankreich und Europa nur um so höher stieg; wollten aber die Engländer den Krieg, dann freilich mußte das Kolonialprogramm fallen gelassen werden, aber dann winkte doch auch — da Großbritannien nicht ohne Bundesgenossen bleiben würde — die Aussicht auf einen vorteilhaften Landkrieg, an den, wie wir sahen, der Premierkonsul fortwährend dachte.*)

Ein Anlaß fand sich, als England im Herbste 1802 wegen der durch Ney's Einmarsch verletzten Neutralität der Schweiz Beschwerde führte. Da diktierte Napoleon seinem Minister des Auswärtigen eine Instruktion für den Gesandten Otto in London in die Feder, welche seine ganze künftige Politik im Keime zeigt. Mit der Schweiz sei es beschlossene Sache. Er werde nicht dulden, daß sich in den Alpen britische Söldlinge festsetzen. Drohe man jenseits des Kanals mit Krieg, so entstehe die Frage, von welcher Art derselbe sein würde. Ein bloßer Seekrieg hätte für England, der geringen Beute wegen, wenig Wert. Es würde allerdings die französischen Häfen blokieren, aber zugleich auch selbst blokiert werden, da sofort nach Ausbruch der Feindseligkeiten alle Küsten von Hannover bis Tarent von französischen Truppen bewacht würden. Und wie, wenn der erste Konsul die Flachschiffe aus Flandern und Holland herbeizöge und Transportmittel für hunderttausend Mann herstellte, um England in steter Angst vor einer immerhin möglichen, ja wahrscheinlichen Invasion zu erhalten? Wollte andererseits das Londoner Kabinett den Kontinentalkrieg wieder entzünden, dann würde es nur Napoleon zwingen, Europa zu erobern. „Der Premierkonsul ist erst dreiunddreißig Jahre alt", heißt es am Schlusse, „er hat vorerst nur Staaten zweiten Ranges vernichtet. Wer weiß, in wie kurzer Zeit er, einmal dazu gedrängt, das Antlitz Europas zu

*) Schon im Mai 1802 hatte er dem österreichischen Gesandten angekündigt, daß ein Bruch mit England notwendig einen Krieg auf dem Kontinent mit sich bringen würde.

verändern und das abendländische Kaiserreich wiederzuerwecken im Stande wäre?“ (23. Oktober 1802). Der Gesandte brachte all dies nur sehr abgeschwächt in London zum Ausdruck, und der Friede blieb fürs Erste noch erhalten. Talleyrand und die übrigen Minister, ebenso die Brüder Napoleons, waren durchaus für die Vermeidung des offenen Kampfes. Nur der Konsul ließ sich durch die fortwährende Weigerung Malta zu räumen, und den herausfordenden Ton der englischen Blätter zum Kriege bewegen. Er gab seine Kolonialpolitik wirklich auf und drängte nun selbst zur Entscheidung. Er ließ jetzt einen Bericht seines Generals Sebastiani, den er in geheimer Mission nach Ägypten geschickt hatte, im Moniteur abdrucken, worin gesagt war, daß die Engländer auch Alexandrien noch nicht geräumt hätten, daß aber bei den Feindseligkeiten zwischen Türken und Mameluken, die jetzt dort herrschten, 6000 Franzosen hinreichen würden, das Land auf's neue zu gewinnen. Wenn dieser Bericht veröffentlicht worden war, um England zu reizen, so erreichte er vollkommen seinen Zweck.*) Der Gedanke, die Straße nach Indien neuerdings gefährdet zu sehen, war den Briten unerträglich, und an eine Herausgabe Maltas ihrerseits nun erst recht nicht mehr zu denken. Aber Napoleon ging noch weiter. In dem Jahresberichte, den er im Februar 1803 dem Gesetzgebenden Körper vorlegte, war vom Kampfe der beiden englischen Parteien, der friedlichen gegen die franzosenfeindliche, die Rede, und wie Frankreich auf den Sieg der letzteren mit einer halben Million Streiter vorbereitet sein müsse. England allein allerdings — hieß es darin — sei Frankreich nicht gewachsen. Durch diese neue Geringschätzung war der britische Nationalstolz aufs Tiefste gekränkt. Georg III.

*) Daß dies die Absicht war, bezeugt Sebastiani selbst, indem er später erzählte, der Konsul habe, nachdem er ihm seinen Rapport vorgetragen, ausgerufen: „Nun, das wird hoffentlich genug sein, um John Bull zum Kriege zu treiben. Ich für mein Teil fürchte ihn nicht.“ So Lucian in seinen Mémoiren II. 165.

stellte ein Ultimatum, welches u. a. die Entschädigung des Königs von Sardien, die Räumung Hollands und der Schweiz durch die Franzosen forderte. Es ward abgelehnt. Mitte Mai 1803 verließen die beiderseitigen Gesandten die Residenzen. Der Krieg war erklärt.

Die Feindseligkeiten hatten mittlerweile bereits begonnen. Schon seit Wochen vorher machte England auf alle französischen Kauffahrer, die des Friedens froh ausgelaufen waren, Jagd, und Napoleon antwortete darauf mit der Verhaftung aller Engländer, die sich in Frankreich aufhielten. Bald nachher blokierten britische Geschwader die französischen Häfen, und nun begann der Konsul sein Kampfprogramm, wie er es in jener Instruktion an Otto aufgestellt hatte, Punkt für Punkt auszuführen. Es bestand, wie wir wissen, vornehmlich aus drei Aktionen: einmal seinerseits England zu blokieren, indem man dessen Schiffen die Kontinentalküste „von Hannover bis Tarent" durch die französische Wacht unzugänglich machte; zweitens durch die Ansammlung eines Expeditionsheeres am Kanal mit einer Invasion zu drohen; drittens, falls es der britischen Macht gelingen sollte, einen Koalitionskrieg auf dem Festlande zu entzünden, das Festland sich dienstbar zu machen, soweit die Waffen reichten. Dieses Programm ward noch besonders dadurch illustriert, daß der Konsul jetzt den Festtag der Jungfrau von Orleans wieder aufleben ließ, um den Chauvinismus gegen den alten Feind zu nähren.

Noch im Mai ließ er ein Armeekorps in das zu Englands Staatsgebiet gehörige Hannover einrücken, wo die kurfürstlichen Truppen sich ohne viel Widerstand zu einer Kapitulation bequemten. Durch diese Okkupation wurden den feindlichen Schiffen die Mündungen der Weser und Elbe versperrt und dem britischen Handel die wichtigste Verbindung mit Norddeutschland benommen. Bald äußerten sich die Folgen. „Sie haben" — schreibt Napoleon an General Mortier — „England einen herben Schlag versetzt; schon haben viele Häuser falliert." Er ermahnt ihn, persönlich darüber zu wachen, daß keine britische Waren-

sendung Durchgang finde. Bald darauf, im Juni, rückte ein anderes Armeekorps unter St. Cyr ins Königreich Neapel ein und besetzte — traktatwidrig — die Häfen von Tarent, Brindisi und Otranto.

Damit waren die beiden Endpunkte des Kordons fixiert, und nun ward, was dazwischen lag, eng und fest an Frankreichs Politik gebunden. Zunächst die batavische Republik. Sie wurde vertragsweise genötigt, eine französische Truppe von 18 000 Mann zu ernähren und eine eigene von 16 000 Mann beizustellen, außerdem noch fünf Linienschiffe und hundert Kanonenschaluppen für den Seekrieg zu liefern. Dafür garantierte ihr Napoleon die Integrität und stellte ihr den Wiedergewinn aller Kolonien, die im Kriege verloren gehen sollten, und unter günstigen Umständen auch den von Ceylon in Aussicht (25. Juni 1803). Dann wurde die Schweiz zu Frankreichs Vorteil verpflichtet. Eine Offensiv- und Defensivallianz mit dem mächtigen Nachbar legte ihr die Steuer einer Armee von 16 000 Mann auf, die, wenn Frankreich angegriffen würde, bis auf 28 000 Mann erhöht werden sollte, d. h. ein großer Teil der Wehrkraft des Landes wurde einem durchaus fremden Interesse dienstbar. Endlich wurden auch Spanien und Portugal herangezogen. Mit Spanien war es zu einer nicht unbedeutenden Differenz gekommen. Als Napoleon nämlich im Frühling 1803 seine Kolonialpolitik definitiv aufgab, erwog er, daß ihm nun das von Karl IV. erworbene und von den Vereinigten Staaten angestrebte Louisiana nur zur Last sein würde und ließ dem Präsidium von Nordamerika den Kauf der Landschaft anbieten, der dann wirklich um den Preis von 80 Millionen Franken zustande kam. Nun hatte sich aber Spanien das Vorrecht der Wiedererwerbung Louisiana's in seinen Verträgen mit Frankreich vorbehalten, und in Madrid erzeugte Napoleons Rechtsverletzung so tiefe Aufregung, daß der Friedensfürst Godoy an Widerstand gegen den Nachbar dachte, namentlich als der Konsul jetzt statt der seit 1796 vereinbarten fünfund-

zwanzig Schiffe und 28 000 Mann, welche der Madrider Hof im Kriegsfalle für Frankreich bereit zu halten hatte, hohe Geldsubsidien, 6 Millionen Franken per Monat, verlangte und diese Forderung durch ein bei Bordeaux gesammeltes Heer unterstützte. Aber Bonaparte ließ sich keinen Widerspruch bieten. Er verklagte den Friedensfürsten bei seinem Könige und vermied sogar nicht, auf das anstößige Verhältnis desselben zu dessen Gemahlin hinzudeuten. Das Mittel half. Der Minister demütigte sich, und am 19. Oktober 1803 kam der Vertrag nach Napoleons Wunsche zu stande. Damit war Spanien in die Reihe von Englands Feinden eingetreten und mußte es erfahren, daß das britische Kabinett ihm im Jahre 1804 offen den Krieg erklärte. Natürlich konnte Portugal von alledem nicht unberührt bleiben. Es wurde genötigt, sich von Frankreich seine Neutralität für eine Million Franken monatlich zu erkaufen. Im Februar 1804 ward auch Genua die Verpflichtung auferlegt, dem gewaltigen Nachbar für dessen Kriegszwecke 6000 Matrosen zu steuern.

Während der Konsul auf diese Weise die „Blokade“ Englands ins Werk richtete, sammelte er an den Gestaden des Kanals bei Boulogne eine imposante Armee, die er vortrefflich ausrüstete und — sei es zur bloßen Demonstration, sei es in wirklicher Absicht — für den Übergang nach England exerzierte; flache Transportboote wurden in großer Anzahl gebaut, die Feldsoldaten im Matrosendienste geübt. Es war ein kolossaler Apparat, der hier zum Schrecken John Bull's entfaltet wurde. Aber er sollte fürs Erste noch nicht in Aktion treten. Der äußere Feind war eben nicht der einzige, gegen den Napoleon zu kämpfen hatte. Im Innern von Frankreich erstand ihm ein anderer, der mit Armeen und Flotten nicht zu bekriegen war. Wider ihn wendet er sich jetzt. Er wird ihn bezwingen und mit seinem Genie des Emporkommens den niedergeworfenen Gegner als Piedestal zu neuer Größe benützen.

Nachdem die Partei der Jakobiner durch die Ächtungsdekrete von 1801 auf den Tod getroffen worden war, gab es nur noch zwei politische Gruppen, die das herrschende System persönlicher Regierung und den, der es vertrat, mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgten: erstens die gemäßigten Republikaner, die Bourgeois vom 13. Vendemiaire, die in dem General Moreau ihren Führer hatten, und zweitens die ins Ausland vertriebenen Ultra-Royalisten, welche in der Vendéer Kapitulation von 1800 nur einen Waffenstillstand erblickten, den sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zu brechen entschlossen waren. Die Letzteren hatten in England ihr Hauptquartier, in Karl von Artois, dem Bruder des hingerichteten Ludwig XVI., ihren obersten Chef, in Pichegru, Dumouriez u. a. ihre aktivsten Agenten. Diese beiden Parteien waren während des Friedens ruhig verblieben. Jetzt, nach dem Wiederausbruch des Krieges schöpften sie neue Hoffnung. Ja, es bildete sich nun sogar eine wenn auch nur äußerliche Verbindung zwischen ihnen: Pichegru kam nach Paris und näherte sich Moreau. Diesem, der nicht zu umgehen war, sollte zu einer vorübergehenden Machtstellung verholfen werden, damit er dann die Rolle Monks spiele und den Bourbons den Weg zur Heimkehr bahne. Das Komplott gründete sich auf die Voraussetzung, daß es möglich sein werde, Napoleon zu beseitigen. Man wollte ihn jetzt sicherer treffen als an jenem Weihnachtsabend in der Rue St. Nicaise, wo die Höllenmaschine ihr Ziel verfehlte. Zu diesem Ende kam auch Georges Cadoudal, einer der Feldherren der Vendéer, insgeheim nach Frankreich, um hier mit vertrauten Parteigängern, die der langjährige Bürgerkrieg zu wahren Banditen der Politik herangebildet hatte, das Attentat auszuführen. Sie wollten in hinreichender Anzahl den Premierkonsul, wenn er, von seinen Garden umgeben, durch die Stadt fuhr, offen anfallen, ihn festnehmen — der Moniteur versicherte: töten — und mit ihm sein Regiment stürzen. Einzelne englische Minister waren in den Plan eingeweiht und billigten ihn,

wenigstens soweit es galt, den verhaßten Feind zu Fall zu bringen. Aber Napoleon war gewarnt. Seine Londoner Agenten hatten ihm den Anschlag verraten, ehe noch einer der Verschworenen französischen Boden betreten hatte. Als diese dann ankamen wurden sie einzeln verhaftet, und man erfuhr — nicht ohne Anwendung zwingender Mittel — den ganzen Umfang der Verschwörung. Auch Moreau ward festgenommen. Nach einem langwährenden Prozeß wurde Cadoudal mit einer Anzahl seiner Helfer erschossen; Pichegru fand man in seinem Gefängnis erwürgt; Moreau, dessen Einverständnis zwar mit Diesem, aber nicht mit Cadoudal erwiesen werden konnte, ward nach einer von Napoleon erzwungenen Revision des gefällten Spruches zu zwei Jahren Gefängnis, später zur Verbannung nach Amerika verurteilt. Das Entscheidende war, daß die bourbonische Sache kompromittiert erschien und daß Moreau, der einzige gefährliche Rivale des Ersten Konsuls, durch seine wenn auch noch so lose Verbindung mit den Verschwörern seine Geltung in der Armee verlor, während Napoleons Popularität durch die Gefahr, die ihm gedroht, bei der parteilosen Bevölkerung nur noch erhöht wurde.

Aber er selbst vernichtete einen Teil dieses günstigen Eindrucks durch eine That, die jeder Rechtfertigung spottet. Cadoudal hatte im Verhör ausgesagt, daß die königlichen Prinzen von Frankreich um den Anschlag wußten und bei dessen Ausführung anwesend sein wollten. Er hatte damit Artois gemeint, der in der That im Einverständnis war und sein Erscheinen in Paris in Aussicht gestellt hatte. Daraus ging allerdings hervor, daß einzelne Mitglieder des Hauses Bourbon mitschuldig an dem Attentate waren. Aber nicht alle, nicht z. B. die Condé's, welche die Verschwörung mißbilligt und jede Beteiligung abgelehnt hatten. Zu diesem Zweige des bourbonischen Stammes zählte als letzter Sproß der junge Prinz von Enghien. Den hatte die Liebe zu seiner Base Charlotte von Rohan in das badische Ettenheim geführt, welches

noch zu dem Sprengel des Kardinals Rohan gehörte und diesem Kirchenfürsten und seiner Nichte seit der Revolution als Wohnort diente. Der Prinz lebte hier von einer englischen Pension, für die er jetzt, wo der Krieg entbrannte, entweder jenseits des Kanals zu fechten oder auf dem Kontinente nützlich zu sein wünschte, etwa in der Weise, daß er aus den unzufriedenen Elementen, die sich immerhin im Elsaß und in den dortigen Garnisonen zeigten, ein Freikorps bildete. Das Anerbieten ward von der britischen Regierung abgelehnt, und Enghien mußte sich in seinem Exil mit Unthätigkeit bescheiden. Da traf es sich, daß England, wie in der Schweiz, so auch in Süddeutschland, durch geheime Agenten gegen Frankreich wühlen ließ, worüber in Paris übertriebene Berichte einliefen. Eine solche Nachricht nun brachte den jungen Condé in Beziehung zu diesen Emissären, unter denen man u. a. den gefürchteten Emigranten Dumouriez entdeckt haben wollte. Daraus schloß Napoleon, daß auch Enghien dem Komplott gegen seine Person nicht ferne stehen könne, und faßte den Gedanken, sich — da er Artois' nicht habhaft werden konnte — seiner zu bemächtigen. Daß er zu diesem Behufe in einen fremden Staat einbrechen und die Gesetze des Völkerrechtes verletzen mußte, galt ihm wenig. Mitte März 1804 ging General Ordener mit ein paar hundert Dragonern über den Rhein, nahm den Prinzen, der sich just zur Jagd anschickte, fest und brachte ihn nach Straßburg, von wo er sofort nach Paris eskortiert wurde.

Unterdes ward hier in einem engen Rate das schließliche Schicksal des Gefangenen erwogen. Napoleon äußerte die Absicht, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen, Cambacérès mahnte hiervon ab, Lebrun äußerte sich ausweichend, Talleyrand und Fouché aber rieten dringend zu, und so blieb der Konsul dabei, obgleich er sich aus den Papieren des Prinzen überzeugen konnte, daß derselbe zu den Verschwörern in keinerlei Beziehung stand, und der verhaßte „Dumouriez“ sich in einen nebensächlichen „Thumery“ verwandelte; er blieb dabei,

lediglich in der Absicht, einen Bourbon zu opfern, um die übrigen von weiteren Angriffen abzuschrecken. Noch am Abende der Ankunft Enghiens in Vincennes wurden die sorgfältig ausgewählten Beisitzer eines Militärgerichts dahin berufen. Der Angeklagte ward einem Verhör unterzogen, in welchem er jeden Zusammenhang mit Pichegru und den Anderen in Abrede stellte, dagegen aber, stolz auf der Wahrheit bestehend, erklärte, er habe allerdings seit dem Wiederbeginne des Krieges englische Dienste nachgesucht und am Rhein eine Rolle zu spielen gehofft, und daß er früher gegen Frankreich gekämpft, sei männiglich bekannt. Dies genügte den Richtern, um einen Spruch zu fällen, von dem sie wußten, daß er ihrem Herrn gefallen würde — nicht ganz ohne einen Schein von Recht, da die Revolution in jeder ihrer Phasen den offenen Kampf eines Franzosen gegen sein Vaterland mit dem Tode bedroht hatte und das betreffende Gesetz noch in Kraft bestand. Mit Bezug hierauf war es wohl auch, wenn Napoleon auf die Bitten seiner Gattin um Milde für den Gefangenen erwiderte: „Ich bin der Mann des Staates, ich bin die französische Revolution, und ich werde sie aufrecht erhalten.“ Kaum hatten die Obersten des Kriegsgerichts das Urteil unterzeichnet, so ward noch im Dunkel derselben Nacht — es war der 20. März 1804 — der Prinz in den Schloßgraben hinabgeführt, dort vor ein zubereitetes Grab gestellt und von einem Peloton Gendarmen erschossen. Nach allen authentischen Berichten starb der letzte Condé als ein wahrer Held.*)

*) Einen Augenblick vor seinem Ende hatte er mit seinem letzten Gruß einen Ring und eine Haarlocke dem kommandierenden Offizier für die Prinzessin Rohan eingehändigt. Man hat diesen Wunsch des Verurteilten unerfüllt gelassen. Die Reliquien blieben bei den Akten des Prozesses im Pariser Polizeiarchive liegen, bis diese in den fünfziger Jahren auf Befehl Napoleons III. an die kaiserliche Kanzlei übergeben wurden. Seitdem sind die Faszikel verschollen. (Lalanne, Les derniers jours du Consulat p. XII.)

Stummes Entsetzen folgte der Unthat. Ein Glied der Familie, die Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, war in Frankreichs Hauptstadt auf den Wink eines Fremdlings verurteilt und hingerichtet worden. Also waren die Blutgerichte der Schreckenszeit auch jetzt, unter diesem Regimente, welches doch sonst so vortreffliche Gesetzbücher abzufassen wußte, noch nicht zu Ende? Und wenn noch der Prinz wirklich mit den Verschwörern gegen das Staatsoberhaupt im Bunde gestanden hätte, man würde sein Los begriffen haben. Aber dies war nicht der Fall. Man hatte ihn erst rauben müssen, um ihn zu töten. Und auch nicht etwa in der Hitze blind leidenschaftlicher Empörung über die verbrecherischen Anschläge war die That befohlen worden, sondern nach langsam ruhiger Erwägung, wie ein Staatsakt. Mit den Worten: „meine Politik“ glaubte Napoleon jeden Einwand gegen seine Strenge zurückzwingen zu können und kennzeichnete diese Politik, indem er sagte: „Wenigstens sollen sie sehen, wessen wir fähig sind, und werden uns künftig in Ruhe lassen.“ Aber es gelang ihm nicht, irgendwen zu überzeugen. Selbst diejenigen Kreise, welche die Rücksicht auf materielle Vorteile eng an ihn band, blieben nicht unempfindlich. An der Börse fiel die Rente um ein Beträchtliches, und der Konsul mußte Millionen aufwenden, um den Kurs zu stützen und das Aufsehen zu verringern. Man hatte ihm bisher, neben der Achtung für sein Genie, noch mannigfache Sympathie entgegengebracht. Diese entzog man ihm jetzt und ertrug fortan sein Regiment lediglich aus Berechnung. Er konnte nur noch auf Gehorsam, nicht mehr auf Neigung zählen, und auch darauf nur solange, als die Franzosen ihre Interessen durch ihn noch immer am besten gewahrt glaubten. Diesen Glauben allerdings hat die Blutthat von Vincennes nicht zu tilgen vermocht. „Der Prozeß Moreau und vor allem der Tod Enghiens brachten die Gefühle in Aufruhr, aber sie erschütterten nicht die Meinungen“, erzählt die Rémusat in ihren Mémoiren, und der preußische Gesandte am Pariser Hofe, Lucchesini, dessen

vortrefflicher Bericht über diese Vorgänge kürzlich bekannt geworden ist, sagt darin: „Wenn der französische Nationalcharakter nicht zu allen Zeiten seinen Handlungen mehr den Stempel der Lebhaftigkeit als den der Beständigkeit aufgedrückt hätte, man könnte meinen, der Erste Konsul habe durch den Gewaltakt gegen den Herzog von Enghien ein großes und wichtiges Stück von dem Vertrauen, dem Enthusiasmus, der Ergebenheit und Neigung eingebüßt, auf denen seine gegenwärtige Autorität beruht und auf die seine künftige Würde sich gründen soll. Aber vielleicht kennt er die Franzosen besser als sie selbst sich kennen; vielleicht hat ihn das Beispiel des Kardinals Richelieu — der einen Montmorency hinrichten ließ — gelehrt, daß in Frankreich gerade die kühnsten Staatsstreiche die oberste Gewalt eher befestigen als erschüttern."

Die Vermutung des Diplomaten war keine ganz unrichtige. Wir kennen Napoleons Streben nach der Monarchie in jeder seiner Phasen. Vor zwei Jahren hatte er sich noch mit dem Konsulat auf Lebenszeit begnügt. Aber es war nicht seine Meinung gewesen, dabei stehen zu bleiben. Schon im Mai 1802 wußte der österreichische Gesandte nach Hause zu berichten, es solle ihm die höchste Gewalt für die Dauer seines Lebens als einem „Kaiser der Gallier" übertragen werden, und genau zur selben Zeit meldete der Geschäftsträger Preußens, der Konsul habe nicht nur die Absicht, seinen Titel zu ändern sondern auch die souveräne Gewalt in seiner Familie erblich zu machen. Im März 1803 notierte der Engländer Jackson Ähnliches in sein Tagebuch, und von da ab tauchte die Idee des „Empire des Gaules" nicht mehr unter. Napoleon selbst spielte hier die gleiche Rolle wie bei den früheren Gelegenheiten. Er wollte auch jetzt wieder gesucht sein. Und auch jetzt wieder fand sich ein geeigneter Vermittler. Fouché, der den Verlust des einträglichen Polizeiministeriums noch nicht verschmerzt hatte, hoffte es zurückzuerhalten, wenn er den geheimen Wunsch des Premierkonsuls in Erfüllung brachte. Die Konspiration gegen denselben und den

in seiner Person bedrohten inneren Frieden lieferte die passende Handhabe. Aus den Provinzen, von Korporationen u. s. w. waren zahllose Glückwunschadressen eingetroffen, und Fouché einigte sich auf Grund dieser Kundgebungen mit einer Anzahl von Senatoren über eine neue Verfassungsänderung, die herbeizuführen der Senat seit 1802 bekanntlich das Recht hatte. Auf diese Körperschaft hatte die Gefahr, in der der Konsul geschwebt, den tiefsten Eindruck gemacht. Ein Umsturz hätte die Senatoren offenbar um ihre einträglichen Stellen gebracht, indem er sie der korrumpierenden Freigebigkeit Napoleons beraubte. Und zu dieser eigensüchtigen Erwägung gesellte sich eine zweite. Es war nicht zu leugnen: ein Staatsstreich und der damit verbundene Unfriede im Innern war viel leichter möglich, solange das herrschende System nur auf zwei Augen stand und es nur eine einzige Person aus dem Wege zu räumen galt. Anders wurde die Sache, wenn man dasselbe erblich machte, so daß sogleich ein legitimer Nachfolger in die Stelle Napoleons eintreten und dessen Maximen weiterführen konnte, denn dann verbürgte diese Erblichkeit allein schon eine größere Stabilität, indem sie weitere Attentate als erfolglos und unfruchtbar verhinderte. Die Vererbung der revolutionär-monarchischen Gewalt war also ebenso eine Forderung des allgemeinen Interesses wie des besonderen Vorteils der Senatoren, und darum wurde ihre Gesetzerklärung auch durch die Unthat von Vincennes nicht verhindert, darum stand kaum acht Tage nach dem unseligen Vorgang eine Senatsdeputation vor dem Ersten Konsul und sprach ihn mit den Worten an: „Sie haben eine neue Ära gegründet, Sie müssen sie verewigen. Der Erfolg ist nichts ohne die Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß auch Sie bereits diese große Idee beschäftigt hat, denn Ihr schöpferisches Genie umfaßt alles und vergißt an nichts. Aber zögern Sie nicht länger. Die Zeitumstände und Ereignisse, die Verschwörer und die Ehrsüchtigen, die Unruhe, welche alle Franzosen bewegt, drängen Sie dazu. Sie können Zeit und Umstände meistern, die Ehrsüchtigen entwaffnen, ganz

Frankreich beruhigen, wenn Sie Einrichtungen schaffen, die Ihr Gebäude festigen und den Söhnen erhalten, was Sie den Vätern gegeben. Das Staatsschiff darf nicht Gefahr laufen, seinen Piloten zu verlieren, ohne durch einen Anker gegen Schiffbruch gesichert zu sein. Seien Sie überzeugt, daß der Senat hier im Namen aller Staatsbürger spricht."

Die Senatoren hatten Recht. Als ihr Vorgehen bekannt wurde, fand es viel mehr Beifall als Widerspruch. „Nicht, daß irgend ein Affekt von Neigung die neue Erhöhung Napoleons und seiner Familie begünstigt hätte", sagt Miot von Melito, „nein, er war zu keiner Zeit weniger geliebt als jetzt. Aber das Bedürfnis nach innerer Ruhe und Beständigkeit war so dringend, die Zukunft so beunruhigend, die Furcht vor dem Terrorismus so groß, die Rückkehr der Bourbons, die so viel zu rächen hatten, so drohend, daß man gierig alles ergriff, was diese Gefahren beschwören konnte, gegen die man auf andere Weise sich nicht zu schützen wußte." *)

Aber Napoleon war nicht damit zufrieden, daß ihm die neue Würde vom Senate übertragen wurde. Dafür war die Abhängigkeit dieser Körperschaft von der Regierung viel zu offenkundig. Er wollte sie von denen angeboten erhalten, die ehedem die Monarchie bekämpft hatten. Sein Kalkül war ohne Zweifel der, hiermit jeder Opposition von vornherein vorzubeugen und zugleich eine Verwechselung seines Herrschertums mit dem der Könige von Frankreich unmöglich zu machen, denn er konnte doch nicht

*) Miot begegnet sich hierin mit anderen Zeugen. „Man erwartet allgemein dieses Ereignis," schreibt der preußische Gesandte nach Hause, „und so ansehnlich auch die Zahl der Unzufriedenen mit diesem Unternehmen sein mag, welches den Wünschen der Royalisten ebenso entgegen ist wie den Grundsätzen der Republikaner, so werden doch Paris und Frankreich in diesem Falle kaum ihre wahren Gefühle äußern. Man will allenthalben Ruhe haben, man wünscht Garantien für die gegenwärtigen Besitzverhältnisse, die Aussicht auf eine ungestörte Zukunft. Die neue Ordnung der Dinge läßt sie hoffen."

gut heute einen der Bourbons töten, um morgen selbst als Usurpator ihres Erbes aufzutreten. Vom Tribunat sollte die Sache ausgehen. Ein Mitglied desselben, Curée, dem man Aussicht auf einen der reich dotierten Plätze im Senat eröffnete, ward gewonnen, um folgenden, im Kabinett des Konsuls formulierten Antrag zu stellen: 1) Napoleon Bonaparte werde als Kaiser mit der Regierung der französischen Republik betraut; 2) die Kaiserwürde werde erblich erklärt für seine Deszendenten. Ein zweiter Tribun, der ehedem am 18. Fruktidor exiliert worden war, hatte diesen Antrag zu unterstützen. In der Sitzung vom 30. April 1804 brachte Curée sein Anliegen vor, und es fand sich nur ein einziger Mann, der dawider sprach: Carnot; alle Anderen stimmten dafür. Auch der Gesetzgebende Körper wurde in aller Eile zu einer außerordentlichen Session vereinigt und gab ein gleiches Votum ab. Darauf ward eine neue Konstitution in einem Regierungskomité, in welchem neben den Konsuln auch Talleyrand und Fouché saßen, unter der Direktion Napoleons entworfen, dann im Staatsrat durchgesprochen und endlich dem Senate zur Beschlußfassung übermittelt. Mit allen gegen vier Stimmen — diejenige Sieyès' war darunter — nahm dieser in feierlicher Sitzung am 18. Mai 1804 die Vorlage an, „da das Interesse des französischen Volkes diesen Schritt erheische", und überbrachte die jüngste Verfassung Frankreichs dem Ersten Konsul nach Saint Cloud, wo sie noch am selben Tage als Staatsgrundgesetz verkündigt wurde. Die Republik hatte einen Kaiser.

Die Konstitution vom Jahre XII war keine, welche der monarchischen Gewalt Schranken zog. Das war auch bei ihrer Abfassung gar nicht beabsichtigt gewesen oder doch nur überaus schüchtern im Senate vorgebracht worden. Das Hauptgewicht lag eben auf der Erblichkeit der obersten Staatsgewalt. Dem Kaiser, der selbst keine Kinder hatte, wurde das Recht eingeräumt, Kinder oder Enkel seiner Brüder an Kindesstatt anzunehmen, auf die dann die Herrschaft überging. Falls es an

natürlichen oder adoptierten Söhnen Napoleons mangeln sollte, hatten ihm seine Brüder Joseph und Ludwig und deren Deszendenten in der Kaiserwürde zu folgen. Dieselben wurden als kaiserliche Prinzen erklärt. Die Zivilliste des Imperators blieb in der Höhe der königlichen Verfassung von 1791, d. i. mit jährlich 25 Millionen Franken bemessen. Den kaiserlichen Thron umgaben sechs Großwürdenträger, welche die nämlichen Ehren wie die Prinzen genießen und wie diese mit „Hoheit“ und „Monseigneur“ angesprochen werden sollten: der Großwahlherr (Grand électeur), der Reichserzkanzler (Archichancelier d'Empire), der Staatserzkanzler (Archichancelier d'Etat), der Erzschatzmeister (Architrésorier), der Konnetable und der Großadmiral. Daran schlossen sich die Großoffiziere des Kaiserreichs, d. i. sechszehn Marschälle und und eine Anzahl Zivilgroßbeamter; sie sämtlich waren, gleich den sechs Großwürdenträgern, Mitglieder des Senats. Neben diesem Herrenhause blieben noch der Gesetzgebende Körper und das Tribunat bestehen. Ja, der Erstere erhielt sogar die verlorene Sprache wieder, von der er aber nur im Schoße dreier Sektionen (der juridischen, administrativen und finanziellen), in die er sich zu teilen hatte, und bei verschlossenen Thüren Gebrauch machen durfte. Das Volk vernahm keinen Laut davon.

Kurz nach der Verkündigung der Verfassung erfolgten die Ernennungen. Die beiden Konsuln Cambacérès und Lebrun wurden Großwürdenträger, und zwar der Eine Reichskanzler, der Andre Erzschatzmeister. Bruder Joseph ward zum Großwahlherrn, Ludwig zum Konnetable erhoben. Talleyrand, der am Zustandekommen des neuen Statutes einen hervorragenden Anteil genommen, hatte sich gleichfalls auf eines der Erzämter Hoffnung gemacht, schon weil mit demselben eine drittel Million Franken jährlichen Gehaltes verbunden waren, aber er täuschte sich. Er blieb Minister des Äußern, und eine Ministerstelle war mit einem Erzamt unvereinbar. Fouché dagegen ward belohnt, wie er es gewünscht: er wurde wieder

Polizeiminister und stand fortan unter den Räten des Kaisers in erster Reihe. Vierzehn Generale wurden zu Marschällen von Frankreich ernannt: Jourdan für seinen Sieg bei Fleurus 1794, Berthier für seine Leistungen als Generalstabschef, Massena für Rivoli, Zürich und Genua, Lannes und Ney für unterschiedliche Aktionen, Augereau für Castiglione, Brune für die Affaire am Helder 1799, Murat für seine Direktion der Kavallerie, Bessières für sein Kommando der Garden, Davoût für seine Thaten in Ägypten, ferner Bernadotte, Soult, Moncey und Mortier.

Und wie der Staat, so wurde auch der Hof des neuen Kaisers mit hohem Glanze ausgestattet. Da gab es einen Großalmosenier (Fesch), einen Obersthofmarschall (Duroc), einen Oberstkämmerer (Talleyrand), einen Oberstjägermeister (Berthier), einen Oberststallmeister (Caulaincourt), einen Oberstceremonienmeister, und daneben eine schier endlose Schar von Palastpräfekten, Hofdamen und niederen Hofchargen. Mit der größten Vorliebe suchte Napoleon für diese Stellen Namen von altem Klange zu gewinnen. Und mit Erfolg. Sprossen edler Familien drängten sich herzu. Man findet einen Salm, einen Arenberg, einen Larochefoucauld, einen Montesquiou am Hofe des kleinen Kadetten von Brienne, der ehemals die Zielscheibe des hochadeligen Spottes gewesen war. Nun hat er ihnen verziehen, freilich erst, nachdem er ihr unumschränkter Herr geworden war. Besondere Wichtigkeit unter den obersten Hofämtern gewann das des Ceremonienmeisters. Napoleon verlieh es gleichfalls einem bekehrten Emigranten, dem Herrn von Ségur, der früher Ludwig XVI. am russischen Hofe vertreten hatte. Ségur mit seinen Erfahrungen aus dem alten Hofleben war bald eine der gesuchtesten und geplagtesten Persönlichkeiten. Denn die Etiquette wurde jetzt ein förmliches Studium in den Tuilerien. Man schlug gewaltige Bände über das Ceremoniel unter Ludwig XIV. nach, machte Auszüge daraus und veranstaltete förmliche Generalproben. Madame Campan, ehedem erste

Kammerfrau der Marie Antoinette, jetzt Vorsteherin eines Mädcheninstitutes, wurde zu Hofe geholt und zu Rate gezogen. Natürlich fehlte es in der Hauptstadt nicht an verstohlenem Spott und allerlei Witzeleien über das neue Kaisertum des Emporkömmlings. Man sagte sich u. a.: die Freiheit sei in Paris nur flüchtig erschienen, bei der Barrière de l'Enfer hereingekommen und bei der Barrière du Trône wieder entwischt. Ein Sarkast ersann eine Karrikatur, welche eine stadtbekannte Frauensperson darstellte, die für den Diebstahl eines Diadems verurteilt worden war; jetzt appelliert sie an den neuen Kaiser mit der Frage, ob ein solches Verbrechen auch wirklich Strafe verdiene, und bittet ihn um Revision ihres Prozesses. Aber das waren vereinzelte Stimmen, die wenig Widerhall fanden. Als man dem französischen Volke die Frage vorlegte, nicht ob Napoleon Kaiser sein — das schien sich von selbst zu verstehen — sondern ob die kaiserliche Würde in seiner Familie forterben solle, antworteten nur dritthalbtausend Stimmen mit Nein gegen vierthalb Millionen mit Ja.*)

So hatte sich Frankreich für die Erblichkeit und Dauer der revolutionären Monarchie mit allen ihren Konsequenzen erklärt. Nun, die wichtigste dieser Konsequenzen war der Krieg. In der Verfassung des Jahres 1804 fällt ganz besonders der Unterschied zwischen „Empire“ und „Etat“, „Reich“ und „Staat“, ins Auge. Allerdings, was der französische Staat war, das wußte man; seine Grenzen hatte die Revolution mit Alpen, Rhein und Pyrenäen umschrieben. Aber wie groß war das napoleonische Reich? wo lagen dessen Grenzen? und hatte es überhaupt welche? Diese Unbestimmtheit verbürgte den Krieg statt des sehnlich begehrten Friedens. So lange das Kaiserreich währen wird, wird es kämpfen, und wenn es nicht mehr siegt, wird es verschwinden. Als das neue Staatssiegel angefertigt werden

*) So der „Moniteur“. Ein nicht uninteressantes Detail ist, daß von zweihundert Pariser Advokaten nur drei mit „Ja“ votierten.

sollte und man nach einem Wappentier für dasselbe suchte, wurde von der betreffenden Kommission „ein ruhender Löwe" in Vorschlag gebracht. Napoleon strich die Worte dick durch und schrieb mit seiner hastigen Hand darüber: „ein Adler im Flug!"

Zweites Kapitel.

Der Krieg von 1805.

Wenige Wochen nach seiner Erhöhung zum Kaiser begab sich Napoleon in's Lager von Boulogne, um hier an Offiziere und Soldaten, die sich in den letzten Kriegen hervorgethan hatten, Kreuze der Ehrenlegion zu verteilen. Er schmückte den gemeinen Mann wie den, der ihn kommandierte, mit demselben Ordenszeichen, eine überaus geschickte Maßregel, die das revolutionäre Moment der Gleichheit wahrte und zugleich dem Ehrgeiz auch des Geringsten schmeichelte. Man muß es in den Heften des Kapitäns Coignet, der als Troupier das Kreuz erhielt, nachlesen, welchen Stolz die populäre, von der gesamten Bevölkerung respektierte Dekoration erzeugte. Dieser Stolz drängte fortan in der Armee jede andere Empfindung zurück. An die Stelle des Freiheitsenthusiasmus, der die Soldaten der Revolutionsjahre belebt hatte, trat nunmehr die Ruhmesliebe und das Streben, sich auszuzeichnen und ausgezeichnet zu werden. Und wie den Mann in Reih' und Glied, so heftete Napoleon auch die Befehlshaber an seinen Willen. Jetzt war es, wo er zu ihnen zum ersten Male vom „Kaisertum Europa" sprach, in welchem die einzelnen Länder seinen Generalen als Lehen zufallen sollten, mit einer glorreichen Perspektive auf Pracht und Reichtum. Nur auf sie kam es an, ob sie ihm und sich dazu verhelfen wollten. Und sie wollten. Auf solche Weise ist die republikanische Armee kaiserlich geworden, und treu kaiserlich wird sie bleiben, so lange dem „kleinen Korporal" noch ein Strahl seiner

Ruhmessonne leuchtet. „Dieser große Apparat von Kräften" — sagte in diesen Tagen Joseph Bonaparte zu dem preußischen Gesandten — „stets in der Hoffnung auf neue Lorbeeren und Reichtümer erhalten, das ist es, was die wahre Macht und Sicherheit meines Bruders ausmacht."

Die Armee an der Nordküste, eine der schönsten und besten, die Napoleon jemals zur Verfügung waren, stand unter den Marschällen Bernadotte, der Hannover okkupierte, Ney, Soult, Davoût, Augereau und dem Divisionär Marmont. Die Infanterie ward fortwährend auf den Flachbooten für den Seedienst eingeübt, und Alles schien darauf hinzudeuten, daß England, welches seit Wiederbeginn der Feindseligkeiten die französische und holländische Handelsmarine und die Kolonien schwer getroffen hatte, dafür im eigenen Lande gezüchtigt werden sollte. Es gab Stimmen im Heere, die das Unternehmen als überaus gewagt bezeichneten, andere dagegegen und, wie Marmont meint, die meisten hielten es für ausführbar. Die entscheidende Frage aber war doch die, ob Napoleon im Ernste den Übergang nach Britannien plante, oder ob er, wie es in der Instruktion an Otto vom Oktober 1802 hieß, England nur „in steter Angst" vor einer Invasion erhalten wollte. Die letztere Annahme ist nicht ohne starke Stütze. Wir wissen, wie gerne er im Jahre 1798 diesem Unternehmen — seiner unendlichen Schwierigkeiten halber — aus dem Wege gegangen war. Er hatte diese Schwierigkeiten gewiß auch jetzt vor Augen. Einmal äußerte er sich zu seinem Bruder Joseph, er selbst denke gar nicht daran, die Landung zu unternehmen, sondern wolle Ney damit betrauen, und denselben auch nicht nach Alt-England sondern nach Irland schicken. In seinen Briefen herrscht über die Zeit, welche der Übergang in Anspruch nehmen würde, die größte Unsicherheit. Als ihm Fulton sein Dampfschiffprojekt anbot, das ihn von Wind und Wetter unabhängig und den Engländern auf ihrem eigenen Elemente überlegen gemacht hätte, wies er ihn, ohne nähere Prüfung der Sache, einfach als „Charlatan" ab.

Endlich hat er selbst in späterer Zeit versichert, es sei mit der Landung niemals ernst gemeint gewesen. Dazu findet sich in den Aufzeichnungen scharfsichtiger Zeitgenossen — der Rémusat, Miot's von Melito, des Generals Hulot, der Diplomaten Lucchesini und Metternich — mehr als ein Zeugnis des Zweifels, daß der mit rethorischem Pomp angekündigte und mit aller möglichen Sorgfalt vorbereitete Plan wirklich zur Durchführung bestimmt war. Thatsache ist, daß derselbe vom Herbst 1803 auf den Frühling 1804, dann wieder auf den Herbst dieses Jahres verschoben wurde, um auch da nicht ins Werk gerichtet zu werden.*) Immerhin aber war auch so schon ein doppelter Zweck erreicht. Zum Ersten gelang es wirklich, die Engländer in Furcht zu setzen. Ein Heer von Freiwilligen ward von ihnen auf die Beine gebracht und für den Verteidigungskrieg mit großen Kosten eingeübt; die Küste wurde befestigt; ein Teil der britischen Flotte blieb an den Kanal gebunden. Zum Zweiten aber war es Napoleon unter dem Vorwande einer Landung möglich geworden, ein gewaltiges Heer zu sammeln, um es im gegebenen Falle auf dem Festlande zu verwenden. In einer Staatsratssitzung im Januar 1805, wo das Finanzgesetz zur Besprechung kam, gab der Kaiser folgende Erklärung ab: „Seit zwei Jahren hat Frankreich die größten Opfer gebracht. Ein allgemeiner Krieg auf dem Kontinente würde keine größeren erheischen. Ich habe jetzt die stärkste Armee, eine vollständige Militärorganisation, und befinde mich bereits zur Stunde in der Verfassung, in die ich mich sonst im Kriegsfalle erst zu versetzen hätte. Um aber in Friedenszeiten so viel Kräfte ansammeln zu können — 20 000 Artilleriepferde und vollständige Trains — bedurfte es eines Vorwandes, welcher gestattete, all dies herbeizuschaffen und zu vereinigen,

---

*) Lucchesini z. B. schreibt am 17. Mai 1804: ‚Ich kann es nicht oft genug wiederholen, unter den gegenwärtigen Umständen ist der Kontinentalkrieg der geheime Wunsch des ersten Konsuls. Er entbindet seine in der mit allzuviel Lärm verkündeten Landung kompromittierte Ehre.“

ohne daß die übrigen Kontinentalmächte Verdacht schöpften. Diesen Vorwand nun lieferte das Projekt der Landung in England. Vor zwei Jahren konnte ich noch nicht so zu Ihnen sprechen, aber es war doch immer mein einziger Zweck. Ich weiß wohl, daß es dreißig Millionen beim Fenster hinauswerfen heißt, wenn man so viel Bespannung in Friedenszeiten unterhält. Aber dafür hab' ich nun auch zwanzig Tage vor allen meinen Feinden voraus und werde einen Monat früher im Felde stehen, ehe Österreich auch nur seine Artillerie gerüstet haben wird"*.) Waren dies die militärischen Vorbereitungen zu dem längst geplanten Kontinentalkriege, welches waren die diplomatischen? Nun, gleich die ersten politischen Schritte Napoleons, nachdem der Zwist mit England entbrannte, waren durchaus offensiver Natur. Die Besetzung des deutschen Kurfürstentums Hannover bedeutete im Grunde den Friedensbruch mit dem deutschen Reiche, und wäre dieses Reich nicht in der Auflösung begriffen gewesen, es hätte schon dieserhalb zum offenen Kampfe kommen müssen. So aber war Deutschlands Oberhaupt gegen solche Angriffe, die nicht Österreich unmittelbar berührten, unempfindlich geworden. In Preußen hatte wohl Minister Haugwitz geraten, den Franzosen in der Okkupation zuvorzukommen, aber die anderen Räte des Kabinetts und die Königin Louise waren dawider gewesen, und Friedrich Wilhelm III. selbst erklärte, nicht eher aus seiner Neutralität herauszugehen bis nicht ein preußischer Unterthan auf preußischem Boden getötet würde. Es gab zwar noch ein deutsches Reich, aber längst keine deutsche Politik mehr.

Von entscheidenderen Folgen als der Einmarsch in Hannover war die Besetzung Neapels. Sie berührte Rußland, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Einmal hatte sich der Konsul in dem Geheimvertrage vom 11. Oktober 1801 verpflichtet,

*) Miot von Melito, der die Rede mit angehört hat, citiert sie in seinen Memoiren (II. 258).

das Reich der Königin Karoline unangetastet zu lassen; diese Bestimmung hatte er nun verletzt. Ein Zweites war, daß die Okkupation von Tarent nicht nur den Engländern auf Malta, sondern auch den Russen auf Corfu Schach bot, wo deren Truppen seit dem Kriege von 1799 stationierten. Endlich zum Dritten hatte die französische Position in der Adria noch eine besondere Tragweite, da sie Napoleons orientalische Pläne unterstützte, die denen des Zarenreichs geradezu entgegenliefen. Auch hier ist es nur die Fortsetzung der Politik des Direktoriums, dessen geheime Verbindungen mit den aufrührerischen Elementen auf der türkischen Halbinsel den letzten Krieg mit Rußland herbeiführen halfen. Auch jetzt wissen die Diplomaten von Absichten Napoleons auf Morea zu melden, und das war nicht unrichtig, denn wir kennen z. B. seinen Brief an den Marineminister Decrès vom 21. Februar 1803, worin er Auftrag giebt, ein Schiff mit Waffen und Munition für die aufständischen Sulioten und andere mit den Türken in Fehde liegende Bewohner des Peloponnes auszurüsten. In Ragusa hatte ein französischer Konsul Befehl, den Bischof von Montenegro für eine gewisse Summe zu gewinnen, damit er die Berge und die Bocche in die Hände der Franzosen liefere, ein Plan, der im Juni 1803 von Österreich entdeckt und nach Rußland berichtet wurde, wo Alexander die Politik Katharinens wieder aufgenommen hatte und sich nun von Napoleons Machinationen empfindlich getroffen fühlte. Die Folgen zeigten sich alsbald. Der Konsul, der nicht mit dem Zaren zu brechen, sondern demselben von vornherein eine neutrale Haltung zuzuweisen gedachte, hatte ihn in seinem Streite mit England zum Schiedsrichter gewählt. Der Zar aber, der freie Hand behalten wollte, war hierauf nicht eingegangen, sondern hatte nur seine Vermittlerdienste angeboten. Die Bedingungen jedoch, die er im August 1803 in Paris und London beantragte, zeigen schon deutlich seine Entfernung von Frankreich an. Er verlangte zwar die Räumung Malta's durch die Engländer, wofür die-

selben die Insel Lampedusa bekommen würden, zugleich aber auch die Räumung Hannovers, Hollands, der Schweiz, Ober- und Unteritaliens durch die Franzosen, die nur Piemont behalten, dafür aber den früheren König dieses Landes endlich entschädigen sollten. Das war ein Programm offenbaren Widerstandes gegen die Übergriffe Napoleons. Dieser weigerte denn auch die Annahme der Bedingungen, worauf der russische Gesandte Markow Paris verließ. Der Bruch zwischen den beiden Mächten war entschieden.*)

Schon bei der ersten Trübung des Verhältnisses zu Frankreich hatte Rußland Schritte gethan, um Österreich und Preußen für sich zu gewinnen. Zunächst ohne Erfolg. Preußen blieb aus den bekannten Ursachen neutral und ließ sich erst im folgenden Jahre (24. Mai 1804) zu einem Defensivbündnis mit dem Zaren herbei, und nur für den Fall, wenn Napoleon über Hannover hinausgehen oder Preußen direkt angreifen sollte. Daß beides nicht geschah, suchte Friedrich Wilhelm in Paris zu erreichen und erhielt es dort auch zugesichert (1. Juni 1804). Österreich hinwieder war durch die letzten Kriege zu sehr geschwächt, um so bald an neue Kämpfe zu denken. Man begrüßte zwar in Wien die Wendung in der russischen Politik mit

*) Obgleich die wahre Ursache des Zerwürfnisses seit Jahren bekannt ist, begegnet doch noch in neuesten Werken die Meinung, Alexander I. sei aus Entrüstung über die Hinrichtung Enghiens des Korsen Feind geworden. In den jüngst veröffentlichten Memoiren des Fürsten Adam Czartoryski nun, der im Jahre 1804 russischer Minister des Auswärtigen war, findet sich ein Aktenstück, welches das damalige orientalische Programm Rußlands deutlich macht: „Die türkischen Länder in Europa werden aufgeteilt in kleine Staaten, die unter einander einen Bund bilden, auf welchen der Zar unter dem Titel Kaiser oder Protektor der Slawen oder des Orients einen entscheidenden Einfluß hat. Bedürfte man Österreichs Zustimmung hierzu, so wäre dieselbe durch Türkisch-Kroatien, einen Teil von Bosnien und der Walachei, Belgrad und Ragusa zu erkaufen. Rußland selbst erhielte die Moldau, Cattaro, Corfu, vor allem aber Konstantinopel und die Dardanellen samt den naheliegenden Häfen.“

Freuden, war aber durchaus nicht gewillt, sich zu einer offensiven Haltung gegen Frankreich verleiten zu lassen, sondern that vielmehr ein Übriges an Nachgiebigkeit und Entgegenkommen gegen Napoleon, um ihm gewiß jeden Vorwand zu einer feindseligen Aktion zu rauben. Gleich bei Beginn des anglofranzösischen Krieges hatte Franz II. seine Häfen den Schiffen beider Staaten verschlossen und damit ganz besonders die Engländer getroffen. Frau von Staël, der Feindin Napoleons, wurde der Aufenthalt in Österreich verweigert. Desgleichen dem Prinzen von Enghien, der im Winter 1803 auf 1804 über Wien nach England reisen wollte. Man verbot Bücher, die den Herrscher von Frankreich angriffen. Man untersagte den französischen Emigranten das Tragen bourbonischer Orden und verwehrte ihnen, sich auf weniger als fünfzig Meilen der französischen und der schweizer Grenze zu nähern. Als die süddeutschen Fürsten gegen die Reichsritterschaft vorgingen, und diese dagegen Schutz bei Österreich suchte und wirklich eine Verstärkung der kaiserlichen Truppen in den Vorlanden erlangte, forderte Frankreich kategorisch die Sistierung dieser Maßregel, und das wiener Kabinett gab augenblicklich nach. Als bei der Gefangennahme Enghiens das deutsche Reichsgebiet verletzt wurde, that Kaiser Franz erst auf Rußlands Betreiben einen lahmen Schritt, und als dann der Prinz hingerichtet wurde, fand man in Wien nur, daß es in der Politik „harte Notwendigkeiten“ gebe, und erklärte die Angelegenheit als eine intern französische. Auch der Kaisertitel Napoleons wurde willig anerkannt, allerdings unter der Bedingung, daß dieser seinerseits ein neugeschaffenes Kaisertum Österreich (11. August 1804) gutheißen, dessen Gleichstellung mit Frankreich aussprechen und dem Kaiser Franz II. als Oberhaupt des deutschen Reichs in der politischen Rangordnung den Vortritt lassen sollte. Nach einigem Zögern fügte sich Napoleon. Er wußte selbst am besten, wie kurze Zeit dem deutschen Kaisertume noch zu existieren vergönnt war, und wie um zu zeigen, welch geringen Wert dieses formale Zugeständnis habe, ging er da-

mals — es war im September 1804 — über Belgien nach Aachen, um hier, in der alten Pfalz Karls des Großen, unter seinen deutschen Unterthanen Hof zu halten und deren Huldigung zu empfangen. Klang es nicht wie eine Insulte gegen Österreich, von dem Monarchen, der jetzt noch die Krone des Karolingers auf dem Haupte trug, zu verlangen, daß er sein Anerkennungsschreiben gerade hierher schicke? Aber Österreich brachte dem Frieden auch dieses Opfer. Sein Abgesandter fand sich pünktlich in Aachen ein.

Solcher Gefügigkeit gegenüber war alles Drängen der Russen und Engländer ohne Erfolg. Vergebens wies jetzt Friedrich Gentz neuerdings auf den revolutionären, erobernden Charakter der französischen Politik hin, und daß auch das Empire wieder nur die Revolution in anderer Form bedeute. Denn nicht im Gegensatze zu den Umsturzgewalten habe Napoleon seine neue Würde erlangt, sondern durch sie allein. Er habe sich nicht von der Armee zum Kaiser proklamieren lassen, sondern seine Erhebung auf die revolutionäre Volkssouveränität gegründet, sodaß es geradezu die Revolution sanktionieren heiße, wenn man das neue Kaisertum anerkenne. Dagegen sei der äußerste Widerstand und vor allem ein enges Zusammengehen Österreichs und Preußens geboten. Aber zu solcher Anschauung der Dinge raffte man sich in Wien fürs Erste noch nicht auf. Man wollte es zufrieden sein, wenn nur Frankreich nicht spezifisch österreichische Interessen verletzte. Die Besetzung Hannovers mochte immerhin Preußen Verlegenheiten bereiten, man gönnte sie dem alten Widersacher. Und wenn Rußlands orientalische Pläne gestört wurden, so war das am Ende auch Österreichs Nachteil nicht.

Aber diese neutrale Ruhe sollte dem wiener Hofe doch nur noch kurze Zeit erhalten bleiben. Bald nach seiner Erhebung zum Kaiser griff Napoleon den österreichischen Interessenbereich direkt an, und zwar dort, wo die Donaumacht seit jeher am empfindlichsten war, in Italien. Noch besaß Österreich Land im Norden der Halbinsel, und jeder neue Übergriff daselbst war

eine Bedrohung desselben. Nun war Folgendes geschehen. Noch im Mai 1804 hatte der neue Imperator von Frankreich zu dem Geschäftsträger des italienischen Freistaates gesagt, er könne fortan füglich nicht gut zugleich Kaiser und Präsident einer Republik sein, wenn er auch fortfahren wolle, dieser Republik die Wohlthat seiner Regierung zu erhalten, die Consulta in Mailand möge sich die Sache überlegen und ihm ihre Vorschläge senden. Diese Nachricht hatte Melzi in Mailand dem österreichischen Gesandten mitgeteilt, und nun fragte man sich in Wien, was Napoleon wohl mit Italien vorhabe. Man war bald im Klaren, daß es sich auch hier um die Gründung einer Erbmonarchie handle, durch welche der italienische Staat fester noch und dauerbar an Frankreich gekettet werden sollte. Das war aber durchaus gegen die Politik Österreichs, welche keineswegs für alle Zukunft auf den Wiedergewinn seiner Geltung auf der Halbinsel verzichten wollte. Es hatte allerdings in jenem Vertrage mit Frankreich vom 26. Dezember 1802 die lebenslängliche Präsidentschaft Napoleons anerkannt; dabei konnten seine Zukunftspläne noch bestehen; die Gründung einer Dynastie Bonaparte in Italien aber mußte sie vernichten. So sehr war man in Wien von der Sache berührt, daß Cobenzl das weitere Schicksal der Republik geradezu als den Probierstein bezeichnete, woran man Napoleons Absichten erkennen werde: zerstöre er die Unabhängigkeit des lombardischen Staatswesens, dann werde er sich auch ganz Italien unterwerfen, auf Nord- und Süddeutschland greifen, Morea und Ägypten erlangen wollen. Diese Sorge war es, die jetzt Österreich aus seiner Ruhe aufscheuchte und näher an Rußland herantrieb, dessen Unterstützung man im Falle der Not nicht entraten wollte. Am 6. November 1804 schlossen die beiden Mächte einen Vertrag ab, der zwar einen durchaus defensiven Charakter trug und nur dann in Kraft treten sollte, wenn sich Frankreich noch weitere Übergriffe, sei es in Deutschland, in Italien oder im Orient erlaubte, der aber dann im Falle eines gemeinsamen Sieges Österreichs Ausdehnung bis zur Adda, die Rückkehr der Erzherzöge nach Tos-

kana und Modena und die Restauration des Königreichs Piemont feststellte und das ehedem so strittige Objekt der päpstlichen Legationen dem Übereinkommen der beiden Kontrahenten anheimgab. Um gegen einen Überfall sicher zu sein, wurden, unter dem Vorwande eines Sanitätskordons, die österreichischen Garnisonen im Venezianischen verstärkt.

Während sich so die Ostmächte gegen Frankreichs weiteres Ausschreiten rüsteten, schickte sich in Rom Papst Pius VII. an, zur Krönung Napoleons nach Paris zu reisen. Diese Feierlichkeit hatte dem Kaiser notwendig geschienen, um seiner selbstgefügten Hoheit in den Augen der Welt Glanz und Herrlichkeit zu verleihen. Nur widerstrebend und nach längerem Verhandeln über die Eidesformel hatte sich der Statthalter Christi zu der beschwerlichen Winterfahrt entschlossen, um denjenigen zu salben, der noch vor kurzem eines blutigen Frevels beschuldigt worden war. Was Pius bestimmte, war wohl Furcht und Hoffnung zugleich: die Furcht, durch eine Weigerung den Gewaltigen zu erzürnen und am Ende des Kirchenstaates verlustig zu gehen, und die Hoffnung, neuen Erwerb zu finden, vielleicht die längstgewünschten Legationen zurückzubekommen und Europa zu zeigen, wie der mächtigste unter seinen Herrschern, der Koranheld von 1798, vor dem römischen Bischofe das Knie bog. Auch die Mehrheit des Kardinalkollegiums, der geniale Staatssekretär Consalvi mit ihr, war für die Reise gewesen, und noch im November 1804 traf der Papst in Paris ein. Hier machte er allerdings sofort die Wahrnehmung, daß Napoleon jedes geringste Zeichen von Unterordnung ängstlich vermied.*) Nur in einem Punkte fügte

*) Savary erzählt in seinen Memoiren, der Kaiser habe sogar bei der Fahrt mit dem Papste von Fontainebleau nach der Hauptstadt, den rechten Platz im Wagen eingenommen, und Lanfrey hat dies für seine Biographie acceptiert. Andere Quellen aber erzählen das Gegenteil. Consalvi in seinen Denkwürdigkeiten spricht nur allgemein von „kleinen Rücksichtslosigkeiten“ Napoleons gegen seinen Gast, die demselben jede Illusion einer überragenden Stellung benehmen sollten.

er sich. Josephine, die sich schon längst vor der Scheidung fürchtete, hatte dem Papste mitgeteilt, daß sie mit Napoleon bloß durch eine Zivilehe verbunden sei, und von ihm die Zusage erlangt, er werde ihre Krönung an die Bedingung der vorausgegangenen kirchlichen Trauung knüpfen. Die Kaiserin hoffte auf diese Weise ihren Gemahl unauflöslich an sich zu ketten, eine Hoffnung, die sich späterhin als trügerisch erweisen sollte. Für den Augenblick aber hatte sie erreicht, daß wirklich der Ehebund am Tage vor der großen Zeremonie von Fesch insgeheim eingesegnet wurde. Am 2. Dezember fand dann die Krönung des Kaiserpaares im Dome von Nôtre-dame statt. Es wurde bemerkt, daß Napoleon den Papst auf sein Erscheinen warten und sich dann nicht von ihm mit der goldenen Lorbeerkrone schmücken ließ, wie verabredet war, sondern daß er sie selbst, ehe Pius danach langen konnte, ergriff und auf sein Haupt drückte. Auch in dieser Äußerlichkeit gönnte er Niemandem Raum über sich. Der Papst sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Rolle, die er in Paris spielte, that seinem Ansehen eher Eintrag, als daß sie dasselbe förderte. Er erreichte zwar, daß die französischen Bischöfe, welche den Eid auf die Zivilkonstitution des Klerus geleistet hatten und darum als Häretiker galten, unter den römischen Primat zurückkehrten; aber von seinen übrigen Forderungen wurde nur eine ganz nebensächliche, die Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders, gewährt und bestimmt, daß vom 1. Januar 1806 ab die revolutionäre Tagesbezeichnung aufzuhören habe. Die päpstlichen Heiligen und ihre Feste traten in Frankreich wieder in Geltung. Napoleon hatte nichts dagegen. War doch auch sein Vorbild, Karl der Große, unter ihnen.

Jetzt, nachdem der päpstliche Segen das Kaiserreich vervollständigt hatte, mußte endlich auch die italienische Frage entschieden werden. Daß die Republik als ein Königreich unter französische Oberleitung kam, war auch den Italienern recht; nur sollte der Tribut an Frankreich wegfallen, vom Staatsgebiete nichts entfremdet werden und die französische Beamten-

schaft einer einheimischen Platz machen. Napoleon dachte anfänglich, dieses Vasallenkönigtum seinen Brüdern Joseph oder Ludwig zu übertragen. Aber Beide weigerten sich, da sie auf ihre Rechte an den französischen Thron nicht Verzicht thun wollten; sie, die noch vor zehn Jahren um ihr täglich Brot verlegen waren, wiesen jetzt eine Krone von sich. Erbost über diesen unerwarteten Widerstand, entschloß sich der Kaiser, selbst den Titel eines Königs von Italien anzunehmen und einen Vizekönig anstatt seiner dort regieren zu lassen. Den Posten sollte Eugen von Beauharnais bekleiden, der jetzt, gleich Murat, zum kaiserlichen Prinzen und Großwürdenträger von Frankreich erhoben wurde. Dieser Plan ward einer Anzahl italienischer Delegierter, die nach Paris gekommen waren, mitgeteilt, worauf dieselben am 5. März 1805 Napoleon in aller Form die Herrschaft antrugen. Am Tage darauf verkündete dieser dem Senate, daß er dieselbe annehme, und am 26. Mai krönte er sich selbst im Dome zum Mailand mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien. Er soll damals mit auffallend drohender Stimme die alte Formel gesprochen haben: „Gott gibt sie mir; weh dem, der dran rührt!"

Da war nun geschehen, was man in Wien gefürchtet. Denn darüber bestand dort kein Zweifel, daß Napoleon den Namen „Italien" viel weiter faßte, als die cisalpinischen Grenzen reichten. Er ging jetzt doppelt rücksichtslos gegen jedes österreichische Interesse vor. Schon wenige Wochen nach der Krönung in Mailand verlieh er die Territorien von Piombino und Lucca seinen Schwestern, führte in Parma und Piacenza das französische Gesetzbuch ein, und hob endlich — was die größte Wirkung in Europa that — die Selbständigkeit der ligurischen Republik auf, indem er Stadt und Land Genua kurzweg in Frankreich einverleibte. Das Alles war dem Vertrage vom 26. Dezember 1802, zu dem sich Österreich hatte bequemen müssen, durchaus entgegen, die Errichtung des Königreichs Italien und dessen Verbindung mit Frankreich überdies eine fla-

grante Verletzung des Friedenstraktats von Lunéville, welcher bestimmt hatte, daß die österreichischen und französischen Staatsgebiete durch Zwischenstaaten getrennt bleiben sollten. Nun begann Franz II. nicht mehr bloß für seine künftige Geltung in Italien, sondern für den Rest seines gegenwärtigen Besitzes, für Venedig zu fürchten. Und in der That trafen Nachrichten aus Mailand ein, Napoleon plane auch die Erwerbung dieses Landes und wolle die Donaumacht zur Entschädigung auf Serbien und Bosnien verweisen. Als Antwort auf den österreichischen Sanitätskordon wurden bei Verona und bei Alessandria je 30000 Franzosen angesammelt, die zum Kriegsspiel die Schlachten bei Castiglione und Marengo wiederholten. Einem österreichischen General, der ihn zu begrüßen kam, antwortete der Kaiser mit einer Anspielung auf die austro-russische Verbindung und fügte hinzu, daß er den Krieg nicht scheue, da er ihn zu führen wisse.

Während so Napoleon Österreich in Italien herausforderte, waren auf der andern Seite Russen und Engländer auf's eifrigste bemüht, Kaiser Franz in den Krieg zu drängen. In England hatte im Jahre vorher, 1804, das Defensivministerium Addington einem Offensivministerium Pitt weichen müssen, dessen nächster Plan auf das Zustandebringen einer Koalition gegen Frankreich gerichtet war. Bald fand sich das britische Kabinett mit Schweden zusammen, wo in Gustav IV. einer der erbittertsten Feinde Napoleons regierte, und kurz nachher mit Rußland in einem Allianzvertrage vom 11. April 1805, welcher eine allgemeine Erhebung der Kontinentalstaaten gegen das Imperium des Korsen zur Basis hatte. Österreich und Preußen sollten zum Beitritte bewogen werden. Der Versuch mit Preußen mißlang: Friedrich Wilhelm hielt den Frieden in Norddeutschland durch den Defensivvertrag vom 24. Mai des Vorjahres hinlänglich gesichert, einen Angriff auf Frankreich lehnte er ab, ja, er ließ sich sogar, durch Hardenberg verleitet, in Verhandlungen mit Napoleon ein, welche die Erwerbung Hannovers zum Zwecke hatten. Mit Österreich dagegen

gelang die Absicht. Allerdings war es auch für diese Macht eine harte Zumutung, ihre bisherige Defensivstellung mit der Offensive gegen Napoleon zu vertauschen. Denn die österreichische Armee zählte damals kaum mehr als 40 000 Mann unter den Waffen und keine einzige vollständig bespannte Batterie, von den schlechten Finanzen ganz zu schweigen. Erzherzog Karl, der einzige erprobte Feldherr, über den der Staat verfügte, hatte gerade jetzt, in der kritischen Zeit, mit einer Armeereform im großen Stile begonnen, die eine Reihe von Friedensjahren erheischte, und riet dringend vom Kriege mit einem Manne ab, dessen Superiorität im Felde er rückhaltlos anerkannte. Aber England und Rußland suchten in Wien die Bedenken zu beschwichtigen, Ersteres indem es reiche Geldunterstützung anbot, Letzteres indem es durch seine Armee die österreichischen Streitkräfte zu verstärken und Preußen, wenn es sein mußte auch wider dessen Willen, fortzureißen versprach. Beide jedoch kamen erst zum Ziele, als Pitt erklärte, die englischen Subsidien stünden nur für einen Krieg zur Verfügung, der noch im Jahre 1805 eröffnet werde, und als Alexander I. drohte, sich gänzlich zurückzuziehen, wenn man noch länger zögere. Es war wie ein diplomatischer Überfall, der das wiener Kabinett vor die Alternative stellte, entweder mit Hilfe eines großen Mächtebundes seine italienischen Positionen, vielleicht sogar bayrisches Land und, wenn Preußen sich dauernd widersetzte, auch Schlesien zu gewinnen — oder diesen starken Rückhalt zu verlieren und Napoleons Angriffen isoliert preisgegeben zu sein. In dieser Zwangslage entschied sich Franz II. am 7. Juli 1805 für den Beitritt zur Koalition und gab Befehl mobil zu machen. General Mack, der für ein organisatorisches Genie galt und sich im Gegensatze zu Erzherzog Karl unterwunden hatte, Österreichs Armee binnen der entsprechenden Zeit schlagfertig herzustellen, erhielt den Auftrag dazu. So war der Kampf auf dem Festlande beschlossene Sache. England hatte den Krieg, der ihm die Sorge vor der französischen Invasion abnahm, Rußland hatte den Krieg, der Napoleons Absichten vom Orient

ablenkte, Frankreich hatte den Krieg, den sein Herrscher herbeisehnte, um das gefährliche Landungsprojekt gegen einen unfehlbaren Triumph einzutauschen, Österreich hatte nichts als seine sanguinischen Hoffnungen auf Sieg und Ländergewinn.

Die Verhandlungen Englands mit den Kontinentalmächten waren dem Kaiser der Franzosen nicht verborgen geblieben. Um im kommenden Kriege ja nicht als Angreifer zu erscheinen, hatte er im Januar 1805 ein Schreiben an Georg III. gerichtet, welches zum Frieden mahnte und in Inhalt und Absicht demjenigen glich, mit dem er den Krieg von 1800 einzuleiten wußte.*) Die Antwort lautete, England müsse sich erst mit den Festlandstaaten verständigen, mit denen es vertrauliche Beziehungen habe. Damit war der Koalitionsplan offenbar geworden. Überdies hatte Pitt im Februar vom Parlamente sechstehalb Millionen Pfund für geheime Zwecke — es war die Unterstützung Österreichs — verlangt und erhalten. Napoleon konnte also sicher sein, daß der Kontinent sich gegen ihn bereite. Trotzdem liest man in seiner Korrespondenz, daß er es für die Mitte August auf eine Landung in England mit Hilfe der kombinierten spanischen und französischen Flotten abgesehen hatte. Oder war dies nur Täuschung? etwa in der Absicht, Großbrittannien bis zum letzten Augenblick in Angst zu erhalten und Österreich in Sicherheit zu wiegen? Wir wollen sehen.

Am 16. Juli ließ der Kaiser dem Admiral Villeneuve befehlen, sich mit der spanischen Eskadre in Ferrol zu vereinigen, die Geschwader von Rochefort und Brest an sich zu ziehen und, so lange die Gelegenheit günstig — Nelson war nach Westindien gelockt worden – im Kanal zu erscheinen. Dieser Brief enthielt einen sehr bemerkenswerten Zusatz: der Admiral solle, falls seine Situation sich durch unvorhergesehene Zufälle verändert haben würde, lieber nach Cadix zurückgehen.**) Am

---

*) Siehe Bd I. S. 191.

**) Die Stelle lautet wörtlich: „Wenn infolge von bestandenen Gefechten, von wichtigen Teilungen der Kräfte oder anderen Zufällen, die wir nicht vor-

20. Juli bekam Berthier die Weisung, für alle Fälle die Einschiffung eines Teiles der Boulogner Armee vorzubereiten. Aber sonderbar, fast zur selben Zeit begann Napoleon den Krieg mit Österreich systematisch zu forcieren. Schon am 2. August meldet der preußische Gesandte Lucchesini, daß die französischen Zeitungen gegen Österreich und Rußland mit Schimpf losziehen und daß der Kaiser — wie er längst vermutet — den Festlandskrieg zu provocieren scheine. Dies war richtig, denn am Tage darauf ließ Napoleon durch seinen Gesandten in Wien die Forderung stellen, Franz II. solle die in Venedig und Tirol garnisonierenden Truppen in ihre Kantonnements nach Böhmen und Ungarn zurückziehen, sonst werde er nicht glauben, daß er mit Frankreich in Frieden bleiben wolle. Dieses Ansinnen ward einige Tage später in stärkeren, am 13. August aber in den stärksten Ausdrücken wiederholt. An eben diesem Tage schrieb Napoleon an Talleyrand, er sei entschlossen, Österreich anzugreifen und vor dem November in Wien zu sein, um dort den Russen entgegenzutreten, es wäre denn, daß die Wiener Regierung seiner Forderung, abzurüsten, genüge. In zwei Wochen müsse er darüber Sicherheit haben, sonst — dies solle der Minister dem österreichischen Gesandten mitteilen — werde der Kaiser Franz das Weihnachtsfest nicht in Wien feiern.*)

---

hersehen können, Ihre Situation wesentlich verändert ist . . . in diesem Falle, der mit Gottes Hilfe nicht eintreten wird, wünschen wir, daß Sie nach der Deblokierung der Geschwader von Rochefort und Ferrol lieber im Hafen von Cadix ankern".

*) In diesem Briefe heißt es u. a.: „Die Auseinandersetzung, die Herr von Larochefoucauld (der französische Gesandte am Wiener Hofe) in Wien hatte, und meine erste Note (vom 3.) haben die Frage in Fluß gebracht die Note, die ich Ihnen kürzlich schickte (vom 7.), hat dieselbe fortgesetzt, und diese, die ich Ihnen heute sende (vom 13.), wird sie zum Abschluß bringen Sie wissen, daß es zu meinen Grundsätzen gehört, denselben Weg einzuhalten, den die Dichter gehen, um zu einer dramatischen Lösung zu gelangen. Ungestüm führt nicht zum Ziel".

Die vierzehn Tage, welche dem wiener Kabinett am 13. August als Frist gesetzt worden waren, flossen dahin, aber Villeneuve erschien nicht im Kanal. Er hatte wirklich die erwarteten Hindernisse auf seinem Wege gefunden und sich ermächtigt geglaubt, nach Cadix zurückzugehen. Napoleon affektierte den höchsten Zorn über dieses Gebahren seines Admirals. In Wahrheit konnte es ihn nicht überraschen, sondern nur befriedigen. Gleich am Tage, nachdem Villeneuve's Meldung eingelaufen war, am 23. August, befahl er Talleyrand, das Kriegsmanifest gegen Österreich vorzubereiten. Der Grundton desselben sollte sein, daß Kaiser Franz seine Truppen just zu der Zeit nach Tirol und Italien geworfen habe, als die französischen Streitkräfte eingeschifft wurden, um England anzugreifen. Das war nun allerdings Lug und Trug, denn die österreichischen Rüstungen datierten schon seit Monaten und waren auch schon so lange von Napoleon beobachtet worden, während die Einschiffung der Boulogner Armee erst im August — die letzten Ordres datierten vom 20. bis 22. — verfügt wurde. Übrigens hatte er schon um die Mitte Juli mit Preußen darüber verhandelt, daß die Truppen Friedrich Wilhelms die seinigen in der Okkupation von Hannover ablösen sollten, was nur beweist, daß er schon damals den Marsch nach Osten kalkulierte. Ist man da nicht versucht zu meinen, Napoleon habe das ganze Manöver der Einschiffung nur ersonnen, um seiner Anklage gegen Österreich eine scheinbare Basis zu geben und in seinem Manifeste sagen zu können, die Wiener Politik habe ihn von seinem großen Unternehmen gegen England abgehalten und ihn gezwungen, sie dafür zu befehden? Am Abende des 27. August unterzeichnete der Kaiser die offiziellen Marschordres, welche die gesamte Armee nach Osten dirigierten. Schon drei Tage zuvor, am 24. hatte Marmont den geheimen Befehl erhalten, in Eilmärschen auf Mainz zu marschieren. Das Lager von Boulogne ward aufgehoben. Der Krieg auf dem Festlande hatte begonnen.

Man hat bis auf die jüngste Zeit herab nach den Mitteilungen des Generals Daru erzählt und geglaubt, Napo-

leon habe erst nach dem Eintreffen der Villeneuveschen Meldung den Gedanken des Kontinentalkrieges gefaßt und den Plan des Feldzugs wie in einer plötzlichen Inspiration als Extempore in einem Zuge diktiert. Das gehört mit zur Legende. Jahrelang war der Kampf vorhergesehen und die Art seiner Durchführung gewiß reiflich erwogen und festgestellt. Gleichwohl ist Napoleons Voraussicht und Berechnung auch in diesem Falle staunenswert. Denn er sollte Recht behalten: der November 1805 hat ihn wirklich im Herzen Österreichs angetroffen und der Gegner in der That das Weihnachtsfest nicht in seiner Residenzstadt gefeiert. Es hat wohl kaum jemals einen Mann gegeben, der seine Kräfte an denen der übrigen Welt mit so viel Präcision zu messen verstand. Man hat hierin etwas Dämonisches zu erblicken gemeint. Doch nein, Napoleon bildete keine Ausnahme vom Menschlichen. In ihm waren nur gewisse menschliche Eigenschaften zu einer ungewöhnlichen Potenz entwickelt, was seiner Persönlichkeit etwas Überragendes, Gigantisches verlieh. Er konnte noch sehen, wo Anderen längst der Blick sich trübte, und was der Menge als ein Chaos dünkte, das stellte seinen Augen sich in deutlicher Entwirrung dar. General Rapp erzählt in seinen Denkwürdigkeiten folgende bezeichnende Geschichte: Eines Tages wollte Kardinal Fesch dem Kaiser Vorstellungen über seine Politik machen. Aber er hatte kaum ein paar Worte gesprochen, so führte ihn Napoleon ans Fenster und fragte ihn: „Sehen Sie diesen Stern?“ Es war am hellen Mittag. „Nein“, antwortete Jener. „Gut denn, so lange ich der Einzige bin, der ihn erblickt, werd' ich meinen Weg gehen und keinerlei Bemerkungen dulden.“ So zog er fest und sicher, meist unentdeckt und unbeirrt, seine Linien in die Zukunft.

Während die französische Armee in möglichster Stille und in Gewaltmärschen, die selbst unter Napoleons Führung bisher unerhört waren, an den Rhein zog, bereitete sich auch Öster-

reich zum Waffengange vor und trat am 3. September 1805 mit einer kriegerischen Erklärung gegen Frankreich auf. An diesem Tage bedeutete Minister Cobenzl dem französischen Gesandten, man sammle seine Kräfte, „um einen Zustand in Europa herstellen zu helfen, der den Verträgen entspreche, die Frankreich völkerrechtswidrig gebrochen habe.“ Am 8. September gingen die Truppen des Kaisers Franz über den Inn. Man sollte nun meinen, Österreich hätte die Stärke der Armee von Boulogne genau gekannt und erwogen, daß dieselbe den kürzesten Weg einschlagen und daher Deutschland der Hauptschauplatz des Krieges sein werde. Statt dessen hatte man in Wien, auch militärisch genommen, nur Italien vor allem im Auge. Noch im Juli war für die Führung der österreichischen Streitkräfte ein von Erzherzog Karl entworfener Kriegsplan angenommen worden, wonach man drei Armeeen (in Italien, in Tirol und am Inn) aufstellen und die Operationen mit der stärksten derselben, der italienischen, beginnen wollte. Diese, von Karl befehligt, sollte sich in der Lombardei festsetzen, während die deutsche, mit den Russen vereint, in Süddeutschland, die dritte unter Erzherzog Johann durch die Schweiz vorzugehen hätte. Im Besonderen beschloß man, so rasch als möglich durch Bayern bis über die Iller hinaus zu dringen, um den Krieg in fremdes Land zu tragen und sich der Truppen des franzosenfreundlichen Kurfürsten Max Joseph zu versichern, im übrigen aber keine Affaire zu wagen, ehe die Russen herangekommen waren, und sich in solchem Falle eher wieder hinter den Inn zurückzuziehen. Die Russen sollten einer Militärkonvention zufolge in drei verschiedenen Armeeen nach Österreich aufbrechen, und zwar in der Weise, daß die Tête der ersten in der Stärke von über 50 000 Mann am 16. Oktober den Inn erreichen konnte. So war an dem entscheidenden Punkte die Disposition der Kräfte schon durch deren Trennung eine ungenügende. „Österreich“ — sagt Erzherzog Johann, der an den Beratungen teil genommen, in seinen Denkwürdigkeiten — „rechnete auf die in Marsch befindlichen russischen Hilfstruppen, und wohl wissend,

bis wann dieselben an dem Inn sein konnten, beachtete es nicht diese Zeit, während welcher der rastlos thätige Gegner mit seinen beweglichen, gut gerüsteten Streitkräften erscheinen konnte." War dies ein Hauptfehler, so war es ein zweiter, daß nicht der Feldherr, welcher bereits wiederholt auf deutschem Boden Siege über die Franzosen errungen, die deutsche Armee kommandierte, sondern daß Erzherzog Karl nach Italien ging, während dort Mack als Generalquartiermeister des Kaisers die Operationen leiten sollte. Der junge Erzherzog Ferdinand von Modena-Breisgau war dabei lediglich der Repräsentant Franz II. und hatte sich den Anordnungen Macks unbedingt zu fügen. Napoleon kannte diesen fahrigen, von Selbstüberschätzung strotzenden Mann, der sich in maßloser Verblendung jedem Gegner überlegen glaubte und jetzt, seines organisatorischen Geschickes halber, das unbedingte Vertrauen seines Monarchen besaß: er hatte ihn nach dem neapolitanischen Feldzuge von 1799 als Kriegsgefangenen zu Paris kennen gelernt und sich über ihn zu Bourrienne geäußert: „Mack ist einer der mittelmäßigsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Voll Eigendünkel und voll Eitelkeit hält er sich zu allem fähig. Es wäre zu wünschen, daß er eines Tages gegen einen unserer guten Generale geschickt würde; er würde schöne Dinge sehen. Er ist übermütig, und das sagt alles. Gewiß, es ist einer der untauglichsten Menschen, die es giebt. Und dazu kommt noch, daß er Unglück hat." Nun stand der Geringfügige dem Gewaltigen selbst gegenüber.

Mack ging von der Voraussetzung aus, die Franzosen würden ein starkes Heer an der Küste des Kanals zurücklassen, um gegen eine Landung der Engländer geschützt zu sein, während eine andere Armee in Frankreich selbst verbleiben müßte, um einer drohenden revolutionären Bewegung vorzubeugen; Napoleon würde daher in Deutschland nicht stark auftreten und auch nicht vor Ankunft der Russen auf dem Schauplatze er-

scheinen können.*) Auf diese Schlüsse bauend eilte er mit rasch zusammengescharten, halb kompletten, schlecht ausgerüsteten Truppen vorwärts, um vielleicht noch vor dem Aufmarsch des Feindes in Frankreich einfallen zu können. Er hatte nach Napoleons Beispiel beschlossen, die Armeeen durch Requisitionen zu ernähren, was von vornherein eine ungeheure Verwirrung erzeugte, und wenn das Vorrücken über den Inn, hinter welchem Fluß man am besten stehen geblieben wäre um die Ankunft der Russen abzuwarten, in der Absicht beschlossen worden war, die bayrische Hilfe zu erwerben, so erwies sich dies als Täuschung. Kurfürst Max Joseph, der durch Verwandtschaft an Rußland, durch sein Interesse aber an Frankreich gebunden war, ließ sich nach einigem Schwanken von diesem gewinnen, zog seine Truppen vor den Österreichern zurück, schloß eine Allianz mit Napoleon ab und ward dann von den herbeikommenden Franzosen aufgenommen. Damit war der Plan der Österreicher gescheitert. Dennoch aber drängte Mack vorwärts, um die Illerlinie zu gewinnen und dieselbe zu befestigen, da er annahm, der Feind würde durch den Schwarzwald avancieren. Als Erzherzog Ferdinand am 19. September den Oberbefehl übernahm, fand er das Gros seines an 60 000 Mann starken Heeres zwischen dem Inn und München auf dem Marsche, während ihm sichere Nachrichten meldeten, Napoleon sei mit der ganzen Küstenarmee, 150 000 Mann stark, von Boulogne abgegangen und könne am 10. Oktober an der Iller anlangen. Das war nun alles ganz anders, als Mack vorausgesetzt hatte. Unter solchen Umständen durften die Österreicher nicht weiter vorgehen, sonst trennten sie sich noch mehr von den nachrückenden Alliierten und

*) Die Engländer planten in der That eine Landung in Quiberon und baten sich den österreichischen General Radetzky als Generalstabschef aus. Die unzutreffende Nachricht von einer Gährung in Frankreich gegen Napoleon war längst durch ihre Agenten verbreitet worden. Nach Radetzky's jüngst veröffentlichten Memoiren soll dieselbe Macks übereiltes Vordringen mit veranlaßt haben.

wurden in ihrer Vereinzelung überwältigt. Das erkannte der Erzherzog sehr wohl und ließ die Armee Halt machen. Mack jedoch erwirkte von Kaiser Franz, der für kurze Zeit bei den Truppen erschien, daß der Haltebefehl zurückgenommen wurde, und in der letzten Septemberwoche hatte er wirklich die Hauptmacht an der Iller vereinigt, um sich entweder auf Ulm, wenn der Feind von Stuttgart heranrückte, oder auf Memmingen zu stützen, wenn er von Straßburg durch den Schwarzwald kam. Daß die in Hannover und Holland stationierten Franzosen, wenn sie nur nach Süden marschierten, schon seine Rückzugslinie bedrohen mußten, kam ihm nicht in den Sinn.

Zur selben Zeit, als die Österreicher sich an der Iller sammelten, ging die Hauptmasse der Truppen Napoleons zwischen Kehl und Mannheim über den Rhein. Fast lautlos waren sie auch in den Nächten marschiert. Von ihren Bewegungen Nachricht zu geben, ward den Journalen strengstens verboten. Es waren fünf Kavalleriedivisionen, die Murat befehligte, und vier Armeekorps, die von Ney, Lannes, Soult und Davoût kommandiert wurden. Zwei andere, unter Marmont und Bernadotte, kamen von Norden her nach Würzburg. Ein siebentes Korps unter Augereau bildete die Reserve im Elsaß. Süddeutsche Hilfstruppen vermehrten das Heer um 28 000 Mann. Im Ganzen standen Napoleon über 200 000 Krieger zu Gebote, eine glänzende Armee, die er sich nicht genug zu loben wußte. Die Korpsführer waren meist so jung wie er, Davoût ein Jahr jünger, Marmont sogar erst einunddreißig Jahre alt, doch alle kriegserfahren und dem Manne, der sie führte, durchaus ergeben. Von der „Großen Armee“ getrennt, sollte die „italienische“ unter Massena's Kommando selbständig operieren. Kaum hatte der Kaiser durch den Feldtelegraphen und gute Spione erfahren, daß Mack auf Ulm marschiere, während die Russen noch bei weitem nicht den Inn erreicht haben, so beschloß er, sich links vom Schwarzwald vorbeizuziehen, die Donau unterhalb Ulm zu überschreiten, sich so zwischen die Österreicher und ihre Ver-

bündeten zu legen und Beide einzeln zu schlagen. Murat mit der Kavalleriereserve hatte durch Scheinanstalten im Schwarzwald die Täuschung Macks zu unterstützen, als kämen die Franzosen von daher, und so den Vormarsch der vier Korps am linken Ufer der Donau zu maskieren. Mit der größten Präcision ward das Manöver durchgeführt. Am 7. Oktober sind die Korps von Davoût, Soult, Lannes und Ney in einer Linie, die von Heidenheim bis Öttingen reicht, an der Donau angelangt, Bernadotte hat von Würzburg den geraden Weg durch das preußische Fürstentum Ansbach auf Ingolstadt genommen, Marmont steht westlich davon bei Neuburg. Zwei Tage später ist die Armee über den Strom gerückt und marschiert nun von Osten her gegen Ulm. Nur Bernadotte und Davoût bleiben zur Beobachtung der Russen, die übrigens noch nicht in Sicht sind, zurück. Auf daß der Feind nicht nach Tirol entwische, hat Soult mit seinem Korps Memmingen wegzunehmen.

Diese Bewegungen sind Mack nicht unbekannt geblieben. Durch den Doppelspion Schulmeister, der in den Napoleonskriegen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, ward er davon in Kenntnis gesetzt. Anstatt nun aber anzunehmen, daß die französische Armee aus sei, ihn zu fangen, wiegte er sich in dem „kompletten Traume", wie er selbst später die verrückte Vorstellung nannte, Napoleon wäre auf dem Rückzuge nach Frankreich begriffen, wohin ihn die Revolutionsgefahr und die Besorgnis vor der Landung der Engländer abriefen.*) Die österreichischen

*) Die oft wiederholte Ansicht, Schulmeister habe Mack zu der Annahme vom Rückzug des Feindes nach Frankreich verführt, ist als falsch erwiesen. Die Unzufriedenheit der Franzosen mit Napoleon war in österreichischen Regierungskreisen eine fixe Idee von politischem Gewicht. (Cobenzl an Kutusow, 12. Oktober 1805, bei Angeli, Ulm und Austerlitz, Milit. Z. 1878. 302). Schulmeisters Berichte waren gut. Erst als ihn Mack nach Stuttgart sandte, „um über die Revolution der Franzosen gegen ihren Kaiser Erkundigungen einzuziehen", gab der schlaue Mann die österreichische Partie verloren und diente fortan dem Gegner allein.

Truppen, meinte er, könnten unter solchen Umständen nichts besseres thun als in Ulm konzentriert stehen bleiben und die vorbeieilenden Franzosen in der Flanke belästigen und verfolgen. Napoleon verfolgen! ein Mack! und mit einer Armee, die seine Hast das Wichtigste entbehren ließ, die durch forcierte Hin- und Widermärsche fast alle Resistenzfähigkeit eingebüßt hatte, die nur geringfügige Reserveartillerie mit ganz ungenügender Munition besaß und von deren Regimentern einzelne durchgängig barfuß marschierten und bloß über ihre Taschenpatronen verfügten! Es half nichts, daß Erzherzog Ferdinand, welcher Not und Gefahr zu würdigen wußte, wider diesen dünkelhaften Einfall sprach, nichts, daß alle Untergenerale sich dagegen verwahrten: Mack blieb hartnäckig dabei, die französische Armee sei auf dem Rückzug. Wie die Finger einer greifenden Hand krampften sich unterdes die einzelnen napoleonischen Korps um den Feind, jede vorgeschobene Abteilung desselben auf Ulm zurückwerfend und schließlich die Stadt beschießend und zur Übergabe auffordernd. Kaum daß es dem Erzherzog gelang, sich auf eigene Faust mit zwei Bataillons und elf Eskadronen über Göppingen nach Nördlingen und weiter nach Böhmen durchzuschlagen. Nun erst erwachte Mack aus seinem Traume. Am 16. Oktober erklärte er sich zu Unterhandlungen bereit, und am 17. waren dieselben abschlossen. Wenn binnen einer Woche — lauteten die Bedingungen — kein Ersatz kommt, ist die Armee von Ulm kriegsgefangen mit Ausnahme ihrer Offiziere, die auf Ehrenwort frei ausgehen; ein Thor wird den Franzosen geöffnet, damit sie eine Brigade in die Festung legen. Aber als ob es der Verwerflichkeit noch nicht genug wäre, ließ sich Mack in einer Besprechung mit Napoleon dahin bringen, daß die Kapitulation schon am 20. Oktober perfekt wurde. An diesem Tage legten drei österreichische Korps, jetzt noch 23000 Mann, vor dem Feinde die Waffen nieder. „Die Schande, die uns erdrückt" — schrieb der österreichische Hauptmann de l'Ort in sein Journal — „der Kot, der uns bedeckt ist unauslöschbar. Während

die Bataillone die Waffen strecken, unterhält sich Napoleon in der einfachsten Kleidung in der Mitte seiner gestickten Marschälle mit Mack und mehreren unserer Generale, die er, nachdem sie defilierten, zu sich berufen hat. Der Kaiser in der Uniform eines gemeinen Soldaten, mit einem grauen, an den Ellbogen und an den Schößen verbrannten Mantel, einen eingedrückten Hut ohne Unterscheidungszeichen auf dem Kopfe, die Arme auf dem Rücken gekreuzt und an einem Lagerfeuer sich wärmend, sprach mit Lebhaftigkeit und gab sich ein gutmütiges Aussehen." Er hatte einen fast unblutigen Sieg errungen. „Ich habe meinen Zweck erreicht", schrieb er Tags vorher an Josephine, „ich habe die österreichische Armee durch bloße Märsche zerstört". In der That, außer dem Kienmayer'schen Korps, welches an den Inn marschierte, außer den Verstärkungen, die aus Tirol herangerückt waren und nun wieder dahin zurückwichen, und der kleinen Abteilung, mit welcher der Erzherzog entflohen war, hatte Österreich auf diesem Schauplatz Alles verloren.*)

Natürlich wirkte die Katastrophe von Ulm auf die anderen Armeeteile zurück. Erzherzog Karl sah sich genötigt, seine feste Stellung hinter der Etsch aufzugeben, um seine Truppen möglichst intakt aus Italien wegzubringen. Ein glücklicher Schlag gegen Massena bei Caldiero, am 30. und 31. Oktober, gestattete ihm, den Rückzug in aller Ordnung, wenn auch nicht ohne erhebliche Verluste, auszuführen und sich bei Marburg mit dem Erzherzog Johann, dessen Verbleiben in Tirol ebenfalls unmöglich wurde, am 20. November zu vereinigen. So hatte das Schicksal Mack's den ganzen österreichischen Kriegsplan umgeworfen: aus der Offensive ward Kaiser Franz in die Defensive gedrängt, und all

*) Mack hat sich später zu rechtfertigen gesucht: das Verhalten des Erzherzogs, das seiner Generale, die Verletzung des ansbachischen Gebietes seitens der Franzosen trügen die Schuld. Aber die Untersuchung hat bald die Hinfälligkeit dieser Ausflüchte und in ihm allein den Schuldigen erkannt. Er verlor Rang und Ehren und für zwei Jahre die Freiheit. Die Geschichtsschreibung hat dieses verdammende Urteil voll bestätigt.

seine Hoffnung beruhte zunächst nur noch auf den Russen, da Erzherzog Karl dreimal so weit von der Hauptstadt entfernt war als der Feind und sich seiner Subsistenz wegen der ungarischen Grenze nähern mußte. Es war ein hartes Schicksal, sich mit fremden Truppen verteidigen zu müssen. Und sehr innig war der Bund mit Rußland schon deshalb nicht, weil Alexander das Streben der Österreicher nach der Beherrschung Italiens im Grunde ebenso perhorrescierte wie es Paul I. verurteilt hatte. Doch hielt jetzt die gemeinsame Gefahr die Alliierten noch aneinander fest.

Fast zur selben Zeit aber, als die Koalition gegen Frankreich auf dem Kontinent einen so harten Stoß erlitt, errang sie auf dem Meere einen ewig denkwürdigen Sieg. Villeneuve war seit August mit der vereinigten französisch-spanischen Flotte in Cadix stehen geblieben, unablässig von Napoleons Ungnade verfolgt. „Villeneuve", hatte dieser an den Marineminister geschrieben, nachdem er von Boulogne bereits aufgebrochen war, „ist ein Elender, den man mit Schande forttreiben sollte; ohne Kombinationsgabe, ohne Mut, ohne Interesse für das Allgemeine, würde er alles opfern, um nur seine Haut zu retten." Wir wissen, wie wenig echt dieser Zorn und wie froh der Kaiser innerlich war, von dem Landungsprojekt endlich losgekommen zu sein. Daß er einen Unschuldigen zum Sündenbock wählte, war seiner harten Seele gleichgiltig. Jetzt befahl er dem Admiral, den er doch hätte absetzen müssen, wenn dessen Schuld wirklich so groß gewesen wäre, aus Cadix auszufahren, zur Unterstützung Saint Cyr's nach Neapel zu steuern und auf dem Wege die Engländer in jedem Falle, wo er ihrer Schiffszahl überlegen war, anzugreifen. Eine Vorstellung Villeneuve's, daß sich seine Eskadre im schlechtesten Zustande befinde, daß namentlich die spanischen Schiffe zum großen Teile mit Matrosen bemannt seien, die nie ein Seemanöver mitgemacht hatten, und daß daher die Chancen im Gefecht die unglücklichsten wären, hatte keinen Erfolg. Er mußte auslaufen und sich alsbald zur Schlacht

bereiten, da Nelson seinen dreiunddreißig Linienschiffen nur siebenundzwanzig entgegenstellte. Freilich waren dies vortrefflich gerüstete Fahrzeuge, mit erfahrenen Leuten bemannt, die dem Kommando des genialsten Admirals der ersten seefahrenden Nation unterstanden. Der Ausgang war nicht zweifelhaft. Nelson änderte die hergebrachte Taktik des Angriffs, was Villeneuve zwar bemerkte, aber mit seinem schlechten Material nicht parieren konnte, und so ging die Seeschlacht beim Kap Trafalgar am 21. Oktober 1805 für Napoleon verloren. Von den französischen Schiffen gerieten achtzehn in die Hände des Feindes, elf flüchteten nach Cadix zurück, die anderen suchten das Weite, um schließlich ebenfalls gefangen zu werden. Mehr als siebentausend Franzosen waren in dem furchtbaren Kampfe gefallen, die Engländer hatten kaum das Drittel verloren, darunter aber freilich einen Mann, der mehr als eine Flotte aufwog: Nelson selbst. Villeneuve sollte ihm bald nachfolgen. Von der Wut seines Monarchen gepeinigt, der ihm seinen eigenen Irrtum nicht verzeihen konnte, gab er sich — aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt — den Tod. Wir hören, daß der Kaiser an den 21. Oktober nie erinnert sein wollte, und daß die Opfer dieses Kampfes bei ihm nur ein ungnädiges Gedächtnis fanden. Freilich war bei Trafalgar auch mehr entschieden worden als eine Schlacht. Das Geschick eines ganzen Weltteils hing davon ab, daß die Engländer nunmehr endgiltig ihre unbedingte Herrschaft zur See behaupteten und von einem direkten Angriff auf ihr Land kaum noch die Rede sein konnte.

Dadurch war der Erfolg von Ulm getrübt. Es bedurfte neuer Siege, um den Glanz des Empire wieder herzustellen. Napoleon, der noch nichts von der Niederlage seiner Flotte wußte, zog jetzt eilig den Russen nach, die zwar am Inn angekommen waren, sich hier mit dem Kienmayer'schen Korps vereinigt, bei der Nachricht vom Schicksale Mack's aber sofort den Rückzug angetreten hatten. Er hoffte, der Feind werde sich ihm an der Traun oder an der Enns stellen; hier wollte er ihn schlagen,

dann im Triumph auf die Hauptstadt losgehen und dort den Frieden diktieren. Kutusow jedoch, der Führer der Russen, den Kaiser Franz zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, trachtete in erster Linie danach, sich auf die heranrückende zweite russische Armee unter Buxhoewden zurückzuziehen; er ließ sich nicht erreichen und wich schließlich über die Brücke bei Krems auf das linke Donauufer aus, um von hier nordöstlich über Znaim nach Brünn zu gehen. Murat war mit der Kavallerie dem Gegner am nächsten geblieben, von seinem Schwager unablässig zur Eile getrieben. Daß er nun dem Feinde nicht aufs andere Ufer folgte, sondern nach Wien weitereilte, zog ihm bittere Vorwürfe zu. Vom Stifte Melk aus schrieb ihm Napoleon am 11. November: „Sie haben die Ordre empfangen, den Russen auf der Ferse zu bleiben. Ich suche mir vergebens, Ihr Verhalten zu erklären. Sie haben mich um zwei Tage gebracht und nur an den Ruhm gedacht, in Wien einzuziehen. Aber es gibt keinen Ruhm, wo es keine Gefahr gibt." Der Kaiser sah zugleich eine jenseits des Stromes ungedeckt marschierende Division unter Mortier gefährdet, die in der That noch am selben Tage bei Dürrnstein von den Russen nahezu aufgerieben wurde. Daß zur gleichen Zeit ein österreichisches Korps unter Merveldt, welches sich bei Steyer von Kutusow getrennt hatte, um die Alpeneingänge zu decken, von Davoût in der Nähe von Leoben getroffen und in einem fluchtartigen Rückzuge nach Graz gejagt wurde, war kein Ersatz.

Aber Napoleon wußte die neue Sitution dennoch zu nützen. War Murat nun einmal im Marsch auf Wien, dann sollte er sich dort des Flußüberganges versichern und, von zwei Armeekorps gefolgt, nordwestlich nach Znaim rücken, um Kutusow so den Weg nach Mähren zu versperren. Da Eile Not that, war viel daran gelegen, zu verhindern, daß die Wiener die Taborbrücke abbrachen. Dieser Aufgabe zeigte sich Murat durchaus gewachsen. Am 13. rückte er in die Stadt ein und marschierte alsbald durch dieselbe nach der Brücke, die in drei Absätzen die Arme des Stromes

überspannte. Die Garnison war unter dem Kommando eines Fürsten Auersperg aufs andere Ufer gezogen. Sie hatte die Weisung, beim ersten Herannahen der Franzosen die mit Brandstoff belegten Joche sofort in Flammen zu setzen. Nun wußte aber Murat dem Befehlshaber vorzuspiegeln, es seien Waffenstillstandsunterhandlungen zum Abschluß gelangt und der Friede in nächster Aussicht, und Auersperg und seine Offiziere, Kienmayer ausgenommen, glaubten den Versicherungen des Feindes umsomehr, als General Bertrand sein Ehrenwort dafür in die Schanze schlug. Die Brücke wurde nicht abgebrannt, die Franzosen überschritten sie, und nur mit Mühe rettete der österreichische General für seine Truppen die Möglichkeit, auf der Brünner Straße fortzumarschieren.

Die Angaben Murats waren blos eine Kriegslist gewesen. Zwar hatte Kaiser Franz am 3. November Unterhandlungen eröffnet; dieselben waren aber an den Forderungen Napoleons: Abtretung Venetiens, Tirols und Vorderösterreichs gescheitert, und die Hoffnung der Österreicher beruhte wieder nur darauf, daß Kutusow seine Vereinigung mit der zweiten Kolonne bewerkstelligen und dann durch einen entscheidenden Schlag den Feind zum Nachgeben zwingen möchte.

Für Napoleon dagegen kam Alles darauf an, den Russen, dem eine französische Heeresabteilung folgte, indes Murat mit den Korps von Davoût und Lannes gegen seine rechte Flanke operierte, zwischen zwei Feuer zu bringen. Das schien gelingen zu sollen und man glaubte, vor der Entscheidung zu stehen. Kutusow, der seine Lage deutlich erkannt hatte, war in Gewaltmärschen weitergegangen, aber infolgedessen bedurften seine Truppen notwendig ein paar Ruhetage. Er hatte allerdings vor den nachrückenden Franzosen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, dagegen stand vom Süden her die Gefahr in unmittelbarer Nähe. Diese mußte beschworen werden. Er sendete seinen Unterfeldherrn Bagration mit einigen tausend Mann auf die Straße, welche Murat heranzog, um ihn

aufzuhalten und so die Rast und den Weitermarsch der Hauptarmee zu decken. Nördlich von Hollabrunn traf Murat, der momentan nur einen Teil des Lannes'schen Korps bei sich hatte, auf den Gegner, glaubte die feindliche Hauptmacht vor sich zu sehen und wollte nicht angreifen, ohne sich verstärkt zu haben. Um die hierzu nötige Zeit zu gewinnen, schlug er zum Schein einen Waffenstillstand vor, auf welchen Antrag Kutusow, dem nichts gelegener kam, nach absichtlichem Zögern einging. Es ward in der That ein Dokument verfaßt, in welchem sich der Russe — ebenso zum Scheine — verpflichtete, aus Österreich abzumarschieren, sobald Napoleon den Vertrag ratifiziert haben würde. Der Russe hatte seine Rasttage gewonnen. Als Napoleon dann in Schönbrunn die Sache erfuhr, war er außer sich über die gelungene List des Feindes, der jetzt unter Zurücklassung Bagrations bereits nach Norden entkommen war, um sich bei Porlitz vor Brünn mit der wiener Garnison und bei Wischau mit der zweiten russischen Armee zu vereinigen. Was half es nun, daß Bagration von Murat am 16. November mit großer Übermacht besiegt und zum Rückzuge gezwungen ward? Nein, der Name Hollabrunn sollte nicht auf dem Pariser Arc de triomphe stehen.

Napoleon hatte seine Aufgabe nicht gelöst. Kutusow war entwischt und konnte jetzt unter den Kanonen von Olmütz Verstärkungen abwarten, die General Essen schon ziemlich nahe herangebracht hatte, während eine Abteilung von 45 000 Mann unter General Bennigsen auf Breslau im Anmarsch war. In Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand ein Korps gesammelt, welches gleichsam den rechten Flügel der russisch-österreichischen Aufstellung bildete. Erzherzog Karl marschierte auf Marburg mit der Absicht, über Körmend und Raab nach Wien zu gelangen. Außerdem hatte sich auch die politische Stellung der Verbündeten wesentlich gebessert. Preußen schien endlich doch noch gewonnen. Der rücksichtslose Durchzug der Franzosen durch das ansbacher Gebiet hatte plötzlich die Gesinnung Friedrich Wilhelm III. geändert. Man

hatte seine Neutralität verletzt und ihn selbst in dem Meisterwerke seiner Politik — dafür hielt er sie — gekränkt. Er gab jetzt dem Andringen Rußlands, welches für seine Truppen Passage begehrte, nach und ließ sich vom Kaiser Alexander, der Ende Oktober nach Berlin kam, zwar nicht zur augenblicklichen Teilnahme am Kriege — davon hielt ihn Hardenberg zurück — wohl aber zu einem Abkommen bereden. Darin ward Preußen die Aufgabe, von Napoleon die Freiheit Neapels, Hollands, der Schweiz, die Trennung der italienischen von der französischen Krone, die Entschädigung des Königs von Sardinien, kurz die Einschränkung des französischen Expansivsystems zu fordern und im Falle der Ablehnung mit 180 000 Mann der Koalition beizutreten (3. November 1805). Graf Haugwitz wurde zu Napoleon geschickt, um die Sache anzubringen. Bis Mitte Dezember konnte sie entschieden sein und die kriegsgerüstete preußische Armee einschreiten. Für die kämpfenden Russen hatte dieser Vertrag den großen Vorteil, daß sie sich, in Mähren geschlagen, nach Schlesien ziehen und dort von etwa 50 000 Mann aufgenommen werden konnten.

Man sieht, die Lage Napoleons war nicht günstig. Er hatte in Wien den Frieden zu diktieren gehofft und nun seine Operationslinie weit über seine Absicht verlängern und, um seine Flanken zu decken, viel von seinen Truppen detachieren müssen. Ney war nach Tirol, Marmont nach Steiermark, Davoût an die ungarische Grenze, Bernadotte gegen Böhmen marschiert, und nur die Korps von Murat, Lannes und Soult standen zu seiner momentanen Verfügung. In dieser Situation, die er voll würdigte, erfuhr er von der Schwenkung Preußens und von der verlorenen Schlacht bei Trafalgar und mußte nun ernstlich darauf bedacht sein, durch Teilung der feindlichen Kräfte sich Erleichterung zu verschaffen. Trotz der Weigerung Franz II., Frieden unter den früher erwähnten Bedingungen zu schließen, hatte er doch nicht alle Beziehungen zu dem feindlichen Hauptquartier abgebrochen, nach der Einnahme Wiens sich sogar

neuerdings an den Kaiser von Österreich gewendet, und jetzt mit dem Erfolge, daß der österreichische Diplomat Stadion sich mit dem General Gyulai in sein Hauptquartier nach Brünn begab, um dort einen Vertrag zu bereden. Sie hatten die Aufgabe mit dem preußischen Unterhändler Haugwitz, der jetzt mit beabsichtigter Langsamkeit herankam, zusammen zu wirken. Da ist es nun vom höchsten Interesse zu sehen, wie Napoleon diese Kooperation zu stören weiß. Er sendet zuerst die österreichischen Abgesandten zu Talleyrand nach Wien, unter dem Vorgeben, er selbst werde dahin kommen; unterdes läßt er Haugwitz in Iglau aufhalten; und zur selben Zeit schickt er seinen Generaladjutanten Savary zu Alexander I., der bei seiner Armee angelangt war, um Waffenstillstand und eine Unterredung zu verlangen, in welcher er — wie er dem Adjutanten des Zaren andeutete — Rußland die Türkei preisgeben wollte. Ging Alexander darauf ein und machte er Frieden, dann konnte Österreich aufs Äußerste bedrückt werden, wenn nicht, dann mußte man allerdings mit dieser Macht auf neuer Basis unterhandeln. Das Letztere geschah. Der Zar blieb fest, und am 30. November erklärte Napoleon in einem Schreiben an Talleyrand, er solle von Österreich nicht mehr ganz Venetien und Tirol, sondern nur die Kreise von Legnano und Verona für das Königreich Italien, Augsburg, Eichstädt, den Breisgau und die Ortenau für die süddeutschen Alliierten fordern. Aber auch Stadion blieb fest; wenigstens wollte er nicht ohne Haugwitz' Mitwirkung unterhandeln. Dieser hinwieder, dem von seinem Könige der mündliche Auftrag geworden war, unter allen Umständen den Frieden zu bewahren, und der in Brünn die Vorbereitungen zu einem Zusammenstoß bemerkt hatte, wollte offenbar erst dessen Ausfall kennen und ging nicht aus sich heraus.

Aber während so Napoleon vergeblich nach einer Verbesserung seiner Lage trachtete, half ihm der Feind selbst aus der Verlegenheit. Er hatte es mit seinen eingeschränkten Kräften nicht gewagt, den Russen über Brünn hinaus zu folgen und sie in ihrer

sicheren, durch einen festen Platz gedeckten Position anzugreifen. Aber die Russen thaten, worauf er nimmer gehofft hätte: sie kamen zu ihm. Zu ihrem Unheil hatte sich der Zar an die Spitze des Heeres gestellt. Der junge Fürst brannte vor Ehrgeiz und drängte nach dem Ruhme, einen Bonaparte im Felde besiegt zu haben. Er wünschte die Offensive zu ergreifen, während doch das einzig Richtige darin lag, die Defensive so lange zu behaupten bis die Verstärkungen herankamen, die Erzherzöge näher rückten, Preußen in Aktion trat. Es fehlte zwar nicht an abmahnenden Stimmen im Hauptquartier der Verbündeten, aber doch auch wieder nicht an solchen, die zurieten. Kutusow war für weiteres Zaudern, aber doch zu viel Hofmann, um dem Wunsche seines Herrn entschieden entgegenzutreten; froh, die Verantwortung los zu sein, fügte er sich. Unter Denen, die Alexanders Absicht unterstützten, war insbesondere der als Generalstabschef ihm zugeteilte österreichische Oberst Weyrother, ein zweiter Mack an Ehrsucht und Verblendung. Seine Meinung war, gegen den Feind vorzugehen, dessen rechte Flanke zu gewinnen und ihm die Verbindung mit Wien abzuschneiden. Das hätte vielleicht später, wenn Erzherzog Karl in der Nähe stand, von Erfolg sein können. Jetzt war es zum Mindesten verfrüht. Weyrother aber drang auf Entscheidung und entwarf im heimlichen Verständnis mit Alexander — Kaiser Franz, der sich auch beim Heere befand, erfuhr nichts davon — einen Plan zur Schlacht.

Auf der andern Seite konnte Napoleon kein wichtigeres Interesse haben als die Verbündeten möglichst bald zu schlagen, ehe die russischen Verstärkungen ankamen, ehe Erzherzog Karl weiter nach Norden rückte und Preußen sich, wie nun auch er befürchtete, zur That entschloß.*) Mit um so größerem Staunen vernahm er, daß der Feind seinen Wünschen entgegenkam. Als er

*) „Bonaparte's Interesse erheischte, keine Zeit zu verlieren, das unsrige, Zeit zu gewinnen. Er hatte alle Gründe, eine Entscheidungsschlacht zu wagen, wir, eine solche zu vermeiden. Ew. Majestät wird sich erinnern, daß ich damals in diesem Sinne wiederholt Vorstellungen machte, und sie auch

am 27. November durch einen Deserteur von dessen Vormarsch hörte, wollte er vorerst gar nicht daran glauben. „Berthier“ — erzählt Ségur in seinen Memoiren — „hielt dies für so unwahrscheinlich, daß er den Boten festzunehmen befahl, bis eine Ordonnanz von Soult die Nachricht bestätigte.“ Nun ließ Napoleon mit beabsichtigter Eilfertigkeit seine Avantgarde vor den Russen sich zurückziehen, um diese noch sicherer zu machen, und nahm zwischen Brünn und Austerlitz zu Seiten der Straße und südlich bis Sokolnitz und Telnitz seine Aufstellung. Dann zog er rasch alle erreichbaren Truppen an sich; Davoût und Bernadotte wurden herzu kommandiert, und der Letztere stand schon am 1. Dezember bei dem Kloster Raigern.*) Dann entwarf auch er den Plan zur Schlacht. Die Bewegung des Feindes gegen seinen rechten Flügel war ihm nicht lange verborgen geblieben; auf sie baute er sein Kampfprojekt. Keine gewöhnliche Schlacht (bataille ordinaire) wollte er gewinnen, wie er seinen Generalen sagte, sondern eine entscheidende Aktion sollte es werden, die dem Gegner nicht gestattete sich zurückzuziehen und aufs neue zu sammeln; denn jeder geordnete kampffähige Rückzug der Russen konnte ihm, da er seine Situation nicht besserte, verderblich werden. Er wird deshalb nicht die gesicherte Position auf dem Plateau von Pratzen einnehmen, die sich ihm darbietet, sondern dieselbe dem Feinde überlassen, wird sogar seinen rechten Flügel provocierend vorschieben und die Flanke desselben exponieren, damit Alexander in seiner Absicht, denselben zu umgehen, bestärkt und bewogen werde, weit auszugreifen und dementsprechend sein Zentrum zu schwächen; dann wird er dieses dünne

---

jedem mitteilte, der mich hören wollte. Man mußte den Feind durch kleine Kämpfe ermüden, das Gros der Armee außer seinem Bereiche halten, Ungarn gewinnen und sich mit dem Erzherzog in Verbindung setzen“. (Czatoryski an K. Alexander im April 1806.)

*) „Wenn Sie eine Schlacht liefern wollen“ — äußerte der Kaiser einmal um diese Zeit — „dann sammeln Sie alle ihre Kräfte; vernachlässigen Sie nicht eine einzige; ein einziges Bataillon entscheidet manchmal den Tag“.

Zentrum durchbrechen und den Kampf damit entscheiden. Mit unendlicher Befriedigung sieht er wirklich schon am 1. Dezember die Russen zu dem Umgehungsmanöver Anstalten treffen. „Das ist ein jämmerliches Vorgehen!“ ruft er vor Freuden zitternd und in die Hände klatschend seiner Umgebung zu. „Sie gehen in die Falle! Sie liefern sich aus! Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“ Und in der That, am 2. Dezember 1805 sah noch die „Sonne von Austerlitz“ die Vernichtung des alliierten Heeres. Der Vorstoß gegen dessen Zentrum, welches man von aller Kavallerie entblößt hatte, war von Soult mit großer Kraft unternommen worden und vollständig gelungen. Die feindliche Linie war zerrissen, der linke Flügel ganz abgetrennt und in Deroute, der rechte auf Austerlitz zurückgeworfen. Die Russen hatten an 20 000, das österreichische Korps unter Liechtenstein an 6000 Mann eingebüßt. Jene, von ihrer Rückzugslinie nach Olmütz abgeschnitten, aller Artillerie, Munition und Bagage verlustig, bewegten sich regellos auf der Straße nach Göding und Holitsch. „Es gab weder Regimenter noch Armeekorps mehr beim Heere der Verbündeten“, berichtet Czartoryski, „sondern nur noch Horden, die ohne Ordnung marodierend davongingen. Auf dem Wege nach Holitsch hörte man in den Dörfern nur wüstes Schreien der Leute, die im Weine ihr Mißgeschick zu vergessen suchten.“

Eine der glänzendsten Schlachten war für Frankreich gewonnen.*) „Soldaten!“ — wandte sich der Sieger an seine Truppen

*) Militärische Schriftsteller datieren seit Austerlitz eine neue Epoche in der Geschichte der Schlachtenkämpfe. Jomini sagte, die großen Feldschlachten unserer Tage schrieben sich von 1805 her, und ein neuerer Erzähler der Napoleonskriege führt den Gedanken folgendermaßen aus: „In dieser ersten napoleonischen Schlacht erkennt man sogleich alle jene Merkmale, welche die neueren Schlachten von denjenigen des fridericianischen Zeitabschnittes unterscheiden. In den Letzteren wurde die gesamte Armee einheitlich in Bewegung gesetzt, sie konnte und mußte während des ganzen Verlaufes der Schlacht manöverierfähig in der Hand des Führers bleiben. Wurde ihr festes Gefüge an einer Stelle gebrochen, so war sie geschlagen. In der neueren Schlacht

— „ich bin mit Euch zufrieden! Ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von Eurer Unerschrockenheit erwartete, und habt Eure Adler mit unvergänglichem Ruhme geschmückt. Als das französische Volk mir die Kaiserkrone auf's Haupt setzte, da vertraute ich auf Euch, damit derselben für immerdar die Glorie erhalten bleibe, die ihr in meinen Augen einzig Wert verleiht. Wenn hier alles, was unseres Vaterlandes Glück und Wohlfahrt heischt, erreicht sein wird, will ich Euch nach Frankreich zurückführen. Dort sollt ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Fürsorge sein. Mein Volk wird Euch mit tausend Freuden wiedersehen, und falls nur Einer von Euch sagt: „Ich bin bei Austerlitz dabei gewesen", wird Jeder sofort erwidern: „Hier steht ein tapferer Mann".

Napoleon hatte Recht. Der Sieg vom 2. Dezember war kein „gewöhnlicher", er bedeutete den Frieden. Wir sahen, wie er kurz zuvor seiner gefährlichen Position entsprechend, die Friedensbedingungen herabgemindert hatte: jetzt war die Lage der Dinge gänzlich verändert. Am 3. Dezember schon schreibt er an Talleyrand nach Wien: „Alle Unterhandlungen sind null und nichtig, da sie offenbar nur eine Kriegslist waren, um mich einzuschläfern. Sagen Sie Herrn von Stadion, daß ich mich durch diese List nicht habe täuschen lassen und daß jetzt, wo die Schlacht verloren ging, auch die Bedingungen nicht mehr dieselben sein können."

Im Hauptquartier der Alliierten einigte man sich dahin, daß Kaiser Franz vom Sieger eine Unterredung begehren und Waffenstillstand fordern solle. Dem Ansinnen wurde willfahrt, und am 4. Dezember fand bei Nasiedlowitz, auf der Straße

---

kann das Zentrum durchbrochen werden, während die umfassenden Flügel den Sieg erringen, kann ein Flügel vernichtet werden, während der andere den Feind erdrückt, ja, in einer gut geleiteten Schlacht wird man immer auf einem Teile des Schlachtfeldes dem Gegner einen solchen Erfolg einräumen, um dafür auf dem zur Entscheidung gewählten Punkte mit Übermacht auftreten zu können." (Yorck I. 241.)

zwischen Austerlitz, wo Napoleon residierte, und Holitsch, wohin sich die verbündeten Monarchen zurückgezogen hatten, die Besprechung wirklich statt. Viel Unrichtiges ist über dieselbe verbreitet worden. Der Franzosenkaiser benahm sich durchaus nicht, wie erzählt ward, brüsk und unhöflich, sondern sehr artig und zuvorkommend. Er war bereit, die verlangte Waffenruhe zu bewilligen, wenn die Russen sofort in ihre Heimat zurückkehren wollten. Auch über den Frieden sprach man. Wollte auch Rußland jetzt gleich denselben mit abschließen — allerdings unter der Bedingung, daß es den Engländern sein Gebiet versperrte — so sollte Österreich jede Landabtretung erlassen werden, wenn nicht, so würde ein Separatabkommen der Donaumacht den Verlust Venedigs an das Königreich Italien und Tirols an Bayern auferlegen. Die letztere Bedingung — bezüglich Tirols — ließ Napoleon auf Franzens Andringen fallen. Von der Entrevue heimgekehrt, verständigte der Kaiser von Österreich alsbald seinen Verbündeten von den Forderungen des Siegers, aber auch davon, daß er breit sei, weiter zu kämpfen, wenn ihm Rußland zur Seite bleiben wolle. Dazu jedoch war Alexander durchaus nicht zu bewegen. So leichtsinnig er die Gefahr herausgefordert hatte, so wenig war er danach geartet, sie in ihren Folgen zu bestehen. Aber auch auf den Frieden unter der angegebenen Bedingung wollte er nicht eingehen, da die englische Zufuhr für Rußland eine Lebensfrage bedeutete. So blieb denn nur noch übrig, daß er die Trümmer seiner Armee in Sicherheit brachte. Er ließ dem Kaiser Franz antworten, er solle nicht mehr auf ihn rechnen, und reiste am 6. Dezember ab. Am selben Tage wurde der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Österreich unterzeichnet.*)

*) Noch in neuesten Darstellungen findet man die Angabe, Österreich habe sich alsbald nach der Schlacht von Rußland getrennt, während doch der Zar es war, der seinen Alliierten im Stiche ließ. Dies bezeugen selbst Quellen, die aus dem russischen Lager stammen, wie J. de Maistre und Czartoryski. Dem dreisten Vorwurfe, den die Russen später ganz offiziell gegen

In den Unterhandlungen über den Frieden hatte Österreich jetzt außer seinen eigenen Kräften nur noch den guten Willen Preußens in Rechnung zu bringen. Aber auch dieser sollte ihm entgehen. Vorsorglich hatte Napoleon in den Vertrag über den Waffenstillstand die Bedingung aufgenommen, daß während desselben fremde Truppen den österreichischen Boden nicht betreten durften, und dann sofort die Unterhandlungen mit Haugwitz allein aufgenommen. Wenn Dieser nun seiner geheimen Instruktion, den Frieden mit Frankreich zu erhalten, treu bleiben wollte, so konnte von dem Ultimatum, das er zu überreichen hatte, nicht weiter die Rede sein. Andererseits ließ jetzt Napoleon die Neutralität Preußens gar nicht mehr gelten, sondern forderte ein enges Schutz- und Trutzbündnis mit dieser Macht, demzufolge Friedrich Wilhelm das rechtsrheinische Cleve, die Festung Wesel und das Fürstentum Neufchâtel an Frankreich, die Markgrafschaft Ansbach an Bayern abtreten, das okkupierte Hannover behalten, dessen Küsten den Engländern verschließen und das neue „Königreich" Bayern in dem Umfange anerkennen sollte, den es durch österreichische Abtretungen erreichen würde. Das unterschrieb Haugwitz am 15. Dezember 1805, und damit hatte Österreich auch den preußischen Rückhalt verloren. Nun war es isoliert dem Willen des Siegers preisgegeben.

Da war es nun die Frage: ob Napoleon selbst jetzt den Frieden herbeiführen oder ob er, die Gunst der Verhältnisse nützend, Österreich weiter noch bekriegen, weiter noch besiegen und dessen Macht für immer lahmlegen wollte. In seiner militärischen Umgebung fanden sich Stimmen genug — namentlich die des eigennützigen Murat — welche der zweiten Ansicht das Wort redeten. Talleyrand dagegen war durchaus anderer Meinung. Der gewinn-

---

die Österreicher erhoben, sie hätten sich bei Austerlitz nicht gut geschlagen, ist Napoleon im Moniteur mit beißender Ironie entgegengetreten. „Die das Schlachtfeld gesehen haben" — hieß es darin — „werden bezeugen, daß es dort, wo der Hauptstoß stattfand, mit Österreichern bedeckt war, während anderorten nur russische Tornister lagen.

gierige Mann, dem bei einem Übereinkommen reicher Geldertrag sicher war, wußte den Kaiser zur Beendigung des Krieges zu überreden, den er übrigens selbst widerraten hatte. „Sie erniedrigen sich“ — so sprach er zu Napoleon — „wenn Sie nicht anders denken als Ihre Generale. Sie sind zu groß, um nur Soldat zu sein.“ Das verfing. Napoleon erklärte sich bereit Frieden zu schließen, und die Unterhandlungen nahmen ihren Fortgang. Nur von milden Bedingungen wollte er nun nichts mehr wissen. Als Fürst Johann Liechtenstein, der neue Unterhändler des Kaisers von Österreich, in Brünn eintraf, verlangte Jener nicht mehr bloß das italienische Gebiet von Venedig, sondern Venedig in derselben Ausdehnung, wie es 1797 an Österreich gekommen war, d. h. samt Istrien und Dalmatien. Bald nachher schlug er das Versprechen in den Wind, welches er Franz II. auf der Austerlitzer Landstraße gegeben hatte, und begehrte Tirol für Bayern. Kurz darauf heischte er auch das Innviertel und Österreichs Zustimmung zur Vertreibung des Königshauses von Neapel. Vor der großen Schlacht hätte er sich mit 5 Millionen Gulden Kriegsentschädigung begnügt, jetzt forderte er 50 Millionen Franken, von denen er sich nur mit Mühe zehn Millionen abmarkten ließ. „Jede Stunde“, schreibt Liechtenstein aus Preßburg, wo er seit dem 20. Dezember mit Talleyrand unterhandelte, „bringt neue Forderungen“. Bei Kaiser Franz in Holitsch herrschten Verwirrung und Kleinmut. In der Verzweiflung dachte man sogar daran, nochmals die Waffen zu ergreifen.*) Aber Erz-

*) Napoleon hat später im Gespräche mit dem bayrischen Minister Montgelas erklärt, „daß seine Armee, durch ihre Siege geschwächt, sich zwischen der Festung Olmütz, deren Belagerung zur Winterszeit und bei der Nähe der feindlichen Truppen kaum zu unternehmen war, und der volkreichen, übelgesinnten, schwer zu beherrschenden Hauptstadt Wien in einer sehr unvorteilhaften Lage befand, daß sohin deren Stellungen unsicher und schlecht unterstützt erschienen, umsomehr als Rußland, noch immer feindlich gesinnt, seine Streitkräfte jeden Augenblick wieder vorrücken lassen konnte, daß endlich auch Preußen zwar einen Vertrag unterzeichnet aber noch nicht ratifiziert hatte und durch seine Verbindung mit den beiden Kaisern die

herzog Karl, der sogleich nach Ulm der Meinung gewesen war, daß Österreich nur noch mit der Feder Erfolge erringen könne, riet auf's Dringendste davon ab, und Franz fiel ihm bei. Minister Cobenzl, den die öffentliche Meinung als das Hindernis der Verständigung bezeichnete, mußte demissionieren, und Graf Stadion trat an seine Stelle. Bald darauf ward am 26. Dezember in Preßburg der Friede unterzeichnet.*) Ehe derselbe ratifiziert wurde, sollte Erzherzog Karl in einer persönlichen Begegnung mit Napoleon mäßigere Bedingungen erwirken. Die Entrevue fand statt, aber sie ergab kein Resultat, und am Neujahrstage 1806 setzte Österreichs Monarch seinen Namen unter einen der drückendsten Verträge, die diese Macht je geschlossen. Kaiser Franz gab heraus, was er im Frieden von Campo Formio als venezianisches Staatsland mit allen Dependenzen erhalten hatte: Venedig, Istrien Dalmatien und Cattaro wurden mit dem Königreich Italien vereinigt. Nur widerwillig hatte ihm Napoleon Triest übrig gelassen, welches er, wie Joseph wissen wollte, sich als Stützpunkt einer neuen Unternehmung gegen Ägypten und Indien dachte. Österreich stimmte all den Veränderungen und Anstalten jetzt in Piemont, Genua, Parma, Lucca und Piombino zu, es erkannte die Kurfürsten

---

größten Verlegenheiten hätte bereiten können, so daß man bei richtiger Erwägung der Verhältnisse sich habe Glück wünschen müssen, daß der Wiener Hof so wenig beharrlichen Widerstand geleistet und so begierig nach Beendigung des Krieges getrachtet habe". (Montgelas, Denkwürdigkeiten (1887) S. 124.) Daß es damals wirklich in Wien gährte, berichtet auch Radetzky in seinen Erinnerungen.

*) Wenn in den neuesten österreichischen Geschichtswerken der 27. Dezember als Vertragsdatum genannt wird, so ist dies schlechtweg unbegreiflich. Zur Charakteristik Napoleons diene folgende Stelle aus seinem Briefe vom 25. Dezember 1805 an Talleyrand, in welchem der Minister angewiesen wird, am folgenden Tage zu unterzeichnen. „Ist dies nicht möglich, so warten Sie und unterzeichnen erst am Neujahrstage. Denn ich habe meine Vorurteile und möchte gerne, daß der Friede von der Erneuerung des gregorianischen Kalenders datiere, von dem ich hoffe, daß er mir ebensoviel Glück bringen wird wie der bisherige".

von Bayern und Würtemberg als Könige an und überließ dem Ersten Tirol mit Vorarlberg, Brixen und Trient, Passau und Eichstädt, Burgau und Lindau und kleinere Grafschaften und Besitzungen, dem Zweiten fünf Donaustädte mit ihren Gebieten, die Grafschaften Hohenembs und Wellenburg und einen Teil des Breisgaues. An Baden kam ein anderer Teil des Breisgaues, die Ortenau, die Stadt Konstanz und die Mainau. Der König von Bayern sollte Würzburg an den Kurfürst-Erzherzog von Salzburg abtreten, der dieses Gebiet an Österreich weiter zu geben hatte.

So war die Donaumacht aus Italien und Deutschland hinausgedrängt, während sich Frankreichs Machtgebiet im Süden bis an die Länder des Balkangebietes erstreckte; sie verlor über 1100 Quadratmeilen Gebietes, über dritthalb Millionen Seelen, an 14 Millionen Gulden jährlicher Einnahmen. Und für diesen ungeheueren Verlust empfing sie so gut wie keine Entschädigung. In diesem Punkte war nun allerdings Talleyrand nicht eines Sinnes mit seinem Herrn gewesen. Er hatte der Schonung Österreichs das Wort geredet und schon bei Beginn des Feldzugs an Napoleon geschrieben: „Heutzutage sind die Türken nicht mehr furchtbar für Europa. Sie haben vielmehr alles für sich selbst zu fürchten. Aber an ihre Stelle sind die Russen getreten. Österreich ist immer noch das sicherste Bollwerk, das Europa ihnen entgegenzusetzen hat, und gegen sie muß man es jetzt kräftigen". Er brachte später, während der Friedensunterhandlungen, die Moldau, die Walachei, Bessarabien und das nördliche Bulgarien zur Schadloshaltung des wiener Hofes in Vorschlag. Aber er drang nicht durch, nicht bei den Österreichern, die darin richtig nur den Anstoß zu Streit und Hader mit Rußland erblickten und auf ihre mitteleuropäische Großmachtstellung doch noch nicht endgiltig verzichten wollten, und nicht bei Napoleon, zu dessen Plänen es gehörte, dereinst auch die Zarenmacht unter sein Szepter zu beugen. Denn das war eben die weite Kluft, die ihn von Talley-

rand wie von allen patriotischen Franzosen trennte, daß Diese zwar ein starkes, nationales, vorherrschendes Frankreich wünschten, daneben aber doch noch ein System gegengewichtiger Mächte zuließen, während Jener in ganz Europa nur noch seine eigenste Domäne erblickte. In Frankreich war die Revolution erloschen, und für ihre erobernden Tendenzen gab es dort keine Sympathien mehr; in Europa aber lebte sie fort; allerdings nur in einer einzigen Person, diese jedoch vermaß sich mit starken Kräften der Herrschaft über den ganzen Erdteil.

Drittes Kapitel.

Napoleonische Gründungen. Zwist mit Preußen.

Die Schlacht am 2. Dezember 1805 ist eine der vier Bataillen, die für das Herrscherleben Napoleons vor den übrigen von Entscheidung waren. Hatte ihm der Tag von Marengo die Gewalt über Frankreich gesichert, so befestigte der von Austerlitz sein Übergewicht in Europa; dieses sollte er erst wieder bei Leipzig, jene bei Waterloo endgiltig verlieren. In Mähren hatte einen Augenblick lang sein ganzer Plan einer persönlichen Weltregierung auf dem Spiele gestanden. Denn was die gelungenen Rückzugsmanöver der Russen in Frage stellten, war vor allem sein Ansehen bei der Armee, mit der allein er seinen Traum verwirklichen konnte. Das geniale Manöver von Ulm, die Überrumpelung von Wien und die Wegnahme der Donaubrücken waren doch nur Prämissen gewesen, zu welchen der Schluß noch fehlte, und schon machten sich im Heere kritische Stimmen hörbar. Da kam der Sieg, den unvergeßliche Thorheit dem Korsen aufnötigte, und beseitigte alle Gefahr, die seiner Geltung gedroht. Und nicht bloß bei den Truppen, auch bei der französischen Nation daheim hat der Triumph über den Feind die öffentliche Meinung auf's neue dem Kaiser gewonnen. Dort,

in Frankreich, war kein Krieg unpopulärer gewesen als dieser. Mit schlecht verhehltem Verdruß hatte man beim Beginn desselben die harte Durchführung der Militärkonskription ertragen; bald darauf waren durch eine ernste Finanzkalamität die kaum entschlafenen Zweifel wiedererweckt worden, ob das herrschende System und der Mann, der es repräsentierte, auch wirklich dauerhaften Schutz der realen Interessen verbürgten; man begann sich des Unternehmens gegen St. Domingo wie eines Abenteuers zu entsinnen, welches 50 000 Mann und 60 Millionen Franken gekostet hatte; man erwog den Verlust, den der Orienthandel durch den Seekrieg erlitt, und berechnete den Ausfall der französischen Bilanz, der sich aus der raschen Okkupation der Kolonieen durch die Engländer ergab; ja selbst den eifrigsten Wortführern der durch Napoleon geschaffenen Ordnung wurde eine Regierung Josephs, wenn Jener im Felde sein Ende finden sollte, ein nicht ganz unsympathischer Gedanke. Aber all' diese Bedenken kamen zum Schweigen, als man von den schnellen Schlägen und dem rasch erkämpften Frieden hörte. Das französische Volk besaß zu viel Stolz und Eitelkeit, um sich nicht des Mannes als des Seinigen zu freuen, der Königen gebot, Könige schuf und Könige vernichtete, und der den Namen Frankreichs höher hob als dies bisher irgend einem seiner Herrscher gelungen war. „Die Franzosen“ — erzählt ein Augenzeuge — „fortgerissen von der Kunde solcher Siege, die, da sie den Krieg beendeten, nichts zu wünschen übrig ließen, fühlten ihre Begeisterung auf's neue erwachen, und man hatte nicht nötig, die öffentliche Freude anzuordnen. Die Nation fühlte sich Eins mit den Erfolgen ihrer Krieger, und die Mehrheit des Volkes adoptierte die Thaten seines Monarchen“. Die Staatskörperschaften priesen Napoleon mit den überschwänglichsten Worten: sein Ruhm habe alle andern unsterblichen Namen verdunkelt, die Bewunderung müsse schamrot werden über ihre bisherigen Objekte ꝛc.

Als so das französische Volk dem Sieger entgegenjubelte, war es in einem zwiefachen Irrtume befangen. Einmal ahnte

es nicht, daß der Kaiser längst den Krieg auf dem Kontinent geplant, den Feldzug reiflich überdacht, den Kampf selbst herbeigeführt hatte, sondern glaubte wirklich, was dessen gehorsame Organe verkündeten, daß er der Bedrohte, er der Angegriffene gewesen, und bewunderte die rasche Kunst, mit der er sich des europäischen Komplottes zu erwehren gewußt. Der zweite Irrtum war, daß die Franzosen Napoleon noch für ihren Kaiser hielten, der den Feind Frankreichs schlug, um dem Lande links des Rheins Ehre, Vorteil und Ruhe zu sichern, während er Frankreichs Kaiser längst nicht mehr war. Wer Napoleons geheime Absichten vor dem Feldzuge kennt, den wird es nicht überraschen, zu hören, daß er aus seinen Siegen noch ganz anderen Gewinn schlug als bloß den, die Macht des französischen Staates zu erhöhen und diejenige Österreichs einzuschränken, einen Gewinn, der sich nur unter dem Gesichtspunkte eines Kaiserreichs erfassen läßt, das sich nicht an die gallischen Grenzen gebunden hielt.

In den Unterhandlungen mit den Geschäftsträgern der Donaumacht war vor der Schlacht bei Austerlitz einmal von Neapel die Rede gewesen. Nach derselben wurde dieser Gegenstand nicht mehr berührt. Napoleon hielt sich jetzt für stark genug, auch ohne die Zustimmung des Wiener Hofes seine Absichten auf ganz Italien weiter zu verfolgen. Und kaum war in Preßburg der Friede unterzeichnet, so verkündete auch schon am nächsten Tage ein einfacher Armeebefehl — wie bezeichnend! — daß die Dynastie Bourbon im Königreiche Neapel aufgehört habe zu regieren. Zu diesem Vorgehen hatte allerdings der neapolitanische Hof selbst die Handhabe dargeboten. Von Engländern und Russen gedrängt, hatte Königin Karoline sich entschlossen, Alles an Alles zu wenden, ihr Frankreich im August gegebenes Versprechen, neutral bleiben zu wollen, beiseite zu setzen und russischen und britischen Truppen den Hafen ihrer Hauptstadt zu öffnen. Das war mitten im Kriege geschehen, und Napoleon konnte immerhin das Kriegsrecht für sich aufrufen, wenn er jetzt Massena mit starken Kräften über die neapolitanische Grenze sandte.

Das Entscheidende war, daß der Sieg von Austerlitz auch hier sein Gewicht fühlbar machte. Denn der Zar, noch immer unter dem Eindrucke seiner Niederlage, rief seine Truppen aus Neapel nach Korfu zurück, und seinem Beispiele folgend räumten auch die Engländer den Hafen, um nach Sizilien zu steuern, und überließen diejenigen, welche vertrauensvoll ihr Geschick in ihre Hände gelegt, dem Belieben des erbitterten Gegners. Ein Schreiben, in welchem sich die Königin dem Kaiser unterwarf und seiner Gnade empfahl, erfuhr keine Antwort, und Mitte Februar 1806 ergriff Joseph Bonaparte, der sich beim Heere eingefunden hatte, zunächst als kaiserlicher Statthalter Besitz von der Residenz, aus welcher die legitime Herrscherfamilie kurz zuvor geflüchtet war. Wenige Wochen später, noch im März, waren die bourbonischen Truppen, die auf der Halbinsel Widerstand leisteten, besiegt und nur Sizilien noch in der Gewalt Karolinens und der Engländer. Am 30. März 1806 that Napoleon dem Senate schriftlich seinen Entschluß kund, seinen Bruder Joseph zum Monarchen von Neapel und Sizilien zu erheben. Daß dies die Einbeziehung des Landes in den napoleonischen Machtkreis bedeutete, ging aus dem Schriftstücke selbst hervor, welches die Bestimmung enthielt, der neue König beider Sizilien solle französischer Großwürdenträger bleiben. Was wollte dem gegenüber das Versprechen sagen, daß die beiden Kronen, die französische und die neapolitanische, nie auf einem Haupte zusammentreffen dürfen?*)

Zugleich mit diesem Dekrete erhielt der Senat noch einige andere zugestellt, welche italienische Territorien betrafen. Eines derselben handelte von der Einverleibung des venezianischen Landes in das Königreich Italien. Ein zweites hatte die Zuweisung des Fürstentums Guastalla an die Fürstin Borghese und ihren

---

*) Auch als jetzt Bruder Ludwig und Schwager Murat europäische Monarchen wurden, behielten sie gleichwohl ihre französische Großwürde bei, d. h. sie blieben Unterthanen desjenigen, der da Kaiser der Franzosen hieß.

Gatten zum Gegenstande. Wieder andere aber offenbarten eine ganz besondere Entschließung des Staatsoberhauptes. Napoleon gründete nämlich im Bereiche der neu eroberten venezianischen Länder zwölf Titularherzogtümer: Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo, desgleichen im Königreiche Neapel vier: Gaëta, Otranto, Tarent und Reggio, im Fürstentume Lucca eins, in Parma und Piazenca drei. Zur Dotation dieser Titellehen (Titres) sollte ein Fünfzehntel der Staatseinnahmen jener Landschaften dienen. Außerdem reservierte sich Napoleon dreißig Millionen Franken venezianischer und vier Millionen lucchesischer Domänen, zwölfhunderttausend Franken Rente, die ihm das Königreich Italien, und eine Million Rente, welche ihm Neapel zu steuern hatten. Diese Titellehen und diese Fonds waren dazu bestimmt, hervorragende Dienstleistungen zu belohnen. Wer mit Jenen begabt wurde — wir werden die Namen noch kennen lernen – erhielt damit zwar keinerlei Standesvorrechte übertragen, wohl aber ward ihm Erblichkeit von Titel und Einkommen im Mannesstamme seiner Nachkommenschaft zugesichert. Dieses neue Lehensystem hatte mit dem alten, überwundenen, kaum mehr als den Namen gemein, und man würde Unrecht thun, es damit zu verwechseln. Wichtig jedoch war das internationale Moment, welches darin zu Tage trat, daß nämlich Angehörige eines Staates mit ihren Ansprüchen in einen anderen versetzt werden, daß französische Marschälle und Beamte einen Rechtsanteil an italienischen — und bald auch an polnischen und deutschen – Staatseinkünften erwerben konnten, ein neuer Beweis, daß die Idee des Empire längst den Boden Frankreichs verlassen hatte. „Unser Land“, schreibt die Rémusat an derselben Stelle, wo sie von dem neuen Adel spricht, „erschien Napoleon nur mehr als eine große Provinz des Reichs, welches er seiner Gewalt zu unterwerfen entschlossen war.“

Nirgends aber trat der Reichsgedanke deutlicher zu Tage als in dem Verhalten gegen den Papst. Nach der Vertreibung des

legitimen Königshauses aus Neapel war das ganze italienische Festland dem Willen des Eroberers unterthan, bis auf den Kirchenstaat. Aber es fehlte bald nicht an Anzeichen, daß auch mit diesem keine Ausnahme gemacht werden würde; schon die Verleihung der neapolitanischen Fürstentümer Ponte Corvo und Benevent an französische Würdenträger — an Bernadotte und Talleyrand — ohne alle Rücksicht auf des Papstes Oberlehnsherrlichkeit über dieselben, ließ darauf schließen. Nun fragte es sich, ob sich Pius in die Rolle eines napoleonischen Lehenkönigs, wie Bruder Joseph, finden werde oder nicht. Im ersteren Falle war ein Fortbestehen der weltlichen Souveränetät des Papstes noch denkbar, im letzteren fiel sie voraussichtlich dem Weltsysteme des Stärkeren zum Opfer. Schon daß im jüngsten Kriege Pius unbedingte Neutralität für sich beansprucht und, als die Franzosen, dieselbe nicht achtend, im Vorbeimarsch nach Neapel Ancona besetzten, hiergegen Protest erhoben hatte, bewies, daß er sich nicht als gefügiges Werkzeug des Korsen wollte finden lassen. Er machte vielmehr geltend, daß die politische Unparteilichkeit ihm, als dem Vater aller Gläubigen, zur Pflicht werde. Dazu kam, daß Napoleon vom Papste die kirchliche Auflösung der Ehe seines jüngsten Bruders Jérôme mit jener Amerikanerin Patterson verlangt und Pius sich dessen, mit dem Hinweis auf das Trienter Konzil, geweigert hatte (Juni 1805). All dieser Widerspruch des Kirchenfürsten, dem er, ungleich seinen republikanischen Vorgängern, genug weit entgegengekommen zu sein glaubte, reizte den Kaiser. Nach seinem Siege über die Koalition ließ er in Rom erklären: Er habe Ancona besetzt, weil die militärischen Kräfte des römischen Stuhls nicht ausgereicht hätten, es gegen Engländer oder Türken — Protestanten und Ungläubige waren damit bezeichnet — zu halten, und weil er, Napoleon, sich als den Schutzherrn der Kirche betrachte. Als dann Pius noch immer nicht verstehen wollte, sondern mit salbungsvoller Milde in den Worten die päpstlichen Legationen für seine guten Dienste bei der Krönung ansprach, wurde er noch deutlicher. In einem

Schreiben vom 13. Februar 1806 sagt er: „Ganz Italien wird meinem Gesetze unterthan sein. Ich werde an die Unabhängigkeit des heiligen Stuhls nicht rühren, aber nur unter der Bedingung, daß Ew. Heiligkeit mir in weltlichen Dingen die gleichen Rücksichten zollt, wie ich ihr in geistlichen. Ew. Heiligkeit ist allerdings der Souverän von Rom, aber ich bin dessen Kaiser". Und an Fesch, der seinen Willen bei der Curie zu vertreten hatte, läßt er die Weisung ergehen, er solle die Austreibung aller Angehörigen Englands, Rußlands, Schwedens und Sardiniens und die Schließung der römischen Häfen für die Schiffe dieser Mächte fordern; Joseph sei angewiesen, ihn mit Waffengewalt zu unterstützen; der römische Stuhl solle sich überhaupt gar nicht mehr mit Politik befassen, er werde ihn gegen alle Welt beschützen. „Sagen Sie ihnen," heißt es weiter, „daß ich die Augen offen halte und mich nur so weit bethören lasse, als es mir gefällt; sagen Sie, daß ich Karl der Große bin, ihr Kaiser, und daß ich als solcher behandelt sein will". Miot von Melito, der sich zu jener Zeit in der Umgebung Josephs befand, erzählt, Napoleon sei in seiner Korrespondenz mit dem Bruder über seine wahren Zwecke aus sich herausgegangen. Er habe an eine Romfahrt gedacht, um sich zum Kaiser des Abendlandes krönen zu lassen, wobei der Papst seine weltliche Herrschaft völlig einbüßen, nur die oberste geistliche Gewalt behalten und mit ein paar Millionen Franken jährlicher Rente abgefunden werden sollte. Das sei vertraulich in Rom mitgeteilt worden; die Kardinäle aber hätten sich dagegen erklärt und beschlossen, eher zu sterben als unter solchen Bedingungen zu leben. All das blieb streng geheim. Nur auf jenen zweiten Brief antwortete Pius, Napoleon wäre zwar Kaiser von Frankreich, aber nicht römischer Kaiser, und eine so enge Verbindung mit ihm, wie er sie heische, würde dem römischen Stuhle in anderen Ländern den Gehorsam rauben. Nur daß er seinen Staatssekretär Consalvi, den Jener als die Seele des Widerstandes bezeichnet hatte, fallen ließ, war ein Zugeständnis, welches der Papst dem Be-

dränger machte. Die Spannung blieb und hat später zum Bruche geführt. Vorläufig ließ sich der Imperator den Ausbau seines Systems nach anderer Richtung angelegener sein.

Da war Holland. Dieser Staat hatte, einmal unter französischen Einfluß geraten, dieselben Veränderungen in seiner inneren Konstitution durchzumachen gehabt, wie Frankreich selbst. Schließlich haben wir die batavische Republik bei einer Art konsularischer Verfassung mit einem Großpensionär an der Spitze ankommen sehen. Im Kriege stand sie schon seit dem Juni 1803 an Frankreichs Seite. Zwei Jahre später, als die Hauptarmee unter Napoleon im Osten focht, erhielt dessen Bruder Ludwig die Aufgabe, das Land gegen Engländer und Schweden zu verteidigen. Es kam nicht zur Aktion, die Schlacht von Austerlitz machte sie überflüssig, und Ludwig kehrte nach Paris zurück — nicht zur Zufriedenheit des kaiserlichen Bruders, der auch für ihn einen Thron, und just den holländischen, im Auge hatte. Schon im Januar 1805 war im Haag das Gerücht verbreitet gewesen, der französische Kaiser habe die Absicht, in Holland die Monarchie wieder einzuführen. Diesem Gerüchte hatte Ludwig, der hier so wenig wie in Italien König zu werden Lust empfand, durch sein Bleiben keine Nahrung geben wollen. Napoleon aber ließ derlei Widerreden seiner Brüder jetzt nicht mehr gelten. Die Landesverweisung Lucians stand als ein warnendes Exempel vor ihren Augen; zwischen ihr und dem unbedingten Gehorsam hatten sie zu wählen. Ludwig wählte, wie Joseph, schließlich den Gehorsam und erklärte sich zur Übernahme der holländischen Krone bereit. Und die Holländer? Mit denen ging man durchaus expeditiv zu Werke. Wer sich über Recht und Verträge erhaben genug fühlt, um sie zu verachten, der hat sich nur noch mit Schein und Vorwand abzufinden. Der Großpensionär Schimmelpenninck hatte erfahren, was man in Paris plante, und eine Deputation holländischer Notablen — den Admiral Ver Huell an der Spitze — dorthin gesendet, um die Gefahr abzuwenden. Am 14. März 1806 schrieb Napoleon darüber

an Talleyrand: „Ich sah diesen Abend Ver Huell. Um es kurz zu sagen, ich habe die Frage folgendermaßen eingeschränkt: Holland ist ohne Exekutivgewalt, es muß eine solche bekommen, ich werde ihm den Prinzen Ludwig geben; man wird einen Vertrag machen, durch den die Religion des Landes respektiert erscheint, der Prinz behält die seinige, jeder Landesteil desgleichen; die gegenwärtige Konstitution bleibt aufrecht, nur daß an die Stelle des Großpensionärs ein König tritt; alle Staatsgeschäfte nach Außen und im Innern werden im Namen des Königs geführt. Machen Sie mir einen Entwurf und lassen Sie die Sache im Haag durch eine geschickte Person betreiben. Das ist bei mir beschlossene Sache — dies oder die Einverleibung in Frankreich. Geschieht es nicht, so werde ich ihnen beim Friedensschluß keine der an England verlorenen Kolonieen zurückstellen lassen, im andern Falle aber außer den Kolonieen auch noch Friesland zuwenden. Kein Augenblick ist zu verlieren." Was konnte es da den Abgesandten helfen, wenn sie auf den Junivertrag vom Jahre 1803 hinwiesen, worin ihnen Napoleon für ihre Unterstützung in seinem Kriege feierlich den Wiedergewinn ihrer Kolonieen in Aussicht gestellt, ja, unter günstigen Verhältnissen, sogar Ceylon versprochen hatte? Was konnte es helfen, wenn sie den Traktat vom Jahre 1795 geltend machten, dessen erster Artikel lautete: „Die französische Republik erkennt die Republik der Generalstaaten als freie und unabhängige Macht an und garantiert ihr diese Freiheit und Unabhängigkeit?" Napoleon blieb bei seinem Willen; er drohte, als man im Haag durchaus nichts von der Monarchie wissen wollte und die Verhandlungen sich zu dehnen anfingen, mit ernsteren Maßregeln, bis die Holländer nachgaben. Dasselbe Volk, welches vor Zeiten sein Land zur Wüste gemacht hatte, um es vor der Gier Ludwig XIV. zu retten, fügte sich jetzt ohne Widerstand. Der holländische Staatsrat autorisierte den Großpensionär zu einem Vertrage mit Frankreich, welcher Ludwig die Krone Hollands übertrug (24. Mai 1806) und am 5. Juni erklärte eine

Deputation in den Tuilerien, man habe „nach reifer Überlegung" erkannt, daß in Hinkunft dem Lande eine konstitutionelle Monarchie am nützlichsten sein werde, und bitte, der Prinz möge dieselbe begründen. Der Kaiser erwiderte die feierliche Ansprache mit ebenso feierlichen zustimmenden Worten, und die Welt war wieder um einen König reicher. Nach der Audienz allerdings warf Napoleon die Maske ab und ließ seinen kleinen Neffen, Ludwigs Sohn, vor der Kaiserin und ihren Damen die Fabel „Von den Fröschen, die einen König haben wollten": hersagen. Was verdienten diese Völker auch besseres, als den Hohn dieses solitären Emporkömmlings, der keinem von ihnen zugehörte und sie doch alle bezwang?

Auch den Deutschen blieb die Schmach nicht erspart, in der Reihe der dienstbaren Völkerschaften des Korsen zu stehen. In dem Briefwechsel des Letzteren mit dem Papste ist viel von Deutschland die Rede, und man empfängt den Eindruck, der Schreiber habe sich nicht anderes, denn als Herrn auch dieser Nation gefühlt. In jenem Briefe vom 13. Februar 1806 z. B. macht er den Ratgebern des Kirchenoberhauptes den Vorwurf, sie seien schuld, daß Deutschland in der religiösen Anarchie verharre. „Wenn sich Ew. Heiligkeit dessen entsinnen wollte" — heißt es darin — „was ich in Paris zu ihr sagte, so wäre die Religion in Deutschland organisiert und nicht in dem schlechten Zustande, in welchem sie sich befindet". Es war derselbe Brief, in welchem Napoleon sich als Kaiser von Rom bezeichnete, als Kaiser des Abendlandes, als Karl der Große, der doch auch über fränkische, italienische und deutsche Lande sein Szepter geschwungen hatte. Aber war es denn auch anders? Wie unterthänige Gefolgschaften waren im Jahre 1805 die süddeutschen Fürsten in den Heerbann des Fremden eingetreten, der ihnen Schutz und Vorteil in Aussicht stellte und sie gegen das eigene Reichsoberhaupt führte, das solchen Schutz nicht mehr zu leisten im stande war und eher auf Schwächung als auf Stärkung der weltlichen Reichsstände

abzielte. Als dann Friede wurde, lohnte Napoleon seine deutschen Anhänger mit Vergrößerung ihrer Länder, Erhöhung ihrer Fürstenwürde und mit Verleihung der „Souveränetät". Da stand es im 14. Artikel des Preßburger Vertrages zu lesen: „Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Würtemberg und Seine Hoheit der Kurfürst von Baden werden auf den ihnen zuerteilten Territorien, wie in ihren alten Staaten, volle Souveränetät und alle daraus entstehenden und ihnen vom Kaiser der Franzosen gewährleisteten Rechte genießen, genau so wie der Kaiser von Deutschland und Österreich und der König von Preußen in ihren deutschen Ländern. Seine Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich wird der Ausführung ihrer folgegemäßen Willensakte weder als Oberhaupt noch als Mitstand des deutschen Reiches irgend welches Hindernis bereiten." Gewiß, von dieser Seite waren sie nun sicher. Aber um so drückender ließ sich bald das Gewicht des dominierenden Einflusses von Westen her verspüren. Als der König von Bayern einmal – es war im Februar 1806 – bescheidene Einwendungen dagegen wagte, daß seine Truppen außer Deutschland ziehen und der französischen Armee in Italien zugeteilt werden sollten, mußte er sich die beschämende Zurechtweisung gefallen lassen: er möge sich doch nicht einbilden, daß Bayern aus Rücksicht für ihn zum Königreiche erhoben worden sei, diese Erhebung sei lediglich ein Ausfluß des französischen Systems. So war, was nach der einen Seite als Souveränetät bezeichnet wurde, nach der andern hin nichts weiter als Vasallität.

Um aber diesen Zustand permanent zu erhalten und sich des Anhangs seiner deutschen Gefolgsleute dauernd zu versichern, wählte Napoleon zwei Mittel. Das erste bestand darin, daß er die Familien der süddeutschen Fürsten mit der seinigen verknüpfte. Er hatte schon im Jahre 1804, bald nach seiner Erhöhung zum Kaiser, an eine Verbindung mit den alten deutschen Regentenhäusern gedacht und damals die Verehelichung seines Stiefsohnes Eugen mit der bayrischen Prinzessin Auguste am

kurfürstlichen Hofe in Vorschlag gebracht. Ja, wir erfahren aus den jüngst erschienenen Denkwürdigkeiten des bayrischen Ministers Montgelas, daß er schon zu jener Zeit in München ein Schutz- und Trutzbündnis angetragen und Max Joseph die Königswürde in Aussicht gestellt habe, wenn diese Verbindung — offenbar ein Herzenswunsch Josephinens — zustande kam. Damals ging man bayrischerseits nicht geradezu darauf ein, lehnte auch nicht ab, sondern vertagte die Angelegenheit. Aber gleich nach der Eröffnung der Preßburger Konferenzen lenkte Napoleon darauf zurück. Man konnte nun in München zwar zögern aber nicht mehr ablehnen, und am 14. Januar 1806 fand die Vermählung des Vizekönigs statt. Um dieselbe Prinzessin hatte sich früher der Erbprinz von Baden beworben; dieser erhielt jetzt die Hand von Josephinen's Nichte Stephanie zugesagt, welche diese Ehe nur ungerne einging und sich schwer von Paris trennte, wo das Gerücht sie dem Herzen des Kaisers nahe stellte *) Und auch mit dem dritten süddeutschen Hofe ward schon seit Oktober 1805 eine Familienallianz in's Auge gefaßt und verabredet: Jérôme sollte Katharina, die einzige Tochter des Königs Friedrich von Würtemberg zur Ehe nehmen, ein Projekt, welches dann im Jahre 1807, als der junge Bonaparte selbst König geworden war, zur Ausführung gelangte.

Der zweite Behelf, das westliche Dentschland dauernd an seinen Willen zu knüpfen, war Napoleon durch die Entwürfe der früheren Regierung an die Hand gegeben. Er bestand darin, die süd- und mitteldeutschen Staaten in einem besonderen, von Preußen und Österreich unabhängigen Bunde zu vereinigen und denselben vertragsmäßig Frankreichs Führung unterzuordnen. Dies war eine alte französische Idee, welche schon im 17. Jahrhunderte Gestalt

*) Hat sich doch bis auf die neueste Zeit die Vermutung erhalten, Kaspar Hauser, der rätselhafte Findling, sei ihr und Napoleons Sohn gewesen.

gewonnen hatte; die Revolution machte sie dann zu der ihrigen. Im Jahre 1798 ist in der Korrespondenz zwischen Talleyrand und Sieyès wiederholt von einem solchen dritten, von Frankreich geleiteten deutschen Staate, der zu gründen wäre, die Rede. Als später Napoleon das deutsche Kirchengut nach seinem Belieben verteilte, kam er mit Talleyrand wieder darauf zurück. Beide hatten dann im Oktober 1804 Zusammenkünfte in Mainz mit dem einzigen der geistlichen Kurfürsten, der sich aus der allgemeinen Säkularisation gerettet hatte, mit dem Erzbischof Dalberg. „Sie haben ihm dargelegt" — schreibt der bayrische Minister Edelsheim an den russischen Botschafter in Wien — „wie, da Frankreich es nicht dulden könne, daß Österreich und Preußen die anderen deutschen Fürsten und Staaten in jedem Augenblicke an ihrem Besitze schädigen, es von der größten Notwendigkeit sei, einen festen und imponierenden Bund gegen dergleichen Unternehmungen zu gründen, einen Bund, welchen mit Ausschluß der beiden genannten Mächte die übrigen Reichsstände zu bilden hätten und welcher nötigenfalls 150000 Mann stellen könnte. Sollten die Fürsten blind genug für ihr eigenes Interesse sein und sich nicht über die Sache verständigen können, so würde Napoleon das ganze Land zwischen dem Rhein und Österreich dem Kurfürsten von Bayern übertragen, da er lieber mit drei Mächten zu thun haben wolle, als mit diesen kleinen, unnützen und durch ihre Uneinigkeit ohnmächtigen Staaten".

Nun, man kann den verschiedenen „kleinen, unnützen Staaten" manchen Vorwurf machen, nur den nicht, daß ihre Fürsten „für ihr Interesse blind" gewesen seien. Als daher später der Sieger von Austerlitz sein Ansinnen erneuerte, war Kleindeutschland bereit, sich finden zu lassen. Ja, es kam sogar entgegen. Im April 1806 richtete Dalberg ein Schreiben an Napoleon, welches uns zum Teile auch des Letzteren Andeutungen in seinen Briefen an Pius VII. verstehen lehrt. „Die achtungswerte deutsche Nation", heißt es darin,

„seufzt in dem Elend der politischen und religiösen Anarchie; seien Sie der Wiederhersteller ihrer Verfassung!“ Und wie dachte sich dies Dalberg? Die Beseitigung der religiösen Anarchie sah er in einer deutschen Nationalkirche unter seinem Oberhirtentum und brachte Napoleon wirklich dahin, daß er an Fesch nach Rom schrieb, man werde, wenn der Papst nicht nachgebe, die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands mit Dalberg als Primas ordnen. Und die weltlichen? Da wünschte der Kurerzkanzler, wie er an den französischen Gesandten Hédouville schreibt, „daß das occidentalische Weltreich wieder auflebe im Kaiser Napoleon, sowie es war unter Karl dem Großen, zusammengesetzt aus Italien, Frankreich und Deutschland“. Nun, mehr wollte vorläufig auch Napoleon nicht. Er ließ durch Talleyrand und Labesnardière den Entwurf einer Bundesverfassung ausarbeiten und am 12. Juli 1806 durch die Gesandten der einzelnen Staaten, die dazu beitraten, unterzeichnen. Wie vor vier Jahren, so buhlten auch jetzt wieder deutsche Sendlinge in Paris um des Ministers Gunst und Rücksicht und boten mit vollen Händen Geld für eine Frist politischen Daseins, das der Ehre entbehrte. Nicht Alle mit Erfolg. Denn als die Urkunde unterschrieben war, fand sich, daß eine lange Reihe bisher reichsunmittelbarer Fürstentümer und Grafschaften in den Gebieten der Bundesfürsten aufgegangen, mittelbar gemacht, „mediatisiert“ worden war, d. h. ein fremder Herrscher hatte, ohne jeglichen Rechtstitel, bloß nach seinem Belieben, in Deutschland eine Anzahl politischer Existenzen vernichtet, zu Gunsten Anderer, deren Abhängigkeit von seinem Willen er damit erkaufte. Unter den Bevorzugtesten waren Bayern, Würtemberg und der neue „Großherzog“ von Baden, waren Nassau, Hessen-Darmstadt und Dalberg, der nunmehrige „Fürst-Primas“, dem Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main in den Schoß fielen. Außer Diesen umfing der Bund noch einige kleinere Fürstentümer, die sich durch Bestechung oder sonst erreichte Gnade vor der Mediation bewahrt hatten, wie

Arenberg, Liechtenstein, Salm, Hohenzollern, v. d. Leyen. Der Kurfürst von Hessen blieb außerhalb der Vereinigung. Dafür trat in dieselbe ein neuer Souverän ein: der Herzog, oder jetzt vielmehr „Großherzog“ von Cleve und Berg, jener von Preußen und Bayern im Vorjahre abgetretenen Länderstriche, die Napoleon im März 1806 seinem Schwager Murat übertragen hatte. Diese Fürsten erklärten sämtlich in den beiden ersten Artikeln der Bundesakte, daß sie sich mithin für immer vom Gebiete des Römischen Reiches deutscher Nation trennen, als „Rheinische Bundesstaaten“ eine besondere Konföderation bilden und der alten Reichsgewalt keinen Anspruch mehr auf sich einräumen wollten; sie seien unabhängig von fremden Mächten, nur Frankreich ausgenommen, dessen Kaiser als Protektor des Bundes die Aufnahme neuer Mitglieder in denselben zu bestimmen, den Fürst-Primas zu ernennen und die Rüstung der Bundestruppen anzubefehlen habe. Jeder Bundesfürst hatte ein bestimmtes Kontingent zu stellen: Bayern 30000, Würtemberg 12000, Baden 8000, Darmstadt 4000, Berg 5000, Nassau mit den kleineren zusammen 4000 Mann, eine Streitkraft, über welche Napoleon fortan in seinen Kriegen unbedingt verfügte, denn der 35. Artikel bestimmte, daß zwischen dem französischen Kaiserreiche und den Staaten des Rheinbundes eine Allianz aufgerichtet sei, wonach „jeder Kontinentalkrieg, den eine der Vertragsmächte zu bestehen habe, allen anderen gemeinsam ist“.

So hatte sich die militärische Stärke des Eroberers um eine Armee, sein politisches Machtgebiet um ein Terrain von dritthalbtausend Geviertmeilen und acht Millionen Seelen vermehrt. Am 1. August 1806 erfolgte von Seiten des Rheinbundes und seines Protektors auf dem Reichstage in Regensburg die Mitteilung der Bundesurkunde und die Erklärung, daß man das alte Reich als nicht mehr bestehend ansehe.

Es entstand nun die Frage, welche Stellung die beiden deutschen Großmächte zu dieser neuen Gestaltung der Dinge nehmen würden. Noch war Österreichs Herrscher zugleich auch Kaiser von Deutschland und die Auflösung des Reichs ohne sein Vorwissen beschlossen worden. Allerdings hatte man in Wien auf die tonlose Würde längst kein Gewicht mehr gelegt, seitdem im Jahre 1802 fremder Einfluß in deutschen Dingen geltend und, mit deutscher Hilfe, dem kaiserlichen überlegen geworden war, und so eifrig man den Krieg um Italiens willen betrieben hatte, Deutschlands wegen hätte man sich nicht so leicht zu Kampf und Streit verstanden. Dazu war im Preßburger Frieden, insbesondere in dem citierten Artikel 14, indirekt schon die Abdankung des deutschen Kaisers ausgesprochen worden, und wenn der Wiener Hof noch immer damit zögerte, so war es, weil er sich den Verzicht auf die Reichskrone durch irgendwelche Kompensation abkaufen zu lassen gedachte. Aber Napoleon wollte nicht kaufen, er forderte vielmehr kategorisch von dem österreichischen Gesandten Vincent in Paris, daß sein Herr ohne weiteres resigniere und den Rheinbund anerkenne. Und ehe noch ein Delegierter des Wiener Kabinets, der darüber zu unterhandeln hatte, in Paris anlangte, war hier die Bundesakte schon unterzeichnet und somit die österreichische Politik vor ein fait accompli gestellt. Franz II. konnte nicht anders als durch seinen Gesandten in Regensburg eine vom 6. August 1806 datierte Note übergeben lassen, des Inhaltes, daß er die Bande, die ihn bisher mit dem deutschen Reiche verknüpften, als gelöst betrachte und seine Krone niederlege. Das alte deutsche Reich war nicht mehr.

In dem erwähnten Gespräche mit Vincent hatte Napoleon einen scharfen und drohenden Ton angeschlagen: sein Heer stehe bereit, um Augenblicks seinen Forderungen Nachdruck zu geben und Österreich zu überschwemmen. Und diese Worte waren nicht leerer Schall. Denn die siegreiche Armee war nach dem Feldzuge keineswegs nach Frankreich zurückgekehrt. Sie hatte nicht einmal Österreich völlig geräumt, sondern hielt noch immer

die Grenzfestung Braunau stark besetzt. Das Letztere aus einem Grunde, der in den großen allgemeinen europäischen Verhält-hältnissen beruhte. Wir wissen, wie sehr Rußland durch die französischen Intriguen im adriatischen und jonischen Meere, welche die seinigen störten, gegen Napoleon aufgebracht worden war. Daß Dieser sich im Preßburger Frieden neben Istrien auch noch Dalmatien und Cattaro zusprechen ließ, nährte am Zarenhofe die Besorgnis vor seinen Absichten im Orient, und wenn die Russen Neapel verließen, so thaten sie es, um Korfu desto fester bewahren und den französischen Einfluß von der Balkanhalbinsel ferne halten zu können. Dem gleichen Zwecke diente es, wenn ein in der Adria kreuzendes russisches Geschwader Befehl erhielt, die Bocche von Cattaro zu besetzen. Der Termin der Übergabe derselben an die Franzosen sei verstrichen, hieß es, man müsse nunmehr diese Küste nicht mehr für österreichisch sondern für französisch, d. i. feindlich ansehen, und der österreichische Befehlshaber übergab den Platz an die Russen. Napoleon war außer sich hierüber, hielt sich an seinen Vertrag mit dem Wiener Hofe und forderte von diesem, daß er den Feind vertreibe um ihm die Bucht zu überliefern; erst bis dies geschehen sein würde, wolle er Braunau räumen und seine Truppen aus Deutschland entfernen. Was auch Österreich an Worten aufwandte, um Rußland zum Verlassen der Bocche zu bewegen, es fruchtete nichts, und nur leere Ausflüchte tönten aus Petersburg zurück. Napoleon aber hielt unterdessen thatsächlich Süddeutschland besetzt, was die Durchführung des Rheinbundprojektes nicht wenig beschleunigte.

Das Wichtige an dieser militärischen Okkupation Süddeutschlands war, daß durch sie nicht Österreich allein, sondern auch die zweite deutsche Großmacht, der Staat der Hohenzollern, im Schach gehalten wurde. Wir haben Preußen dort verlassen, wo Haugwitz, der engherzigen Friedensliebe seines Herrn zu dienen und den durch die Schlacht von Austerlitz geschaffenen Verhältnissen entsprechend, den Schönbrunner Allianzvertrag vom

15. Dezember 1805 abschloß. Diese Abkunft hatte ihre schlimmen Seiten. Einmal erschien Preußen, indem es sich Napoleon „zu Schutz und Trutz“ verpflichtete, allzusehr als Parteigänger Frankreichs, was seiner europäischen Stellung Eintrag that; dann aber mußten aus der sofortigen Übernahme Hannovers in die preußische Verwaltung notwendigerweise Verwickelungen mit England entstehen. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, schlug Haugwitz selbst nach seiner Heimkehr dem Könige vor, den Traktat nicht dem vollen Wortlaute nach, sondern verändert zu ratifizieren, wonach das „Offensiv- und Defensivbündnis“ in eine einfache „Allianz“ verwandelt werden und Hannover erst nach dem Frieden Frankreichs mit England an Preußen übergehen, inzwischen aber von demselben nur okkupiert bleiben sollte. Man wollte sich auf diese Weise zwar die Erwerbung des welfischen Kurstaates sichern, ohne deshalb in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden. In der That ging Haugwitz mit dem so modifizierten Bündnisvertrage nach Paris ab, und daheim zweifelte Minister Hardenberg um so weniger an der Annahme desselben durch Napoleon, als gerade in diesen Tagen — es war die zweite Hälfte Januar 1806 — ein Brief Talleyrands an den französischen Gesandten Laforêt in Berlin eintraf, der von der Bereitwilligkeit des Kaisers sprach, sich mit Preußen zu verständigen. Ja, er gab auf diesen Brief hin sogar den Rat, abzurüsten, was auch wirklich mit dem größten Teile des preußischen Heeres geschah. In Paris aber gingen die Dinge doch anders als man erwartet hatte. Napoleon war weit davon entfernt, auf die berliner Modifikationen einzugehen, sondern beabsichtigte, Preußen völlig an seine Seite zu ziehen, um das Gewicht dieser Macht beim künftigen Friedensschluß mit England in die Wage zu legen. Darum weist er nicht nur den veränderten Vertrag zurück, sondern erklärt nun auch das Abkommen vom 15. Dezember, da es nicht binnen der gesetzten Frist ratifiziert worden sei, für null und nichtig und nötigt anstatt dessen dem Unterhändler eine andere Urkunde auf,

die zwar nicht mehr die Worte „Schutz- und Trutzbündnis“, wohl aber viel härtere Bedingungen enthielt als der Schönbrunner Vertrag: Preußen sollte jetzt zu Neuschâtel auch noch Valengin abtreten, auf jede Schadloshaltung für das an Bayern überlassene Ansbach verzichten, nach wie vor die Integrität der Türkei anerkennen und verteidigen, sofort Hannover als sein Eigen betrachten und überdies die Nordseehäfen und Flußmündungen, auch den Hafen von Lübeck, den Engländern verschließen. Das war ein gefährliches Dokument, denn wenn die Verteidigung der Türkei unendlich leicht einen Zwist mit Rußland herbeiführen konnte, so bedeutete die Hafensperre unwiderruflich den Krieg mit England. Gleichwohl unterzeichnete Haugwitz diesen Vertrag am 15. Februar 1806 und Friedrich Wilhelm III. weigerte sich nicht, ihn anzunehmen. Mit seinen Truppen auf dem Friedensfuß, angesichts des in Süddeutschland angesammelten französischen Heeres, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.*)

Was geschehen mußte, geschah. In England, wo man früher die Besetzung Hannovers durch Preußen ohne Zeichen der Feindschaft hingenommen hatte, erzeugte jetzt die Schließung der Häfen in der Elbe, Weser und Ems eine ungeheuere Erregung. Ohne förmliche Kriegserklärung ließen die britischen Minister, der Zustimmung des Parlaments von vornherein sicher, gleich in den

*) Ein österreichischer Offizier, der damals in geheimer Mission in Süddeutschland reiste, schreibt am 31. März 1806 aus München: „Übrigens scheint die musterhafte Stellung der französischen Armee gegen Preußen nicht genug bemerkt worden zu sein. Bonaparte zog, indem die beiden Endpunkte der Armee zwischen Austerlitz und Bregenz standen, sich in seitwärts marschierenden Kolonnen aus Österreich zurück. Durch die Bewegung Augereaus (auf Frankfurt) erhielt die Armee auf einmal die drohende Stellung, die Frankfurt zum Mittelpunkte und die Oberpfalz und die Weser zu Endpunkten hatte und im Besitze aller Flüsse und Höhen gegen Preußen war. Es war berechnet, in zehn Märschen in Berlin zu sein, und sie zählten bloß zwischen Würtemberg und Breslau auf eine Schlacht. Preußen, das während dieser Märsche mit Unterhandlungen hingehalten wurde, fühlte zu spät seine Lage und war genötigt, alle Bedingungen zu unterschreiben“.

ersten Apriltagen 1806 alle preußischen Kauffahrer — es waren einige hundert — in den Häfen mit Beschlag belegen und eröffneten die Jagd darauf auf offener See. Dies allein war schon ein Schaden von vielen Millionen für Preußen, von dem weit empfindlicheren Verlust abgesehen, den der schlesische Handel durch die Sperrung der nordischen Seehäfen unfehlbar erleiden mußte. Außerdem geriet Schweden, von England dazu angeeifert, in Krieg mit Preußen. Und all diesen Nachteil um Hannovers willen, dessen Besitz doch noch nicht so sicher stand, wie die Franzosenfreunde in Berlin annahmen. Wie, wenn sich z. B. England und Frankreich miteinander verglichen? Sollte dann die Rücksicht auf Preußen Napoleon abhalten, den Kurstaat wieder zurückzugeben, wenn der Friede daran hing? Und es hatte den Anschein, als ob es zu einem solchen Vergleiche kommen sollte.

Die Siege des Imperators hatten begreiflicherweise in London eine tiefe Verstimmung erzeugt. Pitt sah mit wahrem Herzenskummer den Frieden mit Österreich, die Heimkehr der Russen, den Zerfall der Koalition, die im Grunde sein Werk gewesen war, und sein kranker Körper erlag völlig unter den unerwarteten Schlägen; am 23. Januar 1806 ist er verschieden. Als kurz vor seinem Ende sein Blick auf die Karte von Europa fiel, befahl er dieselbe aufzurollen, denn man werde sie vor Ablauf der nächsten zehn Jahre nicht wieder gebrauchen können. Wie ein Seher ging der geniale Mann von dannen. Das Ministerium Grenville, welches auf ihn folgte, erhielt in James Fox als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ein franzosenfreundliches Element. Wir haben diesen Mann bereits als Enthusiasten für den Helden des 18. Brumaire kennen gelernt. Jetzt näherte er sich in etwas abenteuerlicher Weise der Pariser Regierung, indem er dieselbe auf ein (wahrscheinlich von ihm erfundenes) Komplott gegen das Leben des Kaisers aufmerksam machte. Napoleon nahm gerne den Vorwand für bare Münze und ließ Fox verbindlich antworten. Bald darauf erhielt Lord Seymour,

Graf von Yarmouth, einer der in Paris bei Beginn des Krieges festgehaltenen Engländer, von dem Londoner Kabinett den Auftrag, in Besprechungen mit Talleyrand einzutreten. Dazu kam es im Juni 1806. Dem Sieger von Trafalgar war, wenn man von ihm die Rückgabe seiner Eroberungen forderte, Malta nicht mehr gut vorzuenthalten, und Napoleons Minister bot es denn auch dem Engländer geradezu an, und obenein — als ob es nie einen preußisch-französischen Allianztraktat gegeben hätte — die Rückkehr Hannovers unter die angestammte Herrschaft. Auch Sizilien sollte seinem bourbonischen Könige bleiben, wenn England Joseph's Regiment in Neapel anerkennen wollte.

Von alledem erhielt man in Berlin für's Erste keine Kunde. Dennoch konnte der König sein Mißtrauen gegen den Alliierten nicht unterdrücken, der ihm so harte Bedingungen gestellt hatte. Er suchte Halt und Unterstützung bei Rußland. Herzog Karl von Braunschweig ward in geheimer Mission nach Petersburg geschickt, um dort vor allem zu erreichen, daß Alexander I. die Integrität der Türkei zu achten versprach, damit man nicht am Ende gegen ihn kämpfen müsse. Aber eine solche Zusicherung war nicht zu gewinnen. Nur soweit näherte man sich, daß die beiden Souveräne Erklärungen tauschten, nach welchen sich der Zar verbindlich machte, alle seine Kräfte für die Behauptung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit des preußischen Staates zu gebrauchen, während Friedrich Wilhelm versprach, gegen Rußland nicht Krieg zu führen, wenn ein solcher etwa aus einem Angriffe Frankreichs auf die Türkei entstehen sollte (1. Juli 1806). Die sicherste Garantie für Preußens Ruhe hätte allerdings in einem Frieden zwischen Frankreich und Rußland gelegen. Und es schien wirklich, als ob es dazu kommen sollte. Denn Alexander hatte von Verhandlungen Napoleons mit England gehört und wollte nicht, wenn sich die Beiden vertrugen, isoliert im Kriege gegen den Gewaltigen übrig bleiben. Darum ging der russische Geschäftsträger Oubril nach Paris und schloß dort in der That am 20. Juli 1806 einen Separatvertrag ab,

der den Russen auferlegte, Cattaro zu verlassen und sich auf die jonischen Inseln zurückzuziehen, wogegen Frankreich binnen drei Monaten Deutschland räumen und auch die jüngst okkupierte Republik Ragusa wieder freigeben wollte. Beide Teile anerkannten die Unabhängigkeit und Integrität der Pforte. Der König Ferdinand sollte für Neapel und Sizilien durch die Balearen entschädigt werden. Dieser Vertrag, der an denjenigen erinnert, zu dem einst der Graf St. Julien beredet worden war, bedurfte nur noch der Ratifikation des Zaren.

Aber trotz all dieser Unterhandlungen sollte es doch weder mit Rußland noch mit England zum Frieden kommen. Denn kaum war der russische Sendbote in Paris angelangt, um zu einem Vergleiche die Hand zu bieten, so nahm Napoleon dem Engländer gegenüber ein Zugeständnis nach dem andern zurück und bestand endlich auch auf der Abtretung Siziliens an Joseph. Das machte Fox stutzig, und als vollends die Rheinbundsakte zu Tage trat, welche dem französischen Übergewichte auf dem Kontinente und mit ihm der französischen Konkurrenz ein neues Terrain überantwortete, zog er sich allmählich ganz zurück, und die Unterhandlungen verliefen im Sande. Bald starb auch er, und mit ihm so ziemlich der einzige versöhnliche Mann, auf den Napoleon jenseits des Kanals noch rechnen konnte. In ganz Brittannien fand er fortan keinen mehr.

Und zur selben Zeit gewann auch in Rußland die Kriegspartei wieder die Oberhand. Alexander, der sich nun einmal im Orient nicht die Hände binden und aus Cattaro hinausmanövrieren lassen wollte, verweigerte dem von Oubril unterzeichneten Vertrage die Sanktion.*) Auch hatte auf ihn die Kunde von

*) In den Verhandlungen zwischen Oubril und den Franzosen ist es auffällig, daß der Erstere sich entschieden weigerte, mit England gemeinsam den Frieden zu bereden. Vergebens drang der britische Unterhändler in ihn; ein Verbot hielt ihn zurück. Die Ursachen, welche den Zar zu einem solchen bestimmt haben mochten, sind noch nicht ganz klar gelegt. Man wird aber nicht irre gehen, wenn man annimmt, Rußland wollte seine Angriffs-

der Sprengung der deutschen Reichsverfassung, als deren Garant er gerne galt, tiefen Eindruck gemacht. Er ließ in Paris erklären, nur dann Frieden schließen zu wollen, wenn Frankreich auf den Besitz von Dalmatien und Albanien verzichten, dem Könige Ferdinand Sizilien lassen, den von Sardinien für den Verlust Piemonts endlich entschädigen wolle. Er wußte sehr gut, daß Napoleon hierauf nicht eingehen werde, und gab gleichzeitig Befehl zu mobilisieren und die Armee an die preußische Grenze zu schieben.

Während sich in den politischen Verhältnissen der großen Mächte diese Wandlungen vollzogen, hatte Preußen in Leid und Sorge das Gewicht seiner Allianz mit Frankreich getragen. In den Augen des Königs wollte man seit ihrem Abschluß wiederholt Thränen bemerkt haben. Hatte man denn nicht sicheren Besitz für unsicheren dahin gegeben? Die abgetretenen Landschaften, wie Ansbach, waren alsbald von den Franzosen besetzt worden, und doch schien sich der Verbündete noch nicht begnügen zu wollen. Da lagen in der unmittelbaren Nähe des neuen Herzogtums Berg drei Abteien mit reichen Kohlengründen; sie waren im Jahre 1802 Preußen zugefallen und gehörten nur bezüglich der landständischen Vertretung noch zu Cleve. Dennoch ließ Herzog Joachim I. — so hieß nun Murat — diese Landschaften einfach besetzen und räumte sie erst auf entschiedene Reklamation der preußischen Regierung. Durch eines dieser Abteigebiete — Essen — war die brandenburgische Grafschaft Mark mit Cleve verbunden. Auf die Erwerbung dieser Grafschaft zielte gleichfalls Napoleons Politik ab, dem es daran lag,

position gegen die Türkei vor England nicht demaskieren. Thatsache ist, daß der englische Botschafter Paget in Wien den russischen Vertreter, Grafen Razoumowsky, „auf den Knieen anflehte", die Bocche von Cattaro zu räumen, und keine Erhörung fand. (Martens, Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères, II. 504). Daß sich Oubril dennoch in Paris hierzu beschwatzen ließ, hat ihm die Gnade seines Kaisers gekostet; er verlor Amt und Würden.

den Staat Murats zu kräftigen, um auch im nördlichen Deutschland, wie im Süden, festen Fuß zu fassen. Darum wurde der französische Botschafter in Berlin geradezu angewiesen, Preußen zum offenen Kampfe gegen Schweden zu reizen, damit es demselben Pommern abnehme, seinerseits aber die Mark an Berg überlasse. Nur mit Mühe erwehrte man sich dort dieser Zumutungen. Dazu kam, daß Napoleon die zu Cleve gehörige Festung Wesel auf dem rechten Rheinufer, um auch einen militärischen Stützpunkt im Norden zu gewinnen, nicht seinem Schwager überließ und — dem Pariser Vertrage entgegen — mit seinen eigenen Truppen besetzte.

Bei dieser Haltung Frankreichs und bei dem verletzenden Tone in den Schriftstücken, die gewechselt wurden, machte sich in Preußen die Befürchtung geltend, Napoleon suche nach einem Vorwand, um einen Friedensbruch herbeizuführen und seine Macht über Preußens Grenzen hinaus auszudehnen. Schon Anfangs Juli wurde der Gedanke erwogen, ob man sich nicht für diesen Fall militärisch in Stand setzen solle. Aufregende Nachrichten, die aus Süddeutschland eintrafen, schienen einem solchen Entschlusse das Wort zu reden. Napoleon selbst zeigte in Berlin die Gründung des Rheinbundes an und suchte nur den Eindruck, den die Nachricht machen mußte, dadurch abzuschwächen, daß er Friedrich Wilhelm III. aufforderte, auch seinerseits im Norden einen solchen Bund zu gründen. Kaum aber war man in Berlin auf diese Idee eingegangen, als sie sich auch schon wieder als hinfällig erwies; denn in der letzten Juliwoche meldete Lucchesini aus Paris, Lord Yarmouth habe ihm anvertraut, daß der Kaiser den Engländern Hannover zurückgeben wollte, Hannover, ohne welches Preußen an eine bedeutende Stellung in Norddeutschland nicht denken durfte, für dessen Besitz es so große Opfer an Land, Gut und Ansehen gebracht, und von dem Napoleon noch kürzlich beteuert hatte, er denke nicht daran, es ihm abzusprechen! Wo war da noch Sicherheit? Und dazu kamen auch sonst von überallher beängstigende Rapporte. Da meldete General

Blücher aus Westfalen, die Franzosen verstärkten sich in Wesel und an der Lippe, was nur den Zweck haben könne, Preußen die Mark und Westfalen für Murat abzunehmen. Aus Regensburg und München erfuhr man, französische Truppen hätten Würzburg besetzt, und allgemein ward erzählt, sie seien gegen Sachsen und Preußen im Vormarsch. War das alles nun falsch oder wahr — und warum sollte es nicht wahr sein? — man fühlte sich dieser recht- und rücksichtslos vorwärts drängenden Macht gegenüber in seiner Schwäche völlig preisgegeben und drängte wie im Fieber, aus diesem hilflosen Zustande herauszukommen. Auch Haugwitz riet — wie er schon 1803 gethan hatte — zu Rüstung und Kriegsbereitschaft, und jetzt gab der König, der sich von Frankreich gekränkt und getäuscht fühlte, nach. Am 6. August war Lucchesinis Depesche in Berlin angelangt, und schon vier Tage später schrieb Friedrich Wilhelm an den Zaren, Napoleon habe den Engländern Hannover ohne Äquivalent angeboten, das heiße so viel als er wolle Preußen vernichten. Denn wenn er diesem Staate wirklich jenes Land entfremde, müsse er darauf gefaßt sein, ihn beim nächsten Kriege an der Spitze seiner Feinde zu erblicken, und um nun diese Gefahr zu beseitigen, wolle er ihn jetzt, bei so günstiger Gelegenheit, allein verderben. Am 9. August ward in Berlin die Mobilisierungsordre ausgegeben und dem französischen Gesandten gesagt, man rüste, weil man Napoleons unterschiedliche Maßnahmen als gegen Preußen gerichtet ansehen müsse; denn auch wenn es nur Demonstrationen wären, hielte man sich gleichwohl zu Gegenanstalten verpflichtet, um nicht, wie schon einmal — im Februar — unter dem Zwange solcher Demonstrationen zu leiden.

Waren nun Preußens Befürchtungen begründet? Wollte Napoleon wirklich den Krieg? Ja und Nein. Er wollte ihn, weil er in sein System gehörte. Schon seit dem Direktorium war die revolutionäre Politik darauf gerichtet, dereinst Preußen, sowie Österreich, so weit als möglich nach Osten zu drängen. Von Napoleon insbesondere wird erzählt, er sei Friedrich Wil-

helm III. seit dessen zweideutiger Haltung im Vorjahre gram geworden und habe schon im Februar 18 6 dem Könige von Bayern Hoffnungen auf Bayreuth gemacht, von dem doch sicher war, daß es Preußen ebensowenig ohne Kampf aufgeben würde als Hannover. Eine andere Frage aber ist, ob Napoleon jetzt, im Sommer 1806, den Krieg gegen die norddeutsche Großmacht plante. Und dies ist doch sehr zweifelhaft. Allerdings hatte seine Armee in Deutschland eine Angriffsposition auch gegen Preußen inne, ihre Anwesenheit galt aber doch hauptsächlich — von dem finanziellen Momente der Truppenernährung auf fremde Kosten abgesehen — Österreich. Als die Zustimmung des Kaisers Franz zur Stiftung des Rheinbundes erfolgt und auch der Vertrag mit Oubril abgeschlossen war, welcher die Räumung Deutschlands durch die Franzosen unter seinen Bedingungen enthielt, traf Napoleon wirklich Anstalten, seine Soldaten zurückzuziehen. Am 17. August schrieb er darüber an Talleyrand und Berthier und wies den Letzteren an, die österreichischen Kriegsgefangenen heimzuschicken. Als er in diesen Tagen von der preußischen Mobilisierung hörte, verlachte er sie als den Ausdruck einer ungerechtfertigten Furcht. Noch am 26. August wandte er sich an Berthier nach München: „Das Berliner Kabinett ist von einem panischen Schreck erfaßt. Es bildet sich ein, in unserem Vertrage mit Rußland stünden Klauseln, die ihm mehrere Provinzen entfremden. Dem sind seine lächerlichen Rüstungen zuzuschreiben, denen man keinerlei Aufmerksamkeit zu schenken hat, da es wirklich meine Absicht ist, die Truppen nach Frankreich heimkehren zu lassen“. Aber eine Woche später stand die Sache schon ganz anders. Da war die Nachricht aus Petersburg eingetroffen, daß der Zar den Vertrag vom 20. Juli nicht acceptiere, und nun gewannen plötzlich jene Rüstungen in Napoleons Augen eine besondere Bedeutung, indem er aus dem Zusammenfallen der beiden Thatsachen auf ein Einverständnis zwischen Rußland und Preußen schloß, namentlich als zu gleicher Zeit mit dem russischen Kourier

auch General Knobelsdorff aus Berlin einlangte und im Namen seines Königs die Räumung Deutschlands begehrte. Nahm man hinzu, daß auch England nicht mehr an Frieden mit Frankreich dachte, so ist es nicht zu verwundern, wenn Napoleon das Vorhandensein einer neuen Koalition annahm, ähnlich der des Vorjahres, nur daß Österreich durch Preußen ersetzt war. In dieser — übrigens irrigen — Voraussetzung widerrief er sofort den Marschbefehl der deutschen Armee und weigerte sich Knobelsdorff gegenüber, das Verlangen Friedrich Wilhelm III. zu erfüllen, solange das preußische Heer auf dem Kriegsfuß bleibe. Dieses sollte zuerst abrüsten.

Mit seinem kalten klaren Blick überschaute der Franzosenkaiser die Lage. Er sah nur zwei Möglichkeiten vor sich, die er in einem Briefe vom 12. September 1806 seinem Gesandten in Berlin vor Augen legen ließ. „Entweder hat Preußen," heißt es da, „nur aus Furcht gerüstet: in diesem Falle müßte es, da zur Bewaffnung kein Motiv mehr vorhanden ist, die Rüstungen einstellen, umsomehr, als sie ihm viel Kosten verursachen. Oder es wollte sich für den Moment in Stand setzen, wo seine mit Rußland, England und Schweden getroffenen oder noch zu treffenden Vereinbarungen ruchbar würden: dann erfordert es die Politik des Kaisers, von der guten Jahreszeit zu profitieren, um vor den Schweden und Russen in Berlin zu sein, die Feinde vor ihrer Vereinigung anzugreifen und vereinzelt zu schlagen. Auf diese beiden Fälle schränkt sich die ganze Frage ein, es giebt kein Drittes. „Möglichkeiten", „Wahrscheinlichkeiten", „innerste Überzeugungen" sind in den Augen Seiner Majestät nur leere Chimären, durch die sie sich nicht täuschen läßt. Wenn allenfalls noch eine andere Hypothese, als die beiden erwähnten, denkbar wäre, so könnte es nur die sein, daß die Vorsehung, welche den Kaiser bisher leitete, Berlin dazu ausersehen hat, am Jahrestage seines Einzugs in Wien in seine Hände zu fallen".

Alles kam nun darauf an, ob Preußens König auf des Korsen Ansinnen einging. Er hatte wirklich „aus Furcht" ge-

rüstet, aber dieselbe Furcht hielt ihn jetzt ab, zu demobilisieren. Und wenn es diese Furcht nicht allein war, so war es außerdem die Rücksicht auf die Machtstellung des Staates, welche in dem neu erworbenen Hannover bedroht schien, auf Ehr und Majestät des Thrones und schließlich auf ein volkstümliches Element des Widerstandes gegen Frankreich, das jetzt zum erstenmale deutlicher hervortrat. Denn es ließ sich nicht leugnen, im deutschen Volke war eine nationale Reaktion gegen das internationale Eroberungssystem Napoleons im Werden. Durch die souveräne Willkür, mit der sich Dieser den republikanischen Formen der Revolution entzogen, hatte er sich die Demokraten Süddeutschlands zu Gegnern gemacht, die noch zur Zeit des Direktoriums voll Enthusiasmus für Frankreichs „befreiende" Politik gewesen waren; durch seine grenzenlose Herrschsucht hatte er diejenigen gegen sich aufgebracht, die der Selbständigkeit ihres Volkstums Wert beimaßen, an ihren angestammten Dynastieen hingen und deren Verkleinerung mit Widerwillen ansahen. Freilich gab es daneben Millionen, die jeder politischen Empfindung bar, nur dem materiellen Erwerb und Genuß lebten und deshalb die sklavische Ruhe unter der Faust des gewaltigen Fremden dem Kampfe um Unabhängigkeit und freie Selbstbestimmung vorzogen, und daneben wieder ernste Geister, denen das Gleichheitsprinzip Frankreich sympathisch gemacht hatte, die in der weltbürgerlichen Vereinigung der Völker — mochte sie, wie immer, zustande kommen — ihr Ideal erblickten und die deshalb auch Napoleon als Werkzeug dieser Idee nicht widerstrebten. Aber gerade gegen diese Letzteren traten jetzt, in der ersten Hälfte des Jahres 1806, einige der Tüchtigsten auf: Schleiermacher mit seinen Predigten vom Werte der Nationalität, Fichte mit seinen Reden an die deutschen Krieger, Ernst Moritz Arndt mit seinem Buche vom „Geist der Zeit" und dem vernichtenden Verdikt über des Korsen universale Herrschsucht. So im Norden. Im Süden entstanden Broschüren und Flugschriften, welche der Klage über die unwürdige Stellung der

Nation unverblümt Ausdruck gaben. Denn daß Napoleon nach geschlossenem Frieden seine Armee, als ob sich das von selbst verstünde, auf deutschem Boden schalten und sich erhalten ließ, empfand man als Schmach und Schande. Der Franzosenkaiser hatte Kenntnis von dieser neuen populären Bewegung und unterschätzte sie nicht; aber er hoffte sie mit einem Schlage, durch ein einziges Beispiel unerbittlicher Strenge, zurückscheuchen zu können. Darum befahl er Berthier, gegen die Nürnberger Verleger jener politischen Libelle nach Kriegsrecht einzuschreiten d. h. sie vor ein Militärgericht zu stellen und nach 24 Stunden erschießen zu lassen. Die Motivierung des Urteils sollte dahin lauten, daß, „da der Befehlshaber einer Armee für deren Sicherheit zu sorgen hat, jene Individuen, welche die Bevölkerung gegen diese Armee aufreizen, dem Tode verfallen sind" (5. August 1806). Das hätte noch allenfalls einen Sinn gehabt im Kriege und in Feindesland, hier aber, im Frieden und in verbündeten Ländern, war eine solche Maßregel nur die nackte Grausamkeit. Ein Opfer sollte sich alsbald finden. Eine dieser Broschüren: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", hatte den Ansbacher Yelin zum Verfasser und war just keine Brandschrift. Der Nürnberger Buchhändler Palm hatte sie verbreitet. Dieser ward verhaftet und, da er zu flüchten vermied, in Braunau am 25. August 1806 füsiliert. Ein Sturm von Entrüstung und Verzweiflung ging durch ganz Deutschland. Was die Hinrichtung Enghiens für die Fürsten gewesen war, das wurde die Ermordung Palms für die Völker. Mehr als an irgend einem anderen Ereignis hat sich der deutsche Franzosenhaß an diesem genährt, und Friedrich Gentz konnte aus Sachsen an den österreichischen Diplomaten Starhemberg schreiben: „Der Krieg wird ein Nationalkrieg sein in der vollen Bedeutung des Wortes; binnen kurzem wird er ganz Deutschland erfüllen. Die letzten Attentate der Franzosen, vor allem jenes, dessen Kunde soeben alle Gemüter entsetzt hat, haben die Nation in einer Weise aufgeregt, daß allenthalben sizilianische Vespern den ersten Erfolg der Preußen begleiten werden".

Dieser populären Strömung konnten sich auch die leitenden Kreise Berlins nicht verschließen. Dort stand übrigens schon seit ein paar Jahren der „französischen“ — wie man die friedliebenden Anhänger der Neutralitätspolitik nannte — eine „Kriegspartei“ gegenüber, die 1804 zu einem engen Widerstandsbunde mit Österreich geraten hatte, im Jahre darauf unbedingt für den Anschluß an die Koalition gewesen war und jetzt endlich ihre Zeit gekommen sah. Zu ihr gehörten: der Finanzminister vom Stein, die Generale Blücher, Rüchel und Pfull, die Gelehrten Johannes von Müller und Alexander von Humboldt u. a. Ja selbst am Hofe, in der unmittelbarsten Nähe des Königs, zählte sie ihre Anhänger: die Königin Luise, die Prinzessinen Wilhelm und Radziwill, die Prinzen Louis Ferdinand, Wilhelm, Heinrich und Oranien, Alle bekannten sich zu ihr und redeten dem kriegerischen Aufschwunge des Staates statt dessen friedsamer Hinfälligkeit das Wort. Was aber auf den ruheliebenden König den meisten Eindruck machte, war, daß namentlich in der Armee teils in ernster Besonnenheit, teils in dünkelhaftem Übermute, ein durchaus antifranzösischer Geist zu Tage trat; sie begehrte stürmisch Haugwitzens Entlassung, huldigte Hardenberg, der sich Napoleon verhaßt gemacht hatte, und setzte sich hier und da sogar über die Disziplin hinweg. Das war bisher unerhört im preußischen Heere und so überraschend für Friedrich Wilhelm, daß er einen Augenblick an Abdankung dachte. Von Abrüstung, wie sie Napoleon forderte, konnte da nicht die Rede sein. Das Begehren ward abgelehnt und, lediglich um Zeit zu gewinnen, in Paris nochmals die Forderung auf Zurückziehung der französischen Armee in Form eines Ultimatums gestellt, auf welches bis 8. Oktober entscheidende Antwort eintreffen sollte.

Nur widerstrebend und gerechter Sorge voll hatte sich der König dazu bestimmen lassen. Er durfte allerdings auf Rußland zählen, aber die Unterstützung des Zaren konnte im besten Falle nicht vor Ende November auf dem Kriegsschauplatz eintreffen. Mit England mußte erst der

herrschende Zwist beigelegt werden, um die unentbehrlichen Subsidien zu erhalten. Man hatte nur Sachsen zum Verbündeten, welches allzu langsam rüstete, indes der Kurfürst von Hessen sich aus Eigensucht neutral hielt; im Übrigen war man auf die eigenen Kräfte angewiesen. Friedrich Wilhelm überschätzte sie nicht.*) In den Friedensjahren waren die Mängel in der Kriegsverwaltung völlig eingerostet; die Armee hatte so gut wie keinen Führer, denn der einzig Berufene, Herzog von Braunschweig, war unschlüssig und altersschwach und – wie ihn ein Zeitgenosse richtig zeichnete — „mehr geeignet, Befehle anzunehmen als zu erteilen.“ Unter solchen Verhältnissen war es freilich eine ungeheuere Verwegenheit, sich dem sieggewohnten Eroberer entgegenzustellen. Dieser selbst mochte lange nicht daran glauben und erklärte das Beginnen Preußens schlechtweg als verrückt. „Sagen Sie“ — so schreibt er noch am 10. September an Berthier – „insgeheim dem Könige von Bayern, daß er Bayreuth erhalten soll, wenn ich mich mit Preußen verfeinde; jedoch ich glaube noch nicht daran, daß es diese Thorheit begehen wird“. Im Innersten aber war er doch recht besorgt, daß Friedrich Wilhelm am Ende noch abrüsten und ihm so die günstige Gelegenheit rauben könnte, ihn allein zu überwältigen. Die preußische Armee genoß in Europa – insbesondere ihre Kavallerie — einen vorzüglichen Ruf, und Napoleon teilte die allgemeine Ansicht und war nicht ohne Unruhe. Umsomehr mußte er darauf bedacht sein, dieses Heer isoliert zu fassen und zu vernichten. Darum wird der preußische Ge-

*) Montgelas erzählt: „Den König selbst machten sein Charakter und seine Grundsätze jeder kriegerischen Unternehmung abgeneigt, und er folgte mehr äußeren Antrieben als einem eigenen festen Entschluß. Er fürchtete Napoleons überwiegendes Genie und hatte wenig Vertrauen auf seine eigenen Streitkräfte, die ihm nicht in der Verfassung zu sein schienen, mit Erfolg Krieg zu führen. Es ist ziemlich zweifellos daß er sich mit dem Gedanken zur Armee begab, er werde eine Schlacht verlieren und hieraus den Vorwand zum Abschluß des Friedens entnehmen können, indem hiernach auch die Ungläubigsten von der Unmöglichkeit des Widerstandes überzeugt sein würden“.

sandte in Paris ohne Erklärung hingehalten, der französische in Berlin angewiesen, sich zu keinerlei Abrede bewegen zu lassen und im äußersten Falle lieber krank zu werden, darum sind in aller Stille seit Wochen schon die verfügbaren Streitkräfte an den Rhein und nach Aschaffenburg unterwegs, um mit 100 000 Mann neuausgehobener Truppen das Heer in Deutschland zu verstärken, darum verläßt der Kaiser selbst am 25. September plötzlich, ohne dem Senate Mitteilung zu machen, Paris und reist eilig nach Mainz, wo er die entscheidenden Anordnungen trifft. Der Krieg hatte begonnen.

Viertes Kapitel.

Von Jena nach Tilsit.

Die gute Meinung, welche Napoleon von der preußischen Armee hegte, ließ ihn jetzt mit noch größerer Vorsicht zu Werke gehen als im Vorjahre gegen die Österreicher. War sie doch die Schöpfung des großen Friedrich, den er so hoch stellte, und ihre Generale konnten, wenn sie achtsam gewesen waren, aus den Feldzügen von 1800 und 1805 seine strategischen Manöver kennen gelernt und sich zur Abwehr derselben vorbereitet haben. „Ich glaube“, sagte er, „daß wir mehr zu thun haben werden als mit den Österreichern“, und an Soult schrieb er, er habe seine Kräfte denen des Feindes überlegen gemacht, weil er nichts dem Zufall überlassen und den Gegner, wo er Stand halte, mit doppelten Kräften angreifen wolle. Mit acht Korps (einschließlich der Garde) unter den bewährtesten Führern, mit einer starken Kavalleriereserve unter Murat und einem bayrischen Hilfscontingent, in Summe mit etwa 200 000 Mann, will er Preußen angreifen, und zwar von Süddeutschland her auf der Linie Bamberg-Berlin, die er schon Wochen vorher von

französischen Offizieren hat bereisen lassen. Er denkt diesen Vorstoß zwischen dem Thüringerwald und dem Erzgebirge so rasch und wuchtig zu führen und das Herz der preußischen Monarchie so ernstlich zu bedrohen, daß voraussichtlich der Gegner, den er in Thüringen vermutet, sich auf Magdeburg zurückzog um von dort zum Schutze der Hauptstadt herbeizueilen. So schreibt er noch aus Straßburg an den König von Holland. Seine Rückzugslinie war an die Donau, wenn ihm der Feind früher entgegentrat; ward ihm dieselbe durch einen Vormarsch des Gegners nach Süddeutschland verlegt, so ging er über denselben hinweg auf der Linie Leipzig-Frankfurt an den Rhein, welchen Fluß Bruder Ludwig von Wesel her und ein besonderes Korps unter Mortier bei Mainz zu verteidigen hatten. So auf alle Fälle vorbereitet, konnte er seine ganze Armee nach Osten vorschieben, ohne den Raum zwischen Rhein und Franken besetzt zu halten. Denn das war ihm das Wesentliche — und er hatte im Vorjahre Erfahrungen gemacht — daß er das Heer gänzlich in der Hand behielt „wie ein Major sein Bataillon". Am 5. Oktober 1806 erteilt er den Korps seine Befehle: sie hatten zunächst in drei Kolonnen nach Koburg, Lohenstein und Hof zu marschieren, von wo er sie über Saalfeld und Schleiz auf Gera dirigieren wird. Unterdessen mußten Stellung und Absicht des Feindes völlig klar werden.

Wenn sie es dem Feinde nur selber wurden! Aber im preußischen Hauptquartiere sah es nicht nach zielbewußtem Willen aus. Im Vorjahre hatte man noch ein Heer von 250 000 Mann aufgebracht, jetzt betrug die Streiterzahl kaum die Hälfte, jedenfalls stand sie der des Gegners weit nach. Der König hatte den Oberbefehl dem Herzog von Braunschweig, demselben der in den Jahren 1792 und 1793 das deutsche Heer kommandierte, übertragen, war aber dann — um sich nicht vom Felde der Ehre fernzuhalten — selbst zur Armee gekommen. Das hattte seine schlimmen Folgen. Seine militärische Umgebung beeinflußte ihn wider die Anordnungen des Generalissimus,

so daß man bei den schwachen Charaktereigenschaften des nachgiebigen Herzogs bald nicht mehr wußte, „ob man das Hauptquartier königlich oder herzoglich nennen solle“, wie einer der beteiligten Offiziere am 6. Oktober schrieb. Dieser Offizier war der Oberst Scharnhorst, Generalstabschef im Hauptquartier. Er hatte schon vor Wochen einen Kriegsplan für den Angriff ausgearbeitet, dessen hohen Wert spätere Kritik zu schätzen gewußt hat: mit der Armee über den Thüringerwald zu gehen und für die treffliche Kavallerie die Ebene zu gewinnen. Danach wäre man im Aufmarsch dem Gegner um vierzehn Tage voraus gewesen, was einen Erfolg verbürgte. Der König aber hing so sehr am Frieden, daß er um alles nicht als Störer desselben erscheinen mochte. Er wollte vielmehr jenen 8. Oktober abwarten, bis zu welchem Tage er in seinem Ultimatum Frankreichs Antwort zu erhalten wünschte. Die Antwort blieb aus. Anstatt ihrer kamen die Franzosen selbst und machten die Ausführung jenes Planes unmöglich. Denn die vorgeschobene Stellung am Thüringerwalde hatte nur in der Offensive einen Sinn gehabt, während bei dem Zuwarten die Preußen in die Defensive gedrängt wurden, für welche die Aufstellung — das Zentrum unter Braunschweig bei Erfurt, der rechte Flügel unter Rüchel bei Gotha, der linke unter Hohenlohe bei Weimar durchaus ungünstig war. Als man dann erfuhr, die Franzosen marschierten im Osten heran, war es die Ansicht des Hauptquartiers, d. i. Scharnhorsts und Braunschweigs, mit der ganzen Armee einen Vorstoß gegen die Flanke Napoleons zu wagen, aber auch damit drang der Oberkommandant nicht durch. Erst nach langen Debatten ward Hohenlohe an die Saale vorgeschickt, worauf seine Truppen am 9. bei Schleiz mit der mittleren und am 10. bei Saalfeld mit der westlichen französischen Kolonne ins Gefecht kamen. Hier, bei Saalfeld, war es, wo französisches Blei den Prinzen Louis Ferdinand, der die Vorhut kommandierte, zu Tode traf, ein Ereignis, erschütternder in seiner Wirkung auf die Armee als die verlorene Affaire. Mehrere Generale verlangten kategorisch die Ab-

setzung des Oberkommandanten, dem sie die Verkehrtheiten der Leitung zur Last legten, während ihn doch nur der Vorwurf treffen konnte, fügsam gehorcht zu haben, wo er zu befehlen hatte.

Indes sich die Dinge bei den Preußen so ungünstig als möglich gestalteten, hatte sich Napoleon bei seinem Vormarsch auf Gera über den Feind orientiert, dessen Hauptkraft er bei Erfurt vermutete. Sogleich erkannte er die Möglichkeit, ihn zu umgehen. Am 12. Oktober befiehlt er, daß die ganze Armee die Direktion nach Norden verlasse und links gegen die Saale einschwenke — dasselbe Manöver, welches er vor einem Jahre nach seinem Übergange über die Donau und 1800 jenseits des Po ausgeführt hatte — und noch am selben Tage langt Murat mit seinen Reitern in Naumburg an. Als man im preußischen Hauptquartier hievon hört, die Bestürzung ungemein. Will Braunschweig jetzt der Umarmung durch den Feind ausweichen, so muß noch in derselben Nacht aufgebrochen werden. Aber als ob das Selbstverständliche sich nicht von selbst verstünde, wurde auch dieser Vorschlag erst neun kostbare Stunden lang durchgesprochen, ehe man ihn ausführte — während der Feind unerbittlich weiter marschierte. So geschah es, daß Davouts westwärts voreilendes Korps bei Auerstädt die Hauptarmee unter Braunschweig im Marsch antraf, und Napoleon mit dem Gros seiner Truppen bei Jena Hohenlohe erreichte, der die Arrieregarde zu bilden und den Abzug nach Norden zu decken hatte.

An beiden Orten kam es am 14. Oktober zur Schlacht. Napoleon hatte sie schon seit mehreren Tagen herbeigesehnt. Jetzt glaubte er sich der feindlichen Hauptmacht gegenüber, zog alle verfügbaren Korps an sich und griff Hohenlohe mit großer Überlegenheit an. Am Frühmorgen, noch im Nachtdunkel, ritt er an die Truppen des Marschalls Lannes heran, die zuerst ins Feuer kommen sollten, und erinnerte sie an die Siege des Vorjahres und wie die Sache jetzt ebenso läge, wie dazumal, als sie Mack fingen. Dieses Korps hat dann im Verein mit der

Avantgarde Neys dem Vorstoß der ganzen feindlichen Armee so herzhaft widerstanden, daß der Kaiser die Garde als Reserve sparen konnte bis neue Kräfte anlangten.*) Dann war der Feind bald überwunden. Hohenlohe hatte, die Größe der Gefahr erkennend, Rüchels Armee zu Hilfe herbeigerufen. Diese aber band ein entgegengesetzter Befehl des Oberfeldherrn, und als sie später trotzdem aufs Schlachtfeld marschiert kam, war Hohenlohe schon geschlagen und an der Entscheidung nichts mehr zu ändern. Napoleons Kavallerie stürzte sich auf die Weichenden, und in wilder Hast floh die Armee der Preußen.

Während dies bei Jena geschah, war Braunschweig bei Auerstädt mit Davoût ins Schlagen gekommen. Und trotz der Übermacht, über welche die Preußen hier verfügten — es standen ihrer 35 000 gegen 33 000 Franzosen — ging ihnen doch auch diese Schlacht verloren. Anfangs im Vorteil, hätten sie den Sieg erringen müssen, wenn General Kalkreuth seine Reserven — 18 000 Mann — ins Feuer geführt hätte. Er that es nicht, weil er keinen Befehl dazu erhielt, und einen Befehl konnte er nicht erhalten, weil der Oberfeldherr, zu Tode verwundet, nicht mehr zu kommandieren vermochte und jede einheitliche Leitung aufhörte. So wurde es unmöglich, sich die Straße über Naumburg frei zu machen, und der König, der jetzt das Oberkommando an sich nahm, befahl den Rückzug auf Weimar, wo er noch Rüchel's und Hohenlohe's Scharen intakt zu finden hoffte; den bessern Rat, nach Norden auszubiegen, wies er von der Hand. Aber statt auf die Genossen traf er auf den Feind — ein Augenblick grausamster Enttäuschung und ernster persönlicher Gefahr zugleich. Bald war das Hauptquartier mit den Resten der Armee in haltloser Flucht vor den nachrückenden Franzosen.

*) Hier war es, wo aus einem Gliede der Gardelinie plötzlich hinter Napoleon der angstbewegte Ruf „Vorwärts!“ erscholl und der Kaiser den vorlauten Sprecher mit den Worten zurechtwies, er möge warten, bis er in zwanzig Schlachten werde kommandiert haben, ehe er es wage, ihm zu raten.

Anstatt sich zu sammeln, löste sich das Heer fast völlig auf, die Desertion ward allgemein, die Disziplin ging dahin. Von 130 000 Soldaten waren bald nur noch 10 000 Mann regulärer Truppen übrig, die Hohenlohe im großen Bogen über Nordhausen, Magdeburg, Neu-Ruppin nach dem ukermärkischen Prenzlau führte, um dort vor Murat zu kapitulieren. Der hatte ihm versichert, das Korps sei von 100 000 Franzosen umgeben, was ebensowenig der Wahrheit entsprach, als im Vorjahre das Märchen vom abgeschlossenen Frieden, wo es die Erhaltung der Wiener Donaubrücken galt. Andere kleinere Abteilungen ergaben sich ebenfalls, die von Blücher geführte nicht ohne heldenhafte Gegenwehr — eine Ausnahme. Dazu öffneten sich die wichtigsten Festungen die Feinde, und die Hast, mit der sie es thaten, war ein Schimpf ohnegleichen. So Erfurt, so Magdeburg, wohin sich eine bei Halle geschlagene Reservearmee geflüchtet hatte, so Stettin und Küstrin. „Das waren Greuel!“ schreibt der Hauptmann von Gneisenau an eine Freundin, „tausendmal lieber sterben als dies wieder erleben. Das wird wunderbare Zeilen in der Geschichte geben“.

Da ihm nichts mehr den Weg verlegte, ritt Napoleon am 27. Oktober 1806, umgeben von Prunk und Pracht, in Berlin ein. „Der Kaiser war stolz“ — erzählt Coignet — „in seiner bescheidenen Kleidung, mit seinem kleinen Hut und der Kokarde für einen Sou. Sein Stab dagegen trug die große Uniform, und für die Fremden war es kurios, in dem schlechtest Gekleideten den Herrn einer so schönen Armee zu erblicken“. Am Tage vorher hatte er in Potsdam am Sarge Friedrich II. gestanden. Nur stimmte es schlecht zu der Bewunderung, die er dem großen Toten zollte, daß er dessen Degen und Schärpe von dort fortnehmen ließ und den Pariser Invaliden zum Geschenke machte. In Berlin zog er die Summe seiner Siege. Sie hatten ihm alle preußischen Länder bis an die Weichsel in die Hand gegeben, und es war nicht übertrieben, wenn er am 12. November von der Residenz der Hohenzollern

aus der Welt verkündete: „Die ganze preußische Monarchie ist in meiner Gewalt“. Es kam nur darauf an, ob sie es blieb. Zwar die preußischen Waffen konnten den Zusammensturz des heimischen Staates nicht mehr aufhalten; denn bis auf ein Häuflein von 15000 Mann und einige Festungen in Schlesien und an der Ostsee war die Wehrkraft des Landes zerrieben und zerstoben. Aber Napoleon hatte noch andere Feinde. Einer von diesen hatte sich bereits zu Preußens Freund und Helfer erklärt: Rußland, ein anderer konnte es in jedem Augenblicke werden: England. Denn das ergab sich aus Napoleons System, daß er mit seiner Politik stets das Ganze des Weltteils umfassen mußte, und darum nie einen vereinzelten Gegner hatte.

Am Tage nach der Schlacht war der Flügeladjutant des besiegten Königs im französischen Hauptquartier mit dem Verlangen nach Frieden eingetroffen. Napoleon lehnte ab: seine errungenen Vorteile seien zu groß, um sie nicht bis Berlin zu verfolgen, dort werde sich der Friede leichter ergeben. Friedrich Wilhelm schickte dann Lucchesini zu ihm mit der Vollmacht, Präliminarien zu unterzeichnen; Hannover, Bayreuth und das Land westwärts der Weser, auch ein gut Stück Geld als Kriegsentschädigung wollte man sich's kosten lassen. Aber des Feindes Bedingungen waren von den preußischen unendlich weit entfernt; er forderte alles Land links der Elbe bis auf Magdeburg und die Altmark, 100 Millionen Franken Kriegsentschädigung und überdies Preußens Zustimmung dazu, daß Sachsen und die deutschen Länder jenseits des Elbflusses mit dem Rheinbunde vereinigt wurden. Schon verstanden sich Lucchesini und Minister von Zastrow hierzu, umsomehr als bereits das Gerücht verlautete, der Kaiser wolle das alte Polen wiederherstellen, von dem Preußen weite Strecken mit Warschau und Posen besaß. Aber nun wurde Napoleon neuerdings schwierig. Hohenlohe hatte unterdessen kapituliert, und die französischen Kolonnen streiften bis an die Weichsel. Konnte dieser reiche Erfolg nicht besser ausgenutzt werden als zu einem Separat-

frieden mit Preußen? Der Kaiser steigerte seine Forderungen und kam endlich vom Frieden ganz ab; nur einen Waffenstillstand wollte er vorläufig bewilligen, und diesen nur unter den drückendsten Bedingungen: bis zum Bug sollten die Franzosen das Land okkupieren, acht Festungen – Danzig, Kolberg, Thorn, Graudenz darunter — sollten ihnen überliefert, die Russen, die bereits auf ostpreußischem Boden standen, vom Könige aus dem Lande gewiesen werden. Und selbst diesen Vertrag unterzeichneten die Abgesandten am 16. November. Ihr König aber verwarf ihn. Er sah, daß in diesen Bedingungen nur die völlige Entwaffnung Preußens und die Trennung der Höfe von Berlin und Petersburg beabsichtigt war. Im Vertrauen auf Rußlands Hilfe wagte er dem Mächtigen zu widerstehen. Als Napoleon von der Weigerung Friedrich Wilhelms hörte, entwarf er eine Proklamation, welche für das Haus Brandenburg denselben tötlichen Sinn barg, wie jenes Schönbrunner Dekret für den Hof von Neapel: es sollte aufgehört haben zu regieren. Nur hatten damals, Ende Dezember 1805, die Dinge doch noch anders gelegen als jetzt. Dort war der entscheidende Sieg schon errungen; hier war er erst noch zu erkämpfen. Die Proklamation wurde fürs Erste nicht verkündigt.

Alles kam für Napoleon darauf an, die heranrückenden Russen zu bewältigen. Er überließ diese Arbeit nicht allein seiner Armee. Zunächst suchte er die Polen gegen das Zarenreich auszuspielen. Unter seiner Protektion entstand in Warschau ein Insurrektionskomité, und eine Deputation Hochadeliger aus Posen, die am 19. November in Berlin erschien, erhielt von ihm die Versicherung, Frankreich habe niemals die Teilung Polen's anerkannt und er selbst, als Kaiser der Franzosen, werde mit dem größten Interesse den nationalen Thron sich wieder erheben sehen. Am 25. November kam er selbst nach Posen, um die Insurrektion noch kräftiger zu betreiben. Zahlreiche Huldigungen begrüßten ihn als Befreier des Vaterlan-

des, und er ließ es solange nicht an ermutigenden Reden fehlen, bis eine freiwillige Truppenaushebung in Warschau in Gang kam, die 60 000 Mann Nationalgarden lieferte. Den idealen Zweck dieser Nation zu fördern war nicht seine Absicht; für derlei hatte er längst keine Empfindung und bald auch, wie wir in Spanien sehen werden, kein Verständnis mehr. Er sah in Polen nur ein brauchbares Werkzeug seiner Politik, welches ihm jetzt gegen Preußen und Rußland dienen sollte, das er aber augenblicks aus der Hand zu legen entschlossen war, sobald es ihm nicht mehr nützte. Dabei war nur fatal, daß auch Österreich, welches gleich den anderen Staaten ausgedehnte polnische Territorien in sich faßte — damals nördlich bis an den Bug — von einer nationalen Bewegung an seinen Grenzen notwendig berührt wurde, während Napoleon jetzt allen Grund hatte, mit der Donaumacht sich möglichst zu verhalten, um in seiner Flanke unbedroht zu bleiben. Er ließ durch seinen Gesandten in Wien, General Andréossy, bei dem Minister Stadion den Gedanken anregen, Österreich solle seine polnischen Provinzen gegen Preußisch-Schlesien vertauschen. Aber der Wiener Hof, um den sich zur selben Zeit auch ein russischer Sendbote, Napoleons Landsmann Pozzo di Borgo, bemühte, verweigerte sich nach der einen wie nach der andern Seite und blieb neutral; nur ein Beobachtungskorps ward von ihm allmählich gegen die preußische Grenze vorgeschoben, teils um eine Erhebung in Galizien zu verhüten, teils um den weiteren Ereignissen im Norden nicht ungerüstet zuzusehen.

Und noch einen zweiten Trumpf spielte Napoleon gegen Rußland aus: in der orientalischen Frage. Daß er die Absicht hatte, auch die Türkei in sein System europäischer Universalherrschaft einzufügen, ist schon wiederholt angedeutet worden; hat sie doch im letzten Grunde die Feindseligkeiten mit Rußland heraufbeschworen. Nun war es nur natürlich, daß er nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 diesen Plan weiter verfolgte. Schon im Januar 1806 hörte man von den Generalen seiner

Suite die Vermutung, er beschäftige sich mit einer türkischen Expedition, und im Mai darauf konnte der preußische Gesandte berichten, der Kaiser plane Verbindungen mit der Pforte, mit der Republik Ragusa, mit Persien und General Sebastiani habe ihm die Ansicht Napoleons mitgeteilt, Rußland müsse hinter eine vom baltischen zum schwarzen Meere gezogene Barrière zurückgedrängt werden. Derselbe Sebastiani ging bald darauf in einer besonderen Mission nach Konstantinopel; er hatte, wenn Rußlands Herrscher den Frieden mit Frankreich ablehnte, die Pforte gegen ihn aufzureizen, und er erreichte wirklich, daß Sultan Selim III., gegen den Buchstaben eines früheren Vertrages, die russisch gesinnten Wojwoden der Moldau und der Walachai absetzte, worauf der Zar, dem es längst um einen Anlaß zu thun war, eine Armee an die untere Donau sandte. Dem erschrockenen Großherrn schrieb Napoleon aus Berlin, ganz Preußen sei ihm unterthan und er verfolge mit 300 000 Mann seine Vorteile; das Schicksal verbürge die Fortdauer des türkischen Reiches und habe ihn ausersehen, es zu retten; jetzt sei der Augenblick, mit einem osmanischen Heere an den Dniester zu rücken, indes er selbst von der Weichsel her gegen Rußland operiere (11. November 1806). Natürlich war seine Absicht lediglich die, die russischen Streitkräfte zu teilen, so daß sie nicht allesamt ihm gegenüberstanden, und zugleich Österreichs Politik an der Donau festzuhalten, da man in Wien einem Übergreifen des Nachbarn ins türkische Gebiet nicht gleichgiltig zusehen konnte. Beides wurde erreicht. Alexander I. erklärte an die Pforte den Krieg und sandte ihr 80 000 Mann entgegen, und Österreich blieb später durch die Fortschritte der russischen Truppen an der unteren Donau in der That abgehalten, mit der nordischen Macht sich gegen Napoleon enge zu verbinden. War in Wien die Lockung mit Schlesien mißglückt, so glückte dagegen die Drohung mit Rußland.

Aber nun mußte es auch der mächtigste Feind der napoleonischen Politik, Großbrittannien, empfinden, daß sein

gewaltiger Gegner auf dem Festland einen Staat zertrümmert hatte. Am 21. November ging von Berlin ein Dekret in die Welt, welches England in Blokadezustand erklärte und ihm den Kontinent — so weit er in den Kreis des napoleonischen Übergewichtes fiel — versperrte. Wir wissen, wie bestimmt Bonaparte schon im Jahre 1802, bei den ersten Anzeichen neuer Feindseligkeit, dieses Programm entworfen hatte. „Will England den Krieg auf dem Kontinent entzünden, so wird es den ersten Konsul zwingen, Europa zu erobern", hieß es in jenem Briefe Talleyrands an Otto. Nun ist der Kaiser auf dem besten Wege dazu. Mußte nicht der Brite die Folgen tragen? „Die britischen Inseln," sagt das berliner Dekret, „sind von nun ab in Blokadezustand; jeder Handelsverkehr mit ihnen ist untersagt; Briefe und Pakete, die eine engliche Adresse tragen, sind der Konfiskation verfallen; desgleichen jede englische Niederlage auf dem Kontinent, soweit Frankreich und die Territorien seiner Verbündeten reichen; desgleichen jedes Stück englischer Ware; alle englischen Schiffe sowie jene, die aus englischen Kolonieen und Stapelorten nach dem Kontinente kommen, werden von den europäischen Häfen ferngehalten. Dem Dekrete ging die Motivierung voraus, der Kaiser habe beschlossen, da die Engländer das Kriegsrecht zur See willkürlich auch auf Privateigentum ausdehnen, ihnen zu Lande mit derselben Münze heimzuzahlen. Klar stand ihm, dem Grenzenlosen, sein Zweck vor Augen: sich Europa zu unterwerfen, um es als Herrscher gegen England zu verschließen. Dann mußten Brittanniens Handel und Industrie verderben und versumpfen, und gelang es endlich auch noch vom Lande her ihm die Reichtümer Indiens zu entfremden, dann war das stolze Inselreich besiegt und unterwarf sich dem, der allein noch über Erd und Meer sein Szepter schwang.*) Allerdings lag dies letzte

*) Daß der Kaiser fortwährend an Indien dachte, bezeugte damals sein Bruder Joseph dem preußischen Gesandten, und Napoleon selbst hat auf St. Helena dem Arzte O'Meara erzählt, er habe nach dem österreichischen Kriege im

Ziel noch fern, und auf dem Schachbrett von Europa mußten erst noch die Figuren mit Kunst und List gerückt werden, bis der letzte König matt gesetzt war; aber es schien nicht unerreichbar und voll von diesen Entwürfen zog Napoleon jetzt den Russen entgegen. Waren es nicht dieselben, die er vor einem Jahre mit leichter Mühe überwunden hatte? Und seitdem war das Selbstgefühl seiner Truppen durch neue Triumphe über die gefürchtete preußische Armee nur noch höher gestiegen. Wenn irgend Einer, dann konnte er jetzt die Empfindung haben, daß das Schicksal einer Welt in seiner geballten Faust lag.

Am selben Tage, an welchem Napoleon in Posen eintraf am 27. November 1806, stieß die Avantgarde von Murats Kavallerie bei Blonje, westwärts von Warschau, auf russische Truppen. Vor dem in starken Märschen heranrückenden französischen Heere zog sich General Bennigsen, welcher die vorderste Armee kommandierte — eine zweite unter Buxhöwden war im Anzug — auf Warschau und endlich über die Weichsel und Narew nach Ostrolenka zurück. Erst wenn die zweite Kolonne in die Nähe gelangt war, wollte er wieder avancieren. Das geschah in der ersten Dezemberhälfte, wo er seine Soldaten bis Pultusk und an die Wkra vorschob. Das russische Heer wurde durch ein ostpreußisches Korps unter L'Estocq, 13 000 Mann stark, ergänzt, welches östlich vor Thorn stand, gleichsam als rechter Flügel der Aufstellung. Das Ganze kommandierte General Kamenski als Oberbefehlshaber. Die Franzosen besetzten Warschau und Thorn und rückten auf dieser Linie über die Weichsel: die Korps von Bessières, Ney und Bernadotte von Thorn her gegen Osten, Murat, Davoût und Lannes von Warschau gegen Norden; dazwischen gingen Augereau und Soult gegen die Wkra vor, die sie unter Napoleons

Jahre 1806 eine Expedition dahin ins Auge gefaßt. In demselben Jahre gingen drei französische Agenten nach Persien.

Augen, der über Warschau herangekommen war, im Kampf überschritten. Der Kaiser, welcher jetzt die Hauptmacht des Feindes bei Golymin westwärts von Pultusk vermutet, will dieselbe hier in der Front mit zwei Korps angreifen, indes Lannes mit dem seinigen rechts auf Pultusk marschieren soll, um den Russen den Rückweg über die Narew zu verlegen, Soult und Bernadotte aber links vorbei auf Makow dirigiert werden, um ihnen auch die Straße nach Ostrolenka abzuschneiden. Dieser Plan, der wie jeder bisherige Entwurf Napoleons die Vernichtung des Gegners im Auge hatte, mißglückte völlig. Das Gros der Russen stand nicht in Golymin sondern in Pultusk, wo es am 26. Dezember gegen Lannes eine unentschiedene Schlacht bestand, die ihm den Rückzug über die Narew ermöglichte, und was Napoleon bei dem ersteren Orte am selben Tage zu fassen bekam, war nur die Nachhut des feindlichen Heeres, die zwar geschlagen wurde, sich aber, ohne verfolgt zu werden, nach Norden ziehen konnte. Die Umgehung durch Soult ward bei dieser Stellung des Feindes ganz gegenstandslos. So hatten sich die Russen der Umarmung durch die Franzosen entzogen, ohne daß diese einen andern Gewinn als den von ein paar Geviertmeilen wüsten Landes verzeichnen konnten.

Wie ganz anders klingt das neben der Erzählung von den Siegen der letzten Monate! Hatten sie Napoleon unvorsichtig gemacht? Denn es war unvorsichtig, den Feind schlagen zu wollen ohne — wie bisher — die Armee zusammenzuhalten, unvorsichtig, ein doppeltes Umgehungsmanöver auf eine Voraussetzung zu gründen, die nicht ganz sicher war. Und dazu kamen Schwierigkeiten, die der Kaiser wohl auch kaum vorher voll gewürdigt hatte. Das Land, in welchem man sich schlug, war kurz vorher von den Russen besetzt gewesen. Diese hatten bei ihrem Abzuge alles mit fortgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, das Übrige verwüstet, so daß die nachrückenden Franzosen nur auf öde Plätze trafen und keinerlei Zehrung fanden. Nun stellte sich der Hunger ein. Das Requisitionssystem mußte auf-

gegeben. Magazine mußten angelegt werden, und es wird mehrfach durch Augenzeugen bestätigt, daß hier nur der Spekulationsgeist der Juden die Armee vor dem Verkommen rettete. Und dazu kam, daß das sumpfige, von einem plötzlichen Tauwetter aufgeweichte Terrain die Recognoscirung erschwerte und die Aktionstüchtigkeit der Truppen hemmte. Die ganze Gegend glich einem Kotmeere, in welchem die wackeren Soldaten bis über die Kniee wateten und sich, vom Hunger entkräftet, mühselig vorwärts schleppten, indes die Geschütze im Moraste stecken blieben und untauglich wurden. Auf dem Marsche gegen Pultusk kam es zu Ausbrüchen hellster Verzweiflung, und mancher wackere Krieger, der noch kurz zuvor dem Tode mutig entgegengetreten war, nahm sich jetzt selbst das Leben. Auf der grundlosen Straße konnte auch der Wagen des Kaisers nicht mehr weiter; man mußte ein Pferd an den Schlag heranführen, damit er nach Pultusk reiten konnte, wo wenige Tage zuvor die Soldaten Lannes, bis an die Schenkel im Schlamme, acht Stunden lang dem feindlichen Feuer getrotzt hatten. Das ganze Elend seiner Truppen sah der Imperator auf diesem Wege an sich vorüberziehen und hörte, wie selbst seine Getreuesten, die Garden, im Widerwillen murrten.*) Das machte tiefen Eindruck auf ihn. Ein Jahr zuvor — es war am Tage vor der Austerlitzer Schlacht — hatte er im Kreise seiner Generale von seinen früheren orientalischen Plänen gesprochen. Als da einer derselben meinte, man könne sie vielleicht eben jetzt wieder aufnehmen, da man sich doch einmal auf dem Wege nach Konstantinopel befinde, wies der Kaiser den Sprecher ab. „Ich kenne meine Franzosen,“ sagte er. „Weite Expeditionen sind mit ihnen nicht leicht

*) Wer nach Savarys und Rapps Versicherungen annehmen wollte, daß es sich bei den Vorwürfen, welche die Truppen den Kaiser vernehmen ließen, nur um soldatische Scherze gehandelt habe, der wäre im Irrtum. Die Sache war ernst. Coignet z. B. erzählt, daß die Garden bei der Rückkehr in die Winterquartiere herbe Zurechtweisungen darüber erfuhren, daß sie in der Widerwärtigkeit nicht mutiger ausgeharrt hatten.

auszuführen. Frankreich ist zu schön. Sie entfernen sich nicht gerne davon und trennen sich nur widerwillig auf längere Zeit von der Heimat". Und nun vollends unter so verzweifelten Verhältnissen, wie sie hier jedes Manöver hinderten und aller Kriegskunst Hohn sprachen.*) Am 2. Dezember hatte er die Truppen zu einem Tagesbefehle an den Sieg in Mähren erinnert. „Soldaten!" — hieß es darin — „wir werden die Waffen nicht niederlegen, ehe der allgemeine Friede die Macht unserer Alliierten gefestigt und unserm Handel seine Freiheit und seine Kolonieen wiedergegeben hat. An der Elbe und an der Oder haben wir Pondichéry, unsere indischen Unternehmungen, das Kap der guten Hoffnung und die spanischen Kolonieen gewonnen. Wer giebt den Russen das Recht, in die Weltgeschichte einzugreifen und so gerechte Ansprüche zu vernichten? Sie und wir, sind Beide nicht mehr die Soldaten von Austerlitz?" Aber was waren den Tapferen in den Sümpfen Polens Pondichéry und die spanischen Kolonieen! War etwa Frankreich in Gefahr? oder auch nur sein Ruhm und seine Größe? Und dann, schien es nicht, als ob die Russen von Pultusk wirklich nicht mehr die von Austerlitz wären? Hatten sie nicht am 26. Dezember ebenso tapfer gestritten und gelitten, wie die Soldaten des Eroberers? Nein, Napoleon wußte wohl, daß er den Bogen, der seine einzige Wehr bildete, nicht überspannen durfte. Er folgte dem retirierenden Feinde nicht, sondern ließ die Armee Winterquartiere beziehen. Die Weichsel entlang, von Elbing bis Warschau, wurden die Depots der einzelnen Korps etabliert; diese selbst blieben jenseits des Stromes vorgeschoben bis zu einer Linie, die man mit den Punkten Frisches Haff-Willenberg-Ostrolenka-Warschau markieren kann. Die schwierige Verpflegung machte eine größere Ausbreitung notwendig.

---

*) Der Herzog von Fézensac erwähnt in seinen Erinnerungen wiederholt die Unmöglichkeit, ausreichende Kundschaft einzuziehen, und schildert die außerordentlichen Beschwerden des Ordonnanzdienstes.

Die Ruhe sollte aber nicht lange währen. Die Russen hatten sich in zwei Kolonnen in der Richtung auf Grodno und Bjelostok zurückgezogen und sich dann unter Bennigsens Oberbefehl bei Szuczyn vereinigt. Die Preußen unter Lestocq waren durch die Rückwärtsbewegung ihrer Alliierten gleichfalls nach Osten bis in die Gegend von Angerburg genötigt worden, so daß die Verbindung mit Danzig ganz unterbrochen war, ja sogar die Straße nach Königsberg einem französischen Handstreich offen lag. Ein solcher ist denn auch wirklich versucht worden. Ney, dessen Korps von Thorn bis Wittenberg hin campierte und bitteren Mangel litt, brach in der ersten Hälfte Januar 1807 auf eigene Faust nach Norden auf, um seine Truppen in bessere Kantonnements zu bringen und, wenn möglich, Königsberg wegzunehmen — zum großen Verdruß Napoleons, der ihn scharf zurechtwies und zurückkommandierte. Der Marschall war aber auf seiner Exkursion mit dem preußischen Korps zusammengeraten, was die Folge hatte, daß Bennigsen sich mit der ganzen Armee erhob, um Ney in seiner exponierten Stellung auf dem Marsche zu vernichten, Bernadotte, der von Elbing her stand, über die Weichsel zu drängen und die Verbindung mit Danzig wiederherzustellen. Dann wollte er, die Festungen schützend und sich auf sie stützend, eine feste Position gewinnen. Durch diesen Zug konnte Napoleon vielleicht bewogen werden, seine drohende Stellung bei Warschau aufzugeben und sich mehr nach Westen zu konzentrieren.

Den Kaiser traf die Nachricht von der Offensivbewegung des Feindes in Warschau, wohin er sich von Pultusk begeben hatte, um auch sich Ruhe zu gönnen. Die Hauptstadt des alten Polens that alles, um ihm zu schmeicheln und zu gefallen, die Frauen nicht zuletzt, und wir hören, daß Napoleon nicht spröde blieb. Auf die Meldung von Bennigsens Vorgehen aber riß er sich sofort los und faßte seinerseits einen Plan zur Offensive. Er will mit der kompakten Masse seines Heeres nordwärts rücken, die lange Marschlinie des Feindes, noch ehe derselbe seine Abtei-

lungen zum Kampfe konzentrieren kann, durchbrechen und dessen einzelne Korps auseinandertreiben. Ein gütiges Geschick ließ Benningsen diesen Plan aus einem aufgefangenen Briefe des Hauptquartiers an Bernadotte erfahren. Er zieht eiligst seine Detachements an sich und sucht dem Stoß der Franzosen nach Norden, in der Richtung Guttstadt-Landsberg, auszuweichen. Das Preußenkorps, welches er bei seinem Vormarsch im großen Bogen bis nach Freistadt (westlich von Mohrungen) dirigiert hatte, muß gleichfalls eilends nach Norden streben, um den Franzosen zu entkommen und sich mit der Hauptarmee vereinigen zu können. Napoleons Absicht war hiermit schon vereitelt. Er konnte nun zwar den Feind ereilen, aber ihn nicht mehr überraschen, er konnte ihn schlagen, aber ihn nicht mehr vernichten. Mit fünf Korps drang er über Willenberg hinaus; ein sechstes blieb zur Beobachtung an der Narew zurück, ein siebentes unter Bernadotte, der keinen Befehl erhalten hatte, konnte erst weit dahinter folgen. Erst bei Preußisch-Eylau am 7. Februar ward Bennigsen erreicht, der sich jetzt zur Schlacht stellte und noch am selben Tage die vordersten Abteilungen der Franzosen unter Murat und Soult zurückwarf. Unterdes aber die französische Hauptmacht anlangte, Ney ausgenommen, der hinter dem Lestocqschen Korps her war, um dessen Vereinigung mit Bennigsen zu hindern. Am Morgen des 8. Februar standen sich die feindlichen Heere zum Kampfe gegenüber, an Kräften einander ungefähr gleich, 70 bis 80 000 Mann auf jeder Seite, die Russen nur an Geschütz überlegen. Der Schnee, den der eisige Nordwind dahertrug, deckte noch nicht die Opfer des vergangenen Tages, und schon kam es wieder zum Ringen, blutiger als je gestritten wurde. Nach langem Geschützkampfe schritt Napoleon zum Angriff. Er will seinen linken Flügel eher vernachlässigen, um mit dem rechten desto entschiedener zu siegen. Hier ging Augereau, der die Verbindung zwischen dem Zentrum und Davoût bildete, gegen die russische Mitte vor, etwa wie Soult bei Austerlitz. Aber

wie anders war der Erfolg hier als dort! Dort wich der Feind, hier hielt er Stand und trieb den Angreifer mit blutigem Kopfe zurück. Ein Hagel von Kartätschen fuhr in das mühsam gegen den Schneesturm avancierende Korps, und als es Kehrt machte, vernichtete die russische Kavallerie die Hälfte der Braven. Geradezu auf den Standort Napoleons am Friedhofe von Eylau stürmten die feindlichen Reiter heran, so daß die Suite bereits nach den Pferden rief, um das Hauptquartier in Sicherheit zu bringen. Der Kaiser aber soll ungeduldig abgewinkt und sich damit begnügt haben, eine Abteilung Garden vormarschieren zu lassen, worauf die atemlos gewordene Reiterschaar zurückkehrte. Nun gelang es ihm aber doch nur mit größter Mühe, und nur hinter einem Vorhang von 80 Schwadronen, die Murat zu einer mächtigen Attaque vereinigte, die Lücke in seiner Aufstellung zu füllen. Da trat Davoût in Aktion und drang unerbittlich gegen den linken Flügel der Russen vor, bog denselben nordwärts um und bemächtigte sich der feindlichen Rückzugslinie. Die Armee Bennigsens schien verloren, als plötzlich Scharnhorst mit einigen tausend von Lestocq's Preußen — die Anderen waren im Kampfe mit Ney zurückgeblieben — auf dem Plane eintraf, sich unverzüglich gegen Davoût wandte und ihn weit zurückschlug. Als dann Ney, der erst am Mittag die Ordre zur Schlacht erhielt, auf dem linken Flügel anlangte, hatte die Dunkelheit dem gräßlichen Morden bereits Einhalt gethan.

Die Verluste zählten nach Zehntausenden. Noch nach Wochen lagen Hügel von Toten unbeerdigt, wanden sich unzählige Verwundete in Hunger und Schmerz in den entblößten Häusern von Eylau oder in den verlassenen Munitionskarren. Augereaus Korps mußte seiner Einbußen wegen ganz aufgelöst werden. Und all diese Opfer umsonst! Denn die Schlacht war ohne Entscheidung geblieben. Napoleon hatte — es war zum ersten Male — nicht gesiegt. In den ersten Stunden nach dem Kampfe dachte er sogar an Rückzug und schrieb an Duroc, es werde bald nötig werden, daß das Hauptquartier

sich in Thorn versammele, und man möge in Küstrin und Posen die Geldsendungen zurückhalten, weil es möglich sei, daß er, „um vor den Kosaken und den vielen leichten Truppen Ruhe zu bekommen“, auf das linke Ufer der Weichsel zurückgehe. Bennigsen aber entschied es anders. Um Mitternacht brach er mit seinen Russen auf, und am Morgen des 9. Februar fanden die Franzosen das Feld vor sich leer. Hieß das nicht, ihnen den Sieg einräumen? Scharnhorst nannte es „Sünd und Schande“. Napoleon aber nahm den dargebotenen Lorbeer allsogleich für sich in Anspruch; sein Bulletin, welches den Hergang der Affaire entstellend erzählte, verkündete aller Welt seinen Triumph, und, mehr um denselben zu bestätigen als ihn zu nützen, schickte er Murat dem abmarschierenden Feinde ein paar Tagreisen weit nach.*) Dann aber zog er die ganze Armee hinter die Passarge zurück und ließ sie dort neuerdings Quartiere beziehen, da er sich zu schwach fühlte, dem Gegner zu folgen. Denn nicht allein die Verluste der Schlacht hatten die Kräfte seines Heeres reduziert. Viele Tausende waren von Hunger und Mangel getrieben aus den Reihen gelaufen und strichen marodierend durch das Land, der armseligen Bevölkerung mit List oder Gewalt ihr Restchen Habe abdrückend. Und dieses Beispiel der Kontribution auf eigene Faust wirkte ansteckend, so daß einer der Generale die Zahl der Marodeurs auf nahezu 60 000 schätzen wollte.**) Andere mochte die todesmutige Bra-

*) Wir erkennen den alten Bonaparte sofort wieder, wenn jetzt der Kaiser an Cambacérès schreibt, er möge in den „Moniteur“ setzen, die russische Armee sei in voller Auflösung, oder wenn es im 61. Bulletin heißt, Königsberg könne sich Glück wünschen, daß es nicht in seinem Plane lag, die Russen zu forcieren, oder wenn er in Briefen vom selben Tage die Verlustziffer verschieden angiebt, an Cambacérès mit 3000, an Daru mit 7—8000 Verwundeten; die Wahrheit war das Dreifache

**) So Fézensac. Wie arg der Mangel gewesen war, lernt man aus Coignets Aufzeichnungen kennen. Der Kaiser selbst schrieb an Talleyrand davon und an Joseph: „Wir leben hier mitten in Schnee und Kot, ohne Wein, ohne Branntwein, ohne Brot!“ Freilich in Frankreich brauchte man davon

vour der Russen eingeschüchtert haben, die bei Eylau auch Napoleon bewunderte. Wieder andere Stimmen gab es in der Armee — und der Freiherr v. Gagern will sie gehört haben — die sich wider das abscheuliche Gemetzel erhoben, welches doch nur dem wilden Ehrgeiz eines Einzigen diene. Unter solchen Umständen beschloß der Kaiser, eine feste Stellung in Gegenden zu gewinnen, in welchen es leichter war, die Truppen zu verpflegen und Verstärkungen heranzuziehen, um dem Feinde, wenn der böse Winter wich, mit überlegenen Kräften entgegenzutreten. Am liebsten wäre er wohl, wie seine Generale und selbst der gefügige Berthier rieten, über die Weichsel zurückgegangen. Aber das hätte wie Rückzug vor den Russen ausgesehen, deren Oberfeldherr nicht versäumt hatte, sich als Sieger von Pultusk und Eylau zu erklären. Deshalb kein Zugeständnis weiter. Die Armee blieb zwischen Weichsel und Passarge stehen, die Front gegen Osten, das Korps von Ney als Vorhut bis an die Alle bei Allenstein vorgeschoben, ein anderes unter Massena noch immer unbeweglich an der Narew. Die Position hatte den Vorteil, und das war der ganze Gewinn der letzten Aktion, daß den Russen der Weg nach Danzig verlegt war, welche Festung jetzt mit allem Eifer belagert wurde.

Napoleon schlug sein Hauptquartier in Osterode auf. Auch hier herrschte wochenlang just kein Überfluß, und er und seine Offiziere lebten nicht selten von dem, was die Soldaten aufspürten und herbeischleppten. Anfänglich mußte er sich mit einer Scheune als Wohnung begnügen bis eine passendere ausfindig gemacht war. Erst als er anfangs April ins Schloß von Finkenstein übersiedelte, wurde seine Lage angenehmlicher. Gleichwohl hat er das Elend des harten Winters,

nichts zu erfahren, und darum hieß es auch in einem seiner Briefe an Fouché „die Armee befinde sich vortrefflich, habe Nahrungsmittel für ein ganzes Jahr, und es sei widersinnig, zu meinen, daß man in einem Lande, wie Polen, an Brot, Fleisch und Wein Not leiden könne“.

seinen Offizieren zum Exempel, mit leichtem Sinn ertragen, so wie auch sein Körper unter den Strapazen des Feldzuges eher gedieh; er erklärte später, sich niemals wohler gefühlt zu haben. In Osterode herrschte bewegliches Leben. Ungezählte Boten kamen und gingen. Denn der Kaiser entfaltete hier eine überraschend rege Thätigkeit, und es ist auch wohl etwas Richtiges daran, wenn Savary in seinen Aufzeichnungen meint, er hätte in einer großen Stadt wenigstens drei Monate zu den Geschäften benötigt, die er in dem Loche zu Osterode, wo er alles unter der Hand hatte und im Augenblick in Bewegung setzen konnte, in weniger als einem verrichtete. Es gab aber auch Veranlassung genug zu rastloser Arbeit. Denn politische Lage Napoleon's entsprach seiner militärischen; sie war um nichts günstiger. Der Türkei war es nicht gelungen, die Russen zu besiegen und sie zu einem größeren Kraftaufwande an der unteren Donau zu nötigen, im Gegenteile, aller Vorteil lag dort auf Seiten der nordischen Macht, so daß der Zar daran denken konnte, die Hälfte des Expeditionskorps auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu dirigieren. Aus Österreich, dessen man unsicher geblieben war, kam die Kunde von Rüstungen, welche der Gesandte Andréossy in seinen Berichten bis zur Kriegsbereitschaft übertrieb. Die Schweden hatten sich gegen Stralsund gewendet, und man mußte darauf bedacht sein, ihren Angriff abzuwehren oder zu paralysieren. Die Engländer verkündeten es aller Welt, daß sie im Begriffe ständen, ein Expeditionskorps an die Nordseeküste des Kontinents zu werfen, und nötigten Frankreich, eine eigene Armee unter Brune an die bedrohten Punkte zu stellen. Sogar das bisher so unterthänige Spanien schien schwierig werden zu wollen. Dazu fiel in Paris auf die Nachricht von dem Rückmarsch an die Passarge die Rente und mit ihr der Kurs des Kaisers. Kein Zweifel, Napoleon hatte vollauf zu thun, wenn er seine Situation verbessern oder doch nur erreichen wollte, daß er in den nächsten Wochen, die er zu seiner Verstärkung brauchte, nicht angegriffen wurde.

Er versuchte es zunächst wieder mit Friedrich Wilhelm. Sogleich nach der Schlacht bei Eylau — just als ob Scharnhorsts That den Staat wieder lebendig gemacht hätte — bekam Preußen neue Geltung in den Augen des Eroberers, und noch von der Wahlstatt weg schrieb er an Talleyrand nach Warschau, er solle die Beziehungen zu den Hohenzollern wieder aufnehmen. Ja, so eilig hatte er es damit, daß ihm der Umweg über Polen zu weit schien und er einige Tage später seinen Generaladjutanten Bertrand direkt an den König nach Memel sandte, um ihm die Rückgabe seines Landes bis zur Elbe anzubieten, wenn er einen Separatfrieden schließen wolle. Aber Friedrich Wilhelm hielt an seinem Bundesgenossen fest und ließ dies dem Gegner durch einen besonderen Boten kund thun, worauf Napoleon sich sogar zu einer allgemeinen Friedensunterhandlung auf einem Kongreß bereit erklärte, wenn man nur — und das war ihm das Wesentlichste — auf einen Waffenstillstand eingehen wollte, der die Franzosen hinter die Weichsel, die Russen aber hinter den Niemen verwies. Doch auch das ward nicht erreicht. Preußen und Rußland verbanden sich vielmehr noch enger miteinander in einem Vertrage, der am 26. April 1807 zu Bartenstein unterzeichnet wurde und demzufolge England, Schweden, Österreich und Dänemark angegangen werden sollten, sich mit den Beiden noch einmal zu einer großen Befreiungskoalition zu vereinigen und die Verdrängung Napoleons aus Deutschland und Italien zu erstreben. Auf keinen Fall aber durfte Rußland oder Preußen einen Separatfrieden mit Frankreich schließen.

Von Preußen zurückgewiesen, wandte sich Napoleon zu Österreich. Er beauftragte Andréossy, von der Donaumacht endlich eine bestimmte Erklärung zu verlangen: er sei immer zu einer Allianz bereit und willig, dafür Schlesien, welches seine Truppen — es waren die rheinbündischen — fast ganz erobert hatten, dahinzugeben, nötigenfalls selbst auf Dalmatien gegen ein entsprechendes Tauschobjekt zu verzichten. Aber Österreich blieb auch jetzt gegen diese Anträge taub. Nur zu einer Ver-

mittlung war man in Wien, wo vor Allen Erzherzog Karl gegen die Teilnahme am Kriege sprach, bereit und produzierte als Basis derselben: eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse, die Integrität der Türkei, Polen aufgeteilt wie bisher, England zu den Unterhandlungen beigezogen (3. April 1807). Und selbst hierauf wollte Napoleon eingehen, wenn auch nur um von österreichischer Seite während der nächsten Wochen nichts befürchten zu müssen; Rußland und Preußen aber beantworteten den Vermittlungsantrag des Wiener Hofes mit der dringenden Einladung, der Bartensteiner Konvention beizutreten, was wiederum Kaiser Franz ablehnen zu müssen glaubte. Das war ein großer Vorteil für Frankreich, daß Österreich neutral blieb. „Jedenfalls," schreibt Montgelas in seinen Memoiren, „war dies der größte Dienst, welcher Napoleon jemals geleistet worden ist, denn er hätte unmöglich einem Angriffe von Seiten Österreichs widerstehen können!" Der Franzosenkaiser konnte selbst kaum daran glauben und fühlte sich in seiner rechten Flanke keineswegs sicher.

Um so eifriger war er darauf bedacht, die Kräfte der Türkei zu beleben und im Orient eine große Koalition gegen Alexander zu stiften. Er suchte einen Vergleich zwischen der Pforte und Persien herbeizuführen, damit auch Dieses sich wider Rußland wende. „Man muß auch Persien in Bewegung setzen" — läßt er jetzt an Sebastiani schreiben — „damit es seine Kräfte gegen Georgien richte. Die Pforte soll dem Pascha von Erzerum Ordre geben, mit aller Macht dahin zu marschieren. Unterhalten Sie den guten Willen des Fürsten der Abchasen und bestimmen Sie ihn, an der großen Diversion gegen den gemeinsamen Feind teilzunehmen". Nicht genug daran. Mit einem Sendboten des Schahs, der Ende April auf Finkenstein eintraf, schloß er einen Vertrag ab, in welchem er sich verpflichtete, Rußland zur Räumung von Georgien zu zwingen und dem König der Könige Kanonen und Artilleristen zu schicken. Dafür mußte Dieser sich anheischig machen, seine Beziehungen mit England abzubrechen, alle britischen Waren zu konfiszieren und alle britischen

Schiffe zurückzuweisen, die Afghanen und die Völker von Candahar wider England aufzureizen und ein Heer gegen Indien zu schicken. „Und wenn" — heißt es im Artikel 12 — „der Kaiser der Franzosen zu Lande eine Armee gegen die englischen Besitzungen in Indien senden wollte, würde der Schah von Persien derselben freien Durchzug gewähren und in einer besonderen Konvention über deren Marschroute, die Mittel zu ihrer Erhaltung und Beförderung und über die zu stellenden Hilfstruppen mit der französischen Regierung übereinkommen". Ist es nicht ein denkwürdiges Schauspiel, diesen Mann mitten in seiner verlegenheitsvollen Lage, wo der Vorstoß eines einzigen österreichischen Armeekorps ihm eine Katastrophe bereiten konnte, mit einem Großfürsten des Orients ein Abkommen treffen zu sehen, welches die weitesten Ziele seiner Politik markiert? Das eben macht die historische Größe aus, daß sie selbst in der Bedrängnis ihre letzten Zwecke nicht vergißt und über das nahe Ungemach weit hinweg in die Zukunft schauen kann.

Das Wichtigste war für ihn aber doch, sich so bald als möglich mit frischen Truppen zu verstärken, um dem Gegner, der jetzt gleichfalls rüstete, überlegen zu werden und es in dem nächsten Waffengange zu bleiben. Deshalb zog er aus Frankreich und Italien, was an militärischen Kräften disponibel war, heran und ersetzte es dort durch 80000 Mann des Aufgebotes von 1808, nachdem er erst im letzten Herbste dasjenige von 1807 vom Senate gefordert hatte. Von Spanien und vom Rheinbunde verlangte er neue Hilfsvölker. Auf diese Weise konnte er eine Reservearmee in Deutschland zur Beobachtung Österreichs aufstellen, konnte das Belagerungskorps von Danzig vermehren und seine Hauptmacht auf 160 000 bis 170 000 Mann bringen, während die Russen weit hinter dieser Zahl zurückblieben. Als dann am 26. Mai die stolze Ostseefestung fiel, wurde auch noch das dort beschäftigt gewesene Detachement frei und vermehrte die Kampfmittel an der Passarge.

Und während so die französische Armee zu neuen Kräften

kam, entwich der Winter. Er war ihr ein schlimmer Feind gewesen, ihren Gegnern hinwieder ein sicherer Bundesgenosse, nur daß sie seinen Wert nicht genug zu schätzen wußten. Während der kalten Wochen hatte Bennigsen das Restaurationswerk des Feindes durch keinen einzigen ernsten Schritt gestört. Man hatte ihm geraten, die Franzosen, denen er noch im Februar nachgerückt war, nun auch anzugreifen, um sie über die Weichsel zurückzuwerfen oder wenigstens Danzig zu schützen, indem er dem Gegner die Frische Nehrung streitig machte. Er unterließ all das und begnügte sich, Offensivpläne bald gegen den vorgeschobenen Ney, bald auf Elbing zu entwerfen, die er aber alle wieder beiseite legte, so daß Scharnhorst den Eindruck gewann, der Russe wolle seinen Ruf, von einem Napoleon nicht besiegt worden zu sein, nicht aufs Spiel setzen. Erst als Danzig gefallen war und der Feind ihm mächtiger als je gegenüber stand, als die gute Jahreszeit die Wege geebnet, die Verpflegung erleichtert, das Terrain für sichere Kundschaft und rasche Manöver wieder tauglich gemacht, als Napoleon selbst schon einen Angriffsplan entworfen hatte, kurz, als es zu spät geworden war, begann Bennigsen sich zu rühren. Jetzt wollte er die Avantgarde unter Ney anfallen, sie vernichten und sich dann an die Hauptarmee machen. Aber der „unerschrockene“ Marschall erkämpfte sich aufs Ruhmwürdigste seinen Rückzug auf das Gros des Heeres, mit welchem der Kaiser jetzt seinerseits vorrückte, indem er sich zwischen Bennigsen und das preußische Korps schob und Beide vor sich herdrängte. Es war wieder wie vor Eylau.

Napoleon's Absicht ging dahin, den Feind von der linken Seite her zu überflügeln, indes er ihn in der Front festhielt, und nach einem Siege gegen die russische Grenze zu drücken. Dieser Plan hatte das Auffallende — und er ist von den größten militärischen Kritikern deshalb verurteilt worden — daß er dem Gegner einen Ausweg offen ließ, während, wenn die Umgehung von dem rechten Flügel aus stattgefunden hätte,

den Russen nur die Straße nach Königsberg übrig blieb, wo sie von der Übermacht vernichtet werden konnten. Oder wollte Napoleon das Heer Alexanders nicht vernichten? Lebte jetzt wieder der Gedanke in ihm auf, der ihn oft beschäftigt hatte und schon vor der Austerlitzer Schlacht zum Ausdruck gelangt war, der eines Vergleiches mit dem Zaren? Das ist nicht unwahrscheinlich. Denn gerade in diesen Tagen — es waren die ersten des Juni 1807 — sollten Napoleon's Absichten auf die Türkei scheitern. Sultan Selim III. hatte ein Anerbieten eines französischen Hilfskorps von 25 000 Mann unter Marmont aus nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen abgelehnt, sein Feldherr den Krieg gegen Rußland nur lässig geführt und den Feind nicht gehindert, bis nach Orsowa vorzudringen, und bald darauf entkleidete die reformfeindliche Janitscharenpartei am Bosporus den Sultan seiner Gewalt um ihm in Mustapha einen Nachfolger zu geben, von dem Sebastiani am 1. Juni schrieb, er sei Frankreich feindselig gesinnt und Einfluß auf ihn nicht zu gewinnen. War es unter solchen Umständen nicht vielleicht geraten, vorläufig die Absichten auf die Türkei anstatt gegen Rußland, mit Rußland durchzuführen, d. h. sich mit dem Zaren auf Kosten der undankbaren Moslim, die sich so schlecht in die Rolle eines dienstwilligen Werkzeuges der französischen Politik zu finden wußten, zu vergleichen? Und durfte man wohl, wenn man dies beabsichtigte, auf die Vernichtung des russischen Heeres ausgehen?

Doch dem sei, wie ihm wolle. Thatsache ist, daß der Kaiser einen Teil seiner Armee links nach Norden zur Umgehung ausschickte, eine andere Abteilung unter Victor gegen die Preußen sandte, Ney und die Garden die Nachhut bilden ließ indes er selbst mit drei Korps Bennigsen zu erreichen suchte. Das Letztere gelang zwar am Abende des 10. Juni bei Heilsberg, aber hier hatte sich der Feind gut verschanzt und warf die anrückenden Franzosen. Nur die Furcht vor der Umgehung im Norden zwang ihn dann doch am rechten Ufer der Alle weiter zurückzugehen, während Napoleon, vorsichtig gemacht, vorerst Ney und die

Garden heranzog, ehe er Bennigsen auf dem linken Ufer folgte. Am 14. Juni ist dieser auf dem Wege von Bartenstein nach Wehlau bei Friedland angelangt. Hier geht er über den Fluß um die Franzosen auf dem Marsche anzugreifen, ihre Vorhut unter Lannes zu zertrümmern und ihre Linie zu durchbrechen. Er führt aber das Manöver so langsam aus, daß noch während des Kampfes mit Lannes die übrigen französischen Korps eintreffen und von Napoleon zum Gefecht aufgestellt werden können. Der Russe muß nun die Schlacht annehmen und verliert sie. Nicht ohne tapfere Gegenwehr. Denn Ney, der mit seinen Leuten gegen den linken Flügel des Feindes avancierte, ward vorerst zurückgeworfen, und erst als Napoleon, die Gefahr erkennend mit einem Reservekorps durch die Fliehenden hindurch den Angriff aufs neue wagte, hatte derselbe Erfolg. Ein heftiges Geschützfeuer bringt auf dieser Seite die Russen zum Weichen. Das zwingt Bennigsen, auch das Zentrum und den rechten Flügel durch Friedland über die Alle zurückzukommandieren. Nun aber dringen allerwärts die Franzosen nach, so daß der Flußübergang nur unvollständig bewerkstelligt werden kann und eine Abteilung russischer Truppen jenseits der Vernichtung durch des Feindes Kanonen preisgegeben bleibt. Am selben Tage erlitt auch das Preußenkorps vereinzelt eine Niederlage gegen die französische Umgehungsarmee, es ward bis unter die Thore von Königsberg gedrängt und konnte sich nur mit Mühe, nahezu aufgelöst, nach Tilsit an den Niemen flüchten, wo am 18. Juni auch der retirierende Bennigsen anlangte. Dieser rückte über den Fluß und brach die Brücken ab.

Am Tage nach der siegreichen Schlacht schrieb Napoleon an Josephine: „Meine Kinder haben den Jahrestag von Marengo würdig begangen: die ganze russische Armee in Deroute, achtzig Kanonen verloren, 30 000 Mann tot oder gefangen, fünfundzwanzig ihrer Generale getötet, verwundet oder ver-

mißt, die russische Garde vernichtet. Das ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz und Jena“! Das war ein wenig übertrieben. Zwar hatte sich die Armee Bennigsens nach der Affaire in Auflösung befunden, aber schon bei Allenburg war es ihr gelungen, sich zu sammeln und in leidlicher Ordnung weiter zu ziehen. Allerdings waren ihre Verluste so groß, daß ihr Feldherr dem Zaren vorschlug, Friedensunterhandlungen zu eröffnen, aber er meinte dies doch nur in dem Sinne, um Zeit zur Verstärkung zu gewinnen. Denn einmal war er sicher, jenseits der Memel die Preußen Lestocqs und russischen Nachschub unter Labanow zu finden, und dann war ja die Armee nicht von ihrer Linie abgedrängt worden, so daß sich Napoleon immerhin noch der Möglichkeit einer neuen Schlacht versehen konnte, zu der er auch westlich von Tilsit Vorkehrungen treffen ließ. Das Entscheidende lag in der durchaus unlustigen Stimmung der russischen Truppen, insbesondere der Offiziere, die fast ausnahmslos der von dem Großfürsten Konstantin geführten Partei zugehörten, welche den „Kampf um fremde Interessen“ verurtheilte. Und diese Stimmung äußerte sich mit einer Offenheit, welche jeder Disziplin spottete. Wollte man doch Alexander geradezu an das Schicksal seines Vaters erinnert haben. Zwischen Konstantin und Murat soll es denn auch schon in den ersten Tagen nach der Schlacht zu einer Korrespondenz gekommen sein, der zufolge dann am 19. Februar Fürst Labanow zur Abschließung eines Waffenstillstandes an Napoleon geschickt wurde. Dieser forderte als Preis desselben die Auslieferung einiger noch nicht gefallener preußischer Festungen, u. a. Kolberg und Graudenz. Da der Russe hierüber nicht verfügen konnte, kehrte er zurück. Sofort aber sandte ihm der Franzosenkaiser seinen Duroc nach, der dem Gegner eröffnen sollte, sein Herr sei auch ohne weiteres bereit den Kampf ruhen zu lassen, wenn Rußland in Unterhandlungen über einen Separatfrieden eintreten wollte. Das Anerbieten wurde dem Zaren mitgeteilt, und Dieser ging darauf ein.

Das war zwar freilich gegen den Wortlaut des Bartensteiner Vertrages vom 26. April und im Grunde Verrat an Preußen. Aber darüber setzte sich Alexander hinweg. War denn nicht jener Vertrag ein frommer Wunsch geblieben? konnte er fragen. Wenn er jetzt, wie im Jahre 1805, den Plan gefaßt hatte, gleichsam an der Spitze des legitimen Europa's gegen den Usurpator zu marschieren um ihn von seiner Höhe herunter zu zwingen, mußte er nicht sehen, daß Europa nicht hinter ihm stand? England hatte viel zu lässig und unvollkommen gerüstet, um in den Kampf thätig einzugreifen, und wurde nun auch im Geldpunkte schwierig, denn als Rußland sechs Millionen Pfund unentbehrlicher Subsidien forderte, erfolgte eine abschlägige Antwort. Dagegen lastete das Gewicht der britischen Oberherrlichkeit zur See auch auf den russischen Schiffen und machte sich mitunter sehr empfindlich geltend. Gründe genug, den Zaren England abhold zu machen. Und wenn dieser Staat dem Bartensteiner Vertrage nur bedingungsweise beigetreten war, so hatte ihn die Donaumacht, wie wir wissen, ganz abgelehnt. Erst als man in Wien die Möglichkeit eines russisch-französischen Separatfriedens ins Auge faßte, ward ein Abgesandter zu Alexander geschickt, der dort die Hoffnung auf Österreichs Mitwirkung wiederbeleben sollte; er kam zu spät. Angesichts der Neutralität des Wiener Hofes hatte schon im April Gentz in einer Denkschrift dem Zaren geraten, mit Napoleon Frieden zu schließen und seine Kräfte, die jetzt ohne Österreichs Beteiligung nur nutzlos vergeudet würden, für die Zukunft zu sparen; man wollte wissen, daß diese Vorstellungen großen Eindruck auf den jungen Monarchen gemacht hätten.*) Und auch mit Schweden gab es ein Hindernis. Dieser Staat hatte sich allerdings dem Kriege gegen Napoleon beigesellt. Aber Finnland war noch schwedische

*) Martens, Recueil VI. 419. Gentz riet damals dem Zaren, Österreich dadurch zum Kriege zu bewegen, daß er in Wien erklären ließ, er werde sonst mit Frankreich sich in dasjenige teilen, was niemand mit Rußland verteidigen wolle.

Provinz, und Finnland lag auf dem Wege der „natürlichen Ausdehnung“ Rußlands. Denn das war eben der große Zwiespalt, in welchem sich jenerzeit die russische Staatskunst mit sich selbst befand, daß sie, indem sie für die alte Ordnung in Europa kämpfte, für eine Sache eintrat, die sie doch wieder im eigenen Interesse schädigen mußte, und wem heute der Charakter Alexanders schwankend und unzuverlässig erscheint, der möge dafür nicht ihn allein, sondern die Politik seines Reiches mit verantwortlich machen. Er für seine Person stand jetzt unter dem Drucke jener Partei, die nach Frieden verlangte, und es kann uns unter all diesen Umständen nicht überraschen, wenn wir ihn auf den Vorschlag des Feindes eingehen sehen. Er wünschte überdies eine Unterredung mit Napoleon, welche dieser bereitwillig zusagte.*)

Am 21. Juni ward zwischen Rußland und Frankreich, am 25. zwischen Frankreich und Preußen Waffenstillstand geschlossen, und am letzteren Tage kam es auch zur Begegnung der beiden Kaiser. In der Mitte des Niemen ward auf einem Floß ein prächtiges Zelt aufgerichtet, in welchem sie sich ohne Zeugen sprechen sollten. Sie kamen Beide in Nachen herzugefahren unter den Zurufen ihrer Garden, welche die Ufer belebten. Über eine Stunde währte ihre Unterredung, indes das Gefolge außerhalb des Zeltes harrte, und in dieser Stunde ward das Aussehen der Welt verändert. Was hierbei von dem Einen und dem Andern vorgebracht wurde, ist nicht direkt überliefert. Nur den Anfang des Gespräches will man erlauscht haben Danach hätte Alexander angehoben: „Ich hasse die Engländer, wie Sie selbst sie hassen, und werde in allem, was Sie gegen die-

*) So schreibt wenigstens Napoleon selbst an Talleyrand, am 24. Juni 1807. Daß er indirekt, etwa durch Murat oder Duroc, den Gedanken einer Entrevue nahe legen ließ, wäre damit noch nicht ausgeschlossen. Man wird hierin erst klar sehen, wenn die Martens'sche Publikation der russischen Staatsverträge sich auf die mit Frankreich abgeschlossenen Traktate erstreckt haben wird.



selben unternehmen, Ihnen zur Seite stehen," und Napoleon erwidert: „In diesem Falle läßt sich alles begleichen, und der Friede ist gemacht". Richtig, denn wozu der Krieg, wenn er jetzt von Rußland friedlich erreichte, wozu er es hatte zwingen, erobern, beherrschen wollen, d. i. den Beitritt zur Kontinentalsperre falls England die vorgeschriebenen Bedingungen nicht annahm. Für diesen Fall ist jetzt gewiß auch der Marsch nach Indien in Aussicht genommen worden, der Napoleon stets beschäftigte und für den er seinerzeit schon den Vater Alexanders gewonnen hatte. Kam nun noch hinzu, daß der Korse die Integrität der Türkei — den Punkt, der im Juli 1806 die Mächte getrennt hatte — opferte, von der Idee einer Herstellung des alten Polens abkam und Rußland auf Finnland wies, wofür der Zar hinwieder sich mit den Änderungen, die Napoleon im Süden, in Italien oder auf der iberischen Halbinsel vornehmen würde, einverstanden erklärte, so lieferte all das die Basis für einen Vergleich, mit welchem beiden Teilen für den Moment ein Genügen geschah. Ob freilich all diese Fragen gleich in der ersten Unterredung zur Sprache kamen, ist zweifelhaft, sicher aber ist, daß sie während des wochenlangen vertrauten Verkehrs der beiden Monarchen eifrig diskutiert wurden. Auch Friedrich Wilhelm traf mit Napoleon am 26. Juni zusammen, wenn auch nur in der Rolle eines Schützlings des Zaren und nicht als gleichgestellter Souverän, der seine eigene Sache plädiert.

Zwei Wochen lang blieb man in Tilsit beisammen bis der Friede aufgezeichnet war. Napoleon entfaltete seine ganze Liebenswürdigkeit, um den Zaren für sich einzunehmen, und es konnte auf den eitlen Fürsten nicht ohne gewinnenden Eindruck bleiben, daß der Sieger ihm, dem Besiegten, die Huldigung seiner Freundschaft darbrachte. Von beiden Seiten mußten übrigens Zugeständnisse gemacht werden, die den Keim zu späterem Zwiste bildeten. Wenn Napoleon auch auf die Herstellung Polens kein Gewicht mehr legte, so wollte er doch nicht, daß das Herzogtum Warschau wieder an Preußen zurückfalle;

dazu hatte er sich mit den Polen zu tief eingelassen. Er brachte anfänglich sogar den Gedanken zum Ausdruck, das Land mit dem preußischen Schlesien zu einem Königreiche zu vereinigen und seinem Bruder Jérôme zu übertragen, sah aber bald ein, daß für die Absicht, mit seiner Macht bis an die Weichsel vorzurücken, jetzt noch die Zeit nicht sei, und zog den Antrag zurück; Schlesien blieb bei Preußen, und das Herzogtum Warschau kam an Sachsen. Nur die polnischen Domänen, im Werte von siebenundzwanzig Millionen Franken, behielt er für sich, um später damit seine Generale zu belohnen. Für Jérôme fand sich in den preußischen Ländern links der Elbe, die man mit kurhessischen und braunschweigischen Territorien zu einem Königreich Westfalen verband, ein Ersatz.*) Auf der andern Seite hatte Alexander sicher auf Konstantinopel gerechnet und ebenfalls nachgeben müssen. Endlich, am 7. Juli 1807, war man so weit gekommen, daß die Diplomaten — Talleyrand und Kurakin — die Urkunden unterzeichnen konnten.

Es waren deren zwei: ein Friedenstraktat und ein Schutz- und Trutzbündnis. In Jenen waren alle Bedingungen, die Preußen betrafen, aufgenommen und ausgesprochen, daß „aus Rücksicht für den Zaren und als ein Beweis von Freundschaft und Vertrauen" Friedrich Wilhelm seine Länder östlich der Elbe zurückgestellt erhalten solle, ohne den Kottbuser Kreis, der an Sachsen kam, und ohne die polnischen Provinzen Südpreußen und Neuostpreußen, wovon der Bielostocker Kreis an Rußland

*) Westfalen hatte zu bestehen aus den Staaten von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Altmark und dem Gebiete von Magdeburg links der Elbe, den Gebieten von Halle, von Hildesheim und der Stadt Goslar, dem Ländchen Halberstadt und Hohenstein, dem Gebiete von Quedlinburg, der Grafschaft Mannsfeld, dem Eichsfeld, den Städten Mühlhausen und Nordhausen, der Grafschaft Stolberg, den Staaten von Hessen-Kassel, dem ehemals hannoverschen Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen mit Hohenstein und Elbingerode, den Bistümern Osnabrück und Paderborn, dann Minden, Ravensberg und der Grafschaft Rittberg-Kaunitz.

fiel, während das Übrige das eben erwähnte Herzogtum Warschau bildete. Der Zar erkennt Joseph als König von Neapel an, und wird ihn auch als Herrn von Sizilien anerkennen, sobald für den legitimen Fürsten eine Entschädigung gefunden ist Auch Ludwig als König von Holland, Jérôme als König von Westfalen und der Rheinbund erhalten Rußlands Zustimmung. Napoleon empfängt Cattaro und die jonischen Inseln, wofür er Danzig frei giebt. Er übernimmt es, zwischen Rußland und der Türkei zu vermitteln, während Alexander zwischen Frankreich und England Ruhe stiftet.

Soweit die Friedensurkunde. Sie ließ die Frage offen, was zu geschehen habe, wenn England und die Türkei auf die Bedingungen der vermittelnden Mächte nicht eingingen. Darauf gab das zweite Instrument, der geheime Bundesvertrag, die Antwort. Darin verpflichtete man sich gegenseitig zu Schutz und Trutz zunächst wider Großbritannien, wenn dasselbe nicht bis 1. November 1807 die russischen Friedensvorschläge angenommen haben würde, die nicht weniger von dem englischen Hofe verlangten, als daß er all seine seit 1805 gemachten Eroberungen an Frankreich und dessen Alliierte wieder zurückstelle und allen Flaggen volle Unabhängigkeit auf dem Meere einräume, wofür er Hannover zurück erhalte — und wider die Pforte, wenn die Vermittlung Frankreichs bei derselben drei Monate nach den Tilsiter Abmachungen zu keinem Ergebnis geführt haben sollte. In dem ersten Falle verband sich Rußland, dem Systeme der Kontinentalsperre beizutreten, seine Beziehungen zu England abzubrechen und in Gemeinschaft mit Frankreich auch Dänemark, Schweden, Portugal und Österreich zum Handelskriege gegen Großbritannien zu zwingen — in dem zweiten vereinigten sich Frankreich und Alexander, der Türkei ihre europäischen Besitzungen bis auf Konstantinopel und Rumelien zu entreißen. Sollten Dänemark, Portugal oder Schweden dem Ansinnen der Verbündeten Widerstand leisten, so würden sie von Beiden mit Krieg überzogen; sollte Schweden allein sich

weigern, so würde es durch Dänemark befehdet.*) In einem besonderen, wahrscheinlich nur mündlichen Übereinkommen soll eine Teilung der türkischen Gebiete in der Weise vorgesehen worden zu sein, daß Bessarabien, Moldau, Walachei und Bulgarien dem Zaren, Bosnien, Albanien, Thessalien, Morea und Kandia Frankreich zufallen sollten.

Zwei Tage später, am 9. Juli 1807, ward auch mit Preußen der Friede unterzeichnet. Vergebens, daß die junge schöne Königin Luise, der Beleidigungen nicht achtend, die ihr durch Napoleons Bulletins wiederholt zugefügt worden waren, vor dem Gewaltigen erschien, um ein besseres Los ihres Landes zu erbitten oder doch wenigstens Magdeburg für dasselbe zu retten. Sie sollte nichts erreichen als Höflichkeiten und vage Versprechungen, die der Kaiser am nächsten Morgen nicht mehr achtete. Seine Bedingungen blieben dieselben, die er mit Alexander für Preußen verabredet hatte. Daß dieses sich verpflichten mußte, gegen England verschlossen zu bleiben und, wenn John Bull nicht Frieden machte, sich mit Frankreich und Rußland zum Kriege gegen ihn zu verbünden, versteht sich nahezu von selbst.

Dies waren im Wesentlichen die Tilsiter Abmachungen. Man hat in ihnen eine Teilung der Herrschaft über Europa in dem Sinne erblicken wollen, daß Napoleon dem Zaren die östliche Hälfte des Weltteils überließ und sich dafür den ungestörten Dominat über das Abendland ausbedang. Aber ganz so standen die Dinge nicht. Man erkennt doch in den Urkunden den Sieger und den Besiegten mit Deutlichkeit. Napoleon zieht sich aus der Türkei keineswegs zurück, und seine Verbindung mit Persien hält ihn im Orient fest. Und stand denn nicht das Herzogtum Warschau unter einem Rheinbundfürsten — denn das war

---

*) Ich folge hier dem authentischen Wortlaute des Bündnisvertrages, welcher bis heute noch nicht vollständig bekannt geworden ist. Er wird unten in den Anmerkungen mitgeteilt.

der neue „König“ von Sachsen im Dezember 1806 geworden — und damit unter dem direkten Einfluß seiner Politik? War das nicht eine Karte, die er gegen Rußland ausspielen konnte, wann es ihm beliebte? Und war dieses Rußland selbst nicht von Frankreich, wenn auch nur von dessen Industrie, erobert in dem Augenblicke, da es den Handelskrieg mit England begann? Nein, in dem Vertrage vom 7. Juli 1807 stand nichts, was nach Verzicht oder Umkehr von Seiten Napoleons aussah. Er bedeutete mit seinen Zugeständnissen an Rußland nur eine Rast auf dem Wege nach der Universalherrschaft. Schon als im Jahre 1803 der Krieg mit England unvermeidlich geworden war, soll sich der Premierkonsul Alexander I. zu nähern gesucht und demselben Vorschläge gemacht haben, die in einem gemeinsamen Vorgehen gegen Großbrittannien gipfelten und ähnlicher Natur gewesen sein mögen, wie die Tilsiter. Damals äußerte sich ein scharfblickender Diplomat, der österreichische Minister Cobenzl, über diese Bemühungen folgendermaßen: „Noch nie hat sich jemand mehr dem Verdacht ausgesetzt, nach der Weltherrschaft zu trachten, als Bonaparte. Man muß es nur so anfangen, daß man zunächst zu Zweien ist, um schließlich allein übrig zu bleiben“.

Fünftes Kapitel.

Französische Zustände. Bayonne und Erfurt.

Man würde aber doch irren und Napoleons Scharfblick nicht gerecht werden, wenn man annähme, er habe sich im Jahre 1807 nur aus Gründen der großen Politik zum Frieden mit Rußland bestimmen lassen, anstatt, wie er ursprünglich geplant, in Russisch-Polen den Erbfeind des Zarenreichs zu entfesseln und mit ihm im Bunde für seine Machtstellung die Grenzen des Weltteils zu erobern. Nein, was seinen Entschluß, am Niemen Halt zu machen, zur Reife brachte, das war mit Rücksicht

auf Frankreich, dessen Gunst und guten Willen er nicht ganz verscherzen durfte. Denn schon war er auf dem besten Wege dazu. Die Franzosen, die bereits dem Kriege von 1805 ihre Sympathie versagt hatten und nur durch die unerhörten Siege des Kaisers und manchen klingenden Ertrag für den Staatssäckel mit demselben versöhnt werden konnten, begannen, als im Jahre darauf das wüste Kämpfen wieder anhob, einzusehen, daß ihre Soldaten gar nicht mehr für die Interessen ihrer Heimat, sondern nur noch für den unermeßlichen Ehrgeiz dieses Fremdlings stritten, und an dem Franzosentum der kaiserlichen Politik zu zweifeln. Und nun waren auch die wunderbarsten Erfolge nicht mehr imstande, die Stimmungen zu ändern. Der Sieg von Jena, erzählt ein Zeitgenosse, habe in Paris gar keinen Eindruck gemacht. Dagegen wuchs hier heimlich die Unzufriedenheit mit dem Empire empor. Und wenn sie sich auch noch so ängstlich vor den zahllosen Späheraugen verbarg, Napoleon erfuhr dennoch davon; hier war es ein vorlauter Boulevardspaß, dort ein beißendes Witzwort aus dem Faubourg Saint-Germain, oder ein unvorsichtig redigierter Journalartikel, der ihm bekannt wurde, kurz, er war unterrichtet. Und selbst wenn es ihm an bestimmten Mitteilungen gefehlt hätte, er hätte es doch gewußt, daß das französische Volk, dem er seine Söhne für seine Schlachten abforderte, dieses Opfer nicht mehr mit der Überzeugung darbrachte, es geschehe zu seinem Wohle, sondern daß es sich innerlich von ihm abzuwenden drohte. Er war zu klug, um dieses Symptom gering zu schätzen. Wenn er sich gleich mit einer starken Armee, die er an seine Person geheftet, jeder Volksbewegung gewachsen fühlte, so hatte er doch zuviel von der Revolution gelernt, um populäre Strömungen nicht als vollberechtige politische Faktoren gelten zu lassen. Was sollte auch aus ihm werden, wenn Frankreich am Ende aufhörte, seine Wechsel auf die Zukunft zu honorieren? Nein, das durfte nicht geschehen. Und weil er das Bedürfnis des französischen Volkes nach dem Frieden kannte und seinen Abscheu vor dem ewigen Kriege, so machte er Frieden

mit Rußland und ließ noch von Tilsit aus in Frankreich eifrig die Nachricht verbreiten, daß man nahe am Ende des Blokadekrieges stehe. Dann kehrte er nach Paris zurück, um sich hier als sorgenden Regenten zu erweisen und den Eroberer Vergessenheit zu bringen.

Es war äußerlich dieselbe Festesstimmung, wie vor einem Jahre, die ihn hier begrüßte: Illuminationen und Zurufe und Adressen und Ansprachen, nur noch etwas bombastischer als diejenigen, zu denen man sich schon damals aufgeschwungen hatte. Napoleon gehöre nun gar nicht mehr der Menschengeschichte an, sondern dem Zeitalter der Heroen, sagte ihm z. B. der Präsident des Appellhofes in's Gesicht. Und er hörte es mit ernster Miene an, und ernst war es ihm ohne Zweifel auch mit der Verachtung solcher Kreatur. Bei der Eröffnung des Gesetzgebenden Körpers verlas er eine Thronrede, welche den Franzosen den Stolz und die Zufriedenheit ihres Monarchen aussprach, und im Staatsrat ward ein Bericht über die innere Lage verfaßt, der die Segnungen des kaiserlichen Regimentes darstellen sollte. Solche Rechenschaftsberichte waren bisher unter dem Kaiserreiche wiederholt erstattet worden, Ende 1804 ein erster und im März 1806 nach dem Kriege ein zweiter, beide mit dem Grundton: Napoleon sei unermüdlich darauf bedacht, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, werde jedoch stets aufs Neue von Außen her in diesem Werke gestört. Der Erfolg war gewesen, daß sich Frankreich mit Wut gegen die Feinde wandte und demjenigen zujubelte, der dieselben rasch und glänzend besiegte. So war es noch 1805 gewesen. Jetzt stand die Sache anders. Wenn jetzt der Minister des Innern mit der Versicherung, der Kaiser plane keine Eroberungen mehr und verlange nicht mehr nach dem blutigen Lorbeer, den man ihn zu pflücken zwang, Glauben finden wollte, so mußte das Grundmotiv seiner öffentlichen Erklärungen durchaus geändert werden. Das geschah denn auch und nun lautete es: wenn gleich das böse Europa dem Kaiser den Krieg aufgenötigt habe, so sei er doch dadurch nicht

in der Erfüllung seiner Regentenpflichten beirrt gewesen, umsoweniger, als der Kampf selbst nur im Interesse Frankreichs geführt wurde. Diesen Text variierte der Minister in seinem Exposé von 1807, indem er von seinem Herrn erzählte: „Während er im Schnee Litthauens den Soldaten in seinem Zelt aufsuchte, wachte sein Blick in Frankreich über der Hütte des Armen, der Werkstatt des Handwerkers, und nur wenn wir aus der Ferne von seinen Erfolgen hörten, wurden wir seiner Abwesenheit inne.“ Zwar hätten einige Zweige des Handels gelitten. Aber dies sei ein vorübergehender Übelstand, denn der Krieg, der geführt werde, sei ein kommerzieller Unabhängigkeitskrieg und jede Eroberung, die der Kaiser in demselben gemacht habe, ein künftiger Gewinn für den französischen Handel. Auch sei es ein nicht geringes Verdienst des Monarchen, den Schauplatz des Ringens so weit weg verlegt zu haben, „daß Frankreich, während im übrigen Europa der Kampf wütete, ruhig und sicher der Zukunft entgegenblicken konnte, den Frieden wünschend, ohne durch den Streit ermüdet zu sein, gewärtig der hohen Bestimmung, die ihm Derjenige bereitete, dem es sein Vertrauen, seinen Ruhm und seine Liebe dargebracht hat. Diese Erwartung eines großen Volkes ist erfüllt, seine Hoffnungen sind übertroffen worden. Der Augenblick des Glückes ist gekommen, wer wollte es wagen, sein Ende abzusehen!“

An diesen im Grunde gleißnerischen Versicherungen war dennoch zweierlei richtig: einmal, daß Napoleon selbst den Handelskrieg gegen England wirklich für eine der französischen Wohlfahrt dienliche Sache hielt, und zweitens, daß er in der That auch während des Krieges die Sorge um die Verwaltung Frankreichs nicht von seinen Schultern gelegt hat. Denn die Vertretung durch Cambacérès war nur eine formelle gewesen, und man hatte in Paris selbst mit geringfügigen Anfragen den Kourier nach Warschau, Osterode oder Finkenstein beladen. Dort konnte aber doch nur wenig Eingreifendes geschehen, und erst jetzt ward den inneren Zuständen die volle Aufmerksamkeit des

Monarchen zuteil. Napoleon wußte, wie wenig mit den schönen Worten seines Ministers gethan war: durch Thaten mußte Frankreich überzeugt werden, daß nur seine Herrschaft ihm Wohlfahrt und Ansehen verbürge.

Alsbald nach seiner Ankunft verlangte er die Import- und Exportziffern des französischen Handels zu kennen und zu wissen, wie Italien und der Rheinbund für denselben nutzbar gemacht werden könnten. Das neue Handelsgesetzbuch ward veröffentlicht. Die Bank mußte den Zinsfuß herabsetzen. Um der Verarmung zu steuern und den Verarmten zu helfen, wurden in allen Departements Staatswerkstätten für die Notleidenden errichtet und die öffentlichen Bauten gefördert, die nach dem siegreichen Feldzuge von 1805 in Aussicht genommen und begonnen worden waren: Straßen über den Simplon und den Mont Cenis, neue Kanäle, Telegraphenlinien zur Beschleunigung der Korrespondenz, die Restauration der Grabkirche von Saint Denis, welche die Revolution zerstört hatte, die Gründung einer neuen Stadt in der Vendée, die Errichtung monumentaler Triumphbogen in Paris, den Fortbau der Quais an den Ufern der Seine, die Verschönerung der Hauptstadt durch eine breite Straße von den Tuilerien zu den Boulevards, (Rue de la Paix), den Ausbau des Louvre, die Anlage der Rivolistraße, den Bau des Pont des Arts, einer Austerlitz- und einer Jenabrücke, die Aufrichtung einer Triumphsäule auf dem Vendomeplatz u. dgl. m. All' dies schaffte vielen Händen Arbeit und hielt im ganzen die Not fern, so daß der Bettel verboten werden konnte.

Eine besondere Erscheinung in den öffentlichen Mißständen, die schon vor dem Kriege mit Preußen die Aufmerksamkeit Napoleons gefesselt hatte, war die stetige Not der Landbevölkerung in den östlichen Departements, deren Ursache man endlich in der Ausbeutung durch den Wucher der Juden erkannte. Seitdem nämlich die Nationalversammlung im Jahre 1791 den Israeliten die gleichen bürgerlichen Rechte mit allen übrigen

Franzosen eingeräumt hatte, waren von Osten her aus der Fremde jüdische Händler herbeigeströmt, die sich in den Rheindepartements niederließen und hier meist wucherische Geldgeschäfte betrieben. Insbesondere nach der Herstellung der inneren Sicherheit durch Bonaparte häuften sie sich in den deutschen Provinzen an. Nach einem offiziellen Berichte, den der Minister des Innern im April 1807 an Napoleon erstattete, betrugen allein im elsässischen Departement Oberrhein die Schuldsummen, welche sie seit 1799 auf Hypotheken zu fordern hatten über 23 Millionen Franken, und Marschall Kellermann bezeichnete mit mehr als 70 % den von ihnen gewöhnlich verlangten Zins. Vom Militärdienste wußten sich die meisten frei zu machen. Napoleon hatte einen Moment daran gedacht, alle wucherischen Hypothekenschulden null und nichtig zu erklären, ließ sich aber dann zu einer milderen Maßregel herbei Eine Versammlung jüdischer Rabbis — eine Erneuerung des großen Sanhedrin der jüdischen Nationalgeschichte — sollte Rat schaffen, und in der That ward von ihr im März 1807 zu Paris in einer Reihe von Beschlüssen den Glaubensgenossen der Wucher als sündhaft untersagt und die Jugend zur Handwerksarbeit ermuntert. So stand die Sache als der Kaiser vom Feldzuge heimkehrte. Ihm boten diese Beschlüsse doch zu wenig Garantie, und er ließ ein Ausnahmsgesetz für die jüdische Bevölkerung ausarbeiten, dessen wesentlichste Bestimmungen folgende waren: ein Zins von über 5 % soll behördlich reduziert, ein solcher von über 10 % als wucherisch erklärt und die Schuld annulliert werden; kein Jude darf ohne behördlichen Erlaubnisschein Geschäfte machen, keiner ohne notariellen Akt auf Faustpfänder leihen; Juden, die zur Stunde, da das Dekret gesetzeskräftig wird — es wurde am 17. März 1808 verkündet — noch nicht im Elsaß ansässig sind, dürfen sich dort nicht niederlassen, und in den anderen Departements nur dann, wenn sie Grund und Boden erwerben; jeder Jude unterliegt der Wehrpflicht und entbehrt des Rechtes, einen Stellvertreter zu erwerben. Kein

Zweifel, das Gesetz war dem Code Napoleon entgegen. Aber es that seine Wirkung. Die Berichte aus dem Osten lauteten schon nach ein paar Jahren günstiger, und Napoleon konnte in immer größerem Umfange Ausnahmen eintreten lassen, bis der Zustand der vollen Rechtsgleichheit wieder erreicht war.

Des Kaisers Bemühung um die materielle Wohlfahrt der Franzosen berührte sich enge mit seiner Finanzpolitik. Er hatte bisher seine Kriege geführt, ohne die Steuern wesentlich zu erhöhen und ohne Anlehen aufzunehmen. „So lange ich lebe“ — hatte er am 18. Mai 1805 an Marbois geschrieben — „werde ich kein Papier emittieren.“ Es schien ihm kein Mittel erfolgreicher, die Abneigung des Volkes gegen seine Kriege zu mildern, als wenn er ihm bewies, daß dieselben keine pekuniären Opfer heischten. Das Requisitionssystem im fremden Lande hatte diese Politik bisher unterstützt, und daß der größte Teil des stehenden Heeres immer auch im Frieden außer Landes blieb, war gleichfalls eine Entlastung. Damit war aber noch lange nicht Alles gethan. Denn gerade 1805 hatte man eine traurige Erfahrung gemacht. Da man die Steuern beim Kriegsbeginn nicht erhöhte, dennoch aber Geld benötigte, nahm man es damals aus den baren Vorschüssen, mit welchen ein Konsortium von Geldleuten, der Bankier Ouvrard an der Spitze, die Anweisungen der Steuereinnehmer auf die während des nächsten Jahres einlaufenden Steuergelder zu eskomptieren pflegte. Dieselbe Kompagnie besorgte nebenbei auch die Geschäfte der spanischen Krone, indem sie die Subsidien, welche Spanien an Frankreich zu leisten hatte, vorstreckte, um sich nach dem Einlangen der amerikanischen Silberflotte wieder mit hohem Zins bezahlt zu machen. Nun unterbrach aber der von England an Spanien erklärte Krieg den Transport der Barren, woraus für das Konsortium eine Verlegenheit erwuchs, aus der es nur durch die Bank von Frankreich gerissen wurde, die deshalb ihren Barfond erschöpfte. Alsbald trat eine Krise ein; es erfolgten bedeutende Fallimente; alle Kapitalisten gerieten

in Unruhe. Es war just die Zeit, da Napoleon im Dezember 1805 den Frieden mit Österreich unterhandelte. Seine Anwesenheit in Frankreich wurde unerläßlich, und er soll später — so erzählt Montgelas — versichert haben, daß dieses Moment ihn vor anderen zum Abschluß des Preßburger Vertrages gedrängt habe und von den Österreichern leicht zu Zögerungen hätte benützt werden können, die ihm sehr unangenehm geworden wären. Derlei durfte nicht mehr vorkommen. Damals hatten der Friede, das neu gefestigte Vertrauen der Bevölkerung und die vierzig Millionen österreichischer Kriegsentschädigung dem Übel gesteuert. Jetzt, nach dem zweiten siegreichen Feldzuge, wurde mit den aus Preußen, Polen, Westfalen gezogenen Millionen neben einem Kriegsschatze auch eine „Dienstkasse" (Caisse de service) dotiert, welche in Hinkunft die Hilfe der Bankiers überflüssig machen und selbst den Vorschuß auf die Steuergelder leisten sollte. Daneben ward zur Kontrolle der Finanzgebahrung ein oberster Rechnungshof gegründet.

So gelangte der Kaiser dahin, seinen Franzosen zu demonstrieren, daß seine Kriege nicht nur keine neuen Opfer von ihnen forderten, sondern daß sie sogar mit ihren Erfolgen dem Staatshaushalte dienstbar werden konnten. Und die materielle Situation des Landes besserte sich wirklich. Wenn auch der Handel durch die Blokade litt, wenn auch die Teuerung von Zucker und Kaffee die weitesten Kreise hart berührte, so diente doch der Ausschluß der englischen Manufakturen den französischen Fabriken. Die Hoffnung auf den allgemeinen Frieden und der konsolidierte Staatskredit ließen im Jahre 1807 die 5% Rente mit 99 einen Kurs erreichen, zu dem sie sich während des Kaiserreichs nicht wieder erheben sollte.

Aber Napoleon wußte nur zu gut, daß ein Volk von dem hohen Kulturgrade der Franzosen nicht bloß nach materiellem Wohlsein verlangte, sondern daß es außerdem noch Bedürfnisse hatte, die sich nicht mit Geld und Brot befriedigen ließen. Er glaubte dieselben genau zu kennen. Als er im Jahre 1797, nach

dem italienischen Kriege, zum erstenmale daran dachte und den Vorsatz faßte, Frankreichs Herr zu werden, äußerte er sich darüber im Vertrauen mit folgenden Worten: „Die Franzosen brauchen nur Ruhm und die Befriedigung ihrer Eitelkeit, von der Freiheit verstehen sie nichts.“ Und von dieser Sentenz hatte er sich seither leiten lassen. Von allen Schlachtfeldern hatte er ihnen die Glorie ihrer Waffen heimgebracht und damit ihrem nationalen Stolze genügt. Jetzt wollte er auch für ihre persönliche Eitelkeit sorgen. Am 12. August 1807 erläßt er ein merkwürdiges Handschreiben an Cambacérès: „Weil in der menschlichen Natur der Wunsch begründet ist, seinen Kindern neben einem zureichenden Vermögen auch ein Denkzeichen des Ansehens zu hinterlassen, welches man genossen,“ behalte er sich das Recht vor, ebenso wie die im vorigen Jahre gegründeten Titularherzogtümer, auch noch andere Adelstitel an Solche zu verleihen, die dem Staate Dienste geleistet haben. Die Minister, Senatoren, Staatsräte, Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers — auch die Erzbischöfe — sollten das Recht auf den Grafentitel erhalten, den sie als Majorat vererben konnten, wenn sie daran eine Rente von dreißigtausend Franken knüpften; die lebenslänglichen Präsidenten der Wahlkollegien und der Gerichtshöfe, die Generalprokuratoren und Bürgermeister der bedeutendsten Städte des Landes sollten Barone werden und gleichfalls Anspruch auf ein Majorat haben, wenn sie dasselbe mit jährlich fünfzehntausend Franken dotierten; die Mitglieder der Ehrenlegion sollten ihre Ritterwürde mit dreitausend Franken Rente, die Großwürdenträger aber ihren Fürstentitel mit einer Rente von zweihunderttausend Franken ihren Nachkommen hinterlassen können. Das war nun Alles den erbrechtlichen Bestimmungen des Code Napoleon geradezu entgegen. Der Kaiser aber suchte dem Senat die Sache mit dem bestimmten Hinweise darauf mundgerecht zu machen, daß mit diesen Erbtitulaturen, wie mit den neufeudalen Herzogtümern, nirgends ein politisches Vorrecht verbunden sei und das Grundgesetz der Gleichheit durchaus ge-

wahrt bleibe. Die Senatoren, durch den Grafentitel gelockt, nickten, und im März 1808 wurde das Gesetz perfekt.*)

Diese Auszeichnungen des Civils waren aber geringfügig gegenüber denen, die Napoleon seinen Feldgenossen zuerteilte. Jetzt begann die Verleihung der italienischen Titellehen an die Marschälle: Soult wurde Herzog von Dalmatien, Mortier Herzog von Treviso, Savary Herzog von Rovigno, Bessières Herzog von Istrien, Duroc Herzog von Friaul, Victor Herzog von Belluno, Moncey Herzog von Conegliano, Clarke Herzog von Feltre, Massena Herzog von Rivoli, Lannes Herzog von Montebello, Marmont Herzog von Ragusa, Oudinot Herzog von Reggio, Macdonald Herzog von Tarent, Augereau Herzog von Castiglione, Bernadotte Fürst von Ponte Corvo. Davout, Ney und Lefebre hatten sich deutsche Herzogstitel erworben: von Auerstädt, Elchingen und Danzig, und Berthier das Fürstentum Neufchâtel für sich erobert.**) Mit diesen

*) Kurz nachdem er das Dekret über den neuen Adel erlassen war, sagte Napoleon zur Rémusat ungefähr folgendes: „Die Freiheit ist das Bedürfnis einer wenig zahlreichen Klasse, die von der Natur mit höheren Fähigkeiten ausgestattet wurde, als der Durchschnitt. Man kann sie also ungestraft einschränken. Die Menge dagegen liebt die Gleichheit. Ich verletze sie nicht, wenn ich Titel austeile ohne die abgebrauchte Frage nach der Geburt zu stellen. Meine Titel sind eine Art Bürgerkrone, die man durch seine Werke erreichen kann. Geschickte Menschen geben denen, die sie regieren, die gleiche Bewegung wie sich selbst. Nun, meine Bewegung ist nach aufwärts, darum muß auch etwas die Nation in gleicher Richtung bewegen . . . Nicht, daß ich nicht sähe, wie diese Adeligen, diese Herzoge vor allem, die ich da mache und die ich so außerordentlich dotiere, ein wenig unabhängiger von mir werden würden. Ausgezeichnet und reich, werden sie trachten, mir zu entwischen und auf das, was sie „Standesgeist“ nennen, zu pochen. Jedoch sie werden nicht so rasch laufen, daß ich sie nicht alsbald wieder erreichte.“ Später, nach seinem Sturze, hat er es aber doch als einen Fehler bezeichnet, seine Werkzeuge durch Reichtum unabhängig gemacht zu haben. Der, den er am glänzendsten ausgestattet, Berthier, hat ihn zuerst verlassen.

**) Neben diesen militärischen Herzögen gab es auch welche aus dem Civile: Cambacérès (Parma), Maret (Bassano), Lebrun (Piacenza), Fouché (Otranto), Champagny (Cadore).

Titeln waren reiche Ländereien, die ihnen von den Domänen in Polen, Italien und Deutschland als Majorate überlassen wurden, verbunden. Vorläufig verteilte der Kaiser elf Millionen, zur Hälfte in Barem, zur anderen Hälfte in Rententiteln. Davon erhielt Berthier eine Million, Ney, Davout, Soult und Bessières jeder 600000, Massena, Augereau, Bernadotte, Mortier und Victor je 400000, die übrigen 200000 Franken.*) Außerdem wurde die ganze siegreiche Armee bedacht. Von den achtzehn Millionen, die zu diesem Zwecke aufgewendet wurden, fielen zwölf an die Mannschaft, und zwar so, daß die Blessierten die dreifache Belohnung erhielten, sechs an die Offiziere. Denjenigen Soldaten, die ein Glied im Feldzug verloren hatten, wurden ständige Bezüge von 500 Franken, Unter- und Oberoffizieren, die sich besonders hervorgethan hatten, Renten bis zu 1000 Franken zugewiesen. Natürlich hatte dies Alles nur den Zweck, sich der Armee um so mehr zu versichern, je unsicherer der Kaiser der Sympathien der übrigen Bevölkerung wurde. War es doch längst sein Bestreben, das Heer möglichst zu entnationalisieren, damit es nicht aufhöre, seinen internationalen Plänen zu dienen. Darum auch — und nicht aus finanziellen und hochpolitischen Gründen allein — ließ er die Große Armee in Deutschland und Polen stehen, welche Länder sie erst dann zu räumen hatte, wenn Preußen die unerschwingliche Kriegsschuld abgezahlt haben würde. Nur die Garde war nach Frankreich

---

*) Die Einkünfte der Marschälle wurden in späteren Jahren noch bedeutend vermehrt, so daß z. B. Berthier, Fürst von Neufchâtel, Vizeconnetable, Marschall und Oberstjägermeister, jährlich 1355000, Davoût, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl, 910000, Ney, Herzog von Elchingen, nach 1812 Fürst von der Moskwa, 728000, Massena, Herzog von Rivoli, nach 1809 Fürst von Eßlingen, 683000 Franken bezogen. Übrigens betrug auch das Ministergehalt in der Kaiserzeit im allgemeinen nicht weniger als 200000 Franken, das des Ministers des Äußern sogar mehr. Gesandte, die in fremden Ländern die Macht des Kaisers aufs Prächtigste zu repräsentieren hatten, bezogen ein mehr als entsprechendes Salair, so z. B. Caulaincourt, der jetzt nach Rußland ging, 7—800000 Franken.

heimgekehrt, wo sie den gemessenen Befehl erhielt, sich möglichst von dem Zivile fernzuhalten.

Indem Napoleon für das materielle Interesse, für Ruhmsucht und Eitelkeit der Franzosen sorgte, glaubte er genug gethan zu haben für dieses Frankreich, welches er einmal cynisch seine Mätresse nannte, die so treu an ihm hänge, daß sie ihm ihre Schätze und ihr Blut darbringe. Er blieb fest bei seiner Meinung, daß die Freiheit kein Volksbedürfnis sei, sondern nur die Prätension derjenigen, die er wegwerfend „Ideologen" nannte, denen er die Anarchie der Revolution zur Last legte, und deren Einfluß auf die öffentliche Meinung er mit aller Kraft bekämpfte. Daher seine Maßregeln gegen die Presse, gegen Journale und Bücher, die sich im Laufe der Jahre immer mehr verschärften, daher seine Bemühungen, die Debatten über seine Gesetze der Öffentlichkeit gänzlich zu entziehen, daher seine Attentate auf die Unabhängkeit des Richterstandes, der den Gegnern seines Systems gewaltsamer Beglückung Zuflucht gewähren konnte, daher sein Plan, die heranwachsende Generation durch eine korrekte und uniformierte Instruktionsmethode vor allen Anfechtungen einer freieren Geistesregung zu bewahren: eine unermüdliche Thätigkeit, die in einem historischen Bilde nicht übergangen werden darf.

Wir kennen bereits Napoleons Abneigung gegen Frau von Staël, die Frankreich verlassen mußte, „weil sie" — wie jener sich vernehmen ließ — „imstande war, Leuten das Denken beizubringen, die es nicht konnten oder es verlernt hatten". Aus Finkenstein schrieb er an Fouché, er freue sich, daß man von ihr nichts höre.*) Chateaubriand, der seinen „Genius des Christentums" im Jahre 1802 „dem Wiederhersteller der Religion" gewidmet, hatte sich durch eine abfällige Kritik der Affaire Enghien die Ungnade des Kaisers zugezogen und mußte

*) Das Schicksal der Staël teilten auch die Recamier und die Chevreuse. Die Letztere durfte selbst dann nicht nach Paris zurückkehren, als sie, auf den Tod erkrankt, ihren Arzt konsultieren wollte, und starb im Exil.

bald ebenfalls ins Weite ziehen, weil sein Einfluß in den oppositionellen Salons von Paris gefährlich erschien. Ein Artikel über Spanien, den er kurz vor Napoleons Rückkehr 1807 in den „Mercure de France“ schrieb und der Anspielungen enthielt, die nicht mißverstanden werden konnten, brachte ihn dann auch um sein Vermögen. Vor härterem Schicksale bewahrte ihn nur die Freundschaft Fontane's, der, wie mancher Andere, sein Talent willig in den Dienst des Allgewaltigen gestellt hatte. Jakob Delille, der Dichter des „Landmannes“, der „Imagination“, der Übersetzer der Aneide, blieb nur seines hohen Ansehens und der Unverfänglichkeit seiner Stoffe wegen ungekränkt. Seinem Beispiele folgten eine Anzahl Dichter, welche jedem politischen und sozialen Probleme sorgfältig aus dem Wege gingen und sich an gleichgiltige oder untergeordnete Stoffe hielten, die sie — wie zum Ersatz — in vollendeter Form behandelten, und man wird vielleicht nicht irren, wenn man die hohe Geltung, welche die Kunst gefälliger Sprache und perfekter Darlegung für sich allein schon in Frankreich genießt, zum Teile auch von jener Zeit eingeschränkten Denkens und gehemmter Phantasie datiert. Auf den Bühnen, denen der Kaiser besondere Aufmerksamkeit widmete, wollte er keine Stoffe vorgeführt sehen, „die aus uns naheliegenden Zeiten“ gewählt wurden; jedenfalls mußten sie vor Heinrich IV. liegen, dessen populäre Gestalt ihm die entschiedenste Abneigung einflößte. „Ich höre“, sagte er, „daß man ein Drama „Heinrich IV.“ aufführen will. Diese Epoche liegt nicht fern genug, um nicht Leidenschaften zu erwecken; die Bühne bedarf vielmehr des Altertümlichen.“ Mozarts „Don Juan“ mußte ihm erst als ungefährlich für den esprit public geschildert werden, bevor er ihn passieren ließ. Schauspiel und Lustspiel mit modernen Vorwürfen gelangten ebenfalls nicht zur Darstellung, „denn“ — versichert die Rémusat — „man scheute sich, die Fehler und Schwächen der einzelnen Gesellschaftsklassen zur Anschauung zu bringen, wo doch die ganze Gesellschaft von Bonaparte erneuert worden war, dessen Werk man respektieren mußte“.

Wenn dies der schönen Litteratur Schicksal war, so wird man über das der Tagespresse nicht zweifelhaft sein. Wir kennen die Anfänge der Zeitungscensur unter dem Konsulat. Unter dem Empire gab es bald nur noch vier unabhängige Blätter in Paris: den „Citoyen français“, den „Mercure de France“, das „Journal des Débats“ und den „Publiciste“. Schon die Namen mißfielen dem Kaiser, er wollte nichts von Citoyens und Debatten wissen; in der That mußte der Citoyen in „Courrier français“, das „Journal des Débats“ in „Journal de l'Empire“ umgetauft werden. Diese Blätter standen in steter Gefahr, unterdrückt zu werden. Als sie im Jahre 1805 einmal eine Bemerkung über den Luxus des Hofes gemacht hatten, mußten ihre Redakteure hören, „daß die Zeiten der Revolution vorüber seien, daß es in Frankreich nur noch eine Partei gebe und daß der Kaiser es nicht dulden werde, wenn die Zeitungen irgend etwas gegen sein Interesse vorbringen.“ Ein Jahr später schrieb Napoleon an Talleyrand: „Meine Absicht ist, daß die politischen Artikel im auswärtigen Amte verfaßt werden. Wenn ich während eines Monats gesehen haben werde, wie sie gemacht sind, werde ich den Zeitungen verbieten, anders über Politik zu reden, als indem sie den Moniteur kopieren.“ Als dann aber der Inhalt der Pariser Blätter nichtssagend wurde, war das auch nicht nach dem Sinne des Monarchen. Gepriesen wollte er sein.

Und wie er in der Litteratur und den öffentlichen Blättern jede kritische Diskussion seiner Regierung hintanhielt, so wünschte er sie auch dort zum Schweigen zu bringen, wo ihr die Verfassung noch einen letzten legalen Zufluchtsort eingeräumt hatte: im Tribunat. Selbst hinter geschlossenen Thüren sollte sie unmöglich werden. Deshalb wurde dem Gesetzgebenden Körper in dessen letzter Sitzung im Dezember 1807 ein Senatskonsult vorgelegt, welches die Auflösung des Tribunats aussprach, dessen Mitglieder in den Corps législatif selbst, den Präsidenten aber in den Senat berief und welches überdies die Mitgliedschaft im Gesetzgebenden Körper an ein Alter von vierzig Jahren knüpfte. Napoleon,

der damals erst achtunddreißig zählte, wußte sehr wohl, wie eilig es oft die Jugend mit politischen Entwürfen hatte, und wollte nur gesetzte, ruheliebende Männer in dieser Körperschaft, die blos zum Scheine noch den Namen der „gesetzgebenden" führte. Sein Wille allein gab Frankreich Gesetze, alles Übrige war nur wesenlose Form. Deshalb konnte er jetzt auch ein Dekret erlassen, welches die von der Verfassung gewährleistete Unabsetzbarkeit der Gerichtspersonen in Frage stellte, und zwar in der Weise, daß jeder Richter eine Probezeit von fünf Jahren zu absolvieren hatte, ehe er als definitiv unabsetzbar anerkannt wurde, worüber eine vom Kaiser ernannte Kommission von zehn Senatoren zu entscheiden hatte; deshalb konnte auch das Institut der Staatsgefängnisse für politische Verbrecher wieder erstehen. Und überall wirkte der Senat mit unterthäniger Beflissenheit mit, unbekümmert um den verholenen Widerwillen unbefangener Köpfe gegen seine grenzenlose Servilität. Was schadete es ihm auch, wenn man über ihn urteilte, wie z. B. Joseph Chénier's „Tiberius":

> „Sie suchen ihre Überzeugung nur
> in meinem Blick. Sie schmeicheln, wenn sie reden,
> sie schmeicheln, wenn sie schweigen. Denn von Furcht
> gelähmt sind ihnen Zunge, Hirn und Arm.
> Ich muß für sie erröten, da sie selbst
> dazu den Mut nicht finden?"

Chénier ließ ja das Stück in seinem Pulte wohl verschlossen liegen, indes sein „Cyrus" für den Imperator in die Posaune stieß. Was wollte es sagen, daß man sich die Worte „Despotismus" und „Tyrannei" zuflüsterte? Man flüsterte sie eben nur. Als eines Tages Suard, einer der angesehensten Publicisten, Napoleon gegenüber Tacitus lobte und seine Schilderungen der römischen Kaiser, erwiderte Dieser: „Ganz gut. Aber er hätte uns auch erklären müssen, warum das römische Volk diese schlechten Kaiser duldete, ja sogar liebte. Das wäre der Nachwelt vor allem wichtig zu wissen." Damit berührte er die Grund-

bedingungen seiner eigenen Herrschaft, denn er wußte wohl, daß der Augenblick noch nicht gekommen war, wo ihn Frankreich entbehren konnte. Als jetzt einmal Frau von Rémusat Talleyrand ihren Schmerz darüber ausdrückte, daß sie dem Kaiser seiner üblen Eigenschaften wegen — denn er bringe Zwist unter Freunde und Eheleute und beute die Schwächen seiner Diener aus, um sie alle um so sicherer getrennt zu beherrschen — gram sein müsse, wo doch ihr Dasein an seinen Hof gebunden sei, antwortete Jener, der Napoleon auch nicht im Geringsten liebte: „Sie brauchen Ihr gutes Herz nicht durch eine Empfindung für diesen Mann zu kompromittieren, aber Sie können es sicher glauben, er ist trotz all seiner Fehler heute noch für Frankreich, das er zusammenhält, unentbehrlich, und Jeder von uns muß sein Möglichstes dazu thun.“ Das war das Geheimnis des Imperators.

Hatte Napoleon auf solche Weise vorgesorgt, daß auch nicht der Hauch eines abfälligen Urteiles Ansehen und Geltung seines Regimentes bei der Masse des französischen Volkes störe, so war es daneben längst seine Idee gewesen, die künftige Generation von vornherein gegen derlei Anfechtungen sicher zu stellen, indem er sie zum Imperialismus erzog, ungefähr wie die Jesuitenschulen den Ultramontanismus heranbildeten. Die Anfänge dieser Bemühungen fallen schon in die Zeit des Konsulates und sind bereits erwähnt worden; jetzt werden sie durch das Institut der „Universität“ vollendet. Ein besonderer Umstand wirkte dabei mit. Im Jahre 1804 waren in Übereinstimmung mit dem Konkordate die großen bischöflichen Seminare gegründet worden. Bald darauf hatte der Klerus sogenannte „kleine Seminare“, damit verbunden, die gleich den staatlichen Gymnasien für das höhere Berufsstudium vorbereiteten. Diese geistlichen Schulen standen, wie Jene, Jedermann offen und fanden um so mehr Zuspruch, als ihre Lehrer die Unterrichtsmethode an den kaiserlichen Anstalten und den sittlichen Geist derselben zu tadeln wußten. Tadel aber

konnte Napoleon, der nun einmal den ganzen Verwaltungs-organismus als sein Werk angesehen wissen wollte, nicht ertragen, und es reifte in ihm der Plan, sich dieser Konkurrenz in der Erziehung seiner Franzosen baldigst zu entledigen. Am 10. Mai 1806 ließ er zum Gesetz erklären, daß unter dem Namen „Kaiserliche Universität" eine Korporation gebildet werden solle, welcher ausschließlich der öffentliche Unterricht und das Bildungswesen zu übertragen sei. „Seine Majestät" — hieß es in dem Berichte, den Fourcroy, der Direktor der Unterrichts-sektion, erstattete — „will eine Korporation, deren Lehre nicht jedem Fieber der Mode ausgesetzt ist, welche vorschreitet, wenn die Regierung feiert, und deren Verwaltung und Statuten so national werden sollen, daß man nie leichtsinnig die Hand daran wird legen dürfen. Wenn diese Hoffnung sich erfüllt, so glaubt Seine Majestät in dieser Korporation eine Gewähr gegen die verderblichen Theorien der allgemeinen Umwälzung zu finden. Seine Majestät wollte in einem Staate von 40 Millionen ausführen, was Sparta und Athen besessen und was die religiösen Orden versucht, aber nur unvollkommen erreicht haben." Am 17. März 1808 war das Statut ausgearbeitet und — ohne die Autorisation der Legislative — dekretiert. Danach umfaßte die Universität den gesamten, nunmehr verstaatlichten Unterricht, alle Lehranstalten von den Privatschulen bis hinauf zu den Fakultäten.*) Sie hatte ihr eigenes, mit 400 Millionen Franken Rente fundiertes Budget, welches vom Staatsbudget getrennt war, „damit der Unterricht nicht unter den vorübergehenden Bedrängnissen der Reichsfinanzen leide". An der Spitze der aus dem gesamten Lehrstande Frankreichs gebildeten Korporation stand ein vom Kaiser ernannter Großmeister, daneben ein Kanzler und ein Schatzmeister, und diesen zur Seite ein Universitätsrat von dreißig Räten, von denen zehn der Kaiser auf Lebenszeit,

*) Nur einige höhere Fachschulen, wie die militärisch organisierte École polytechnique, die Bau- und Handwerksschulen, sowie die großen geistlichen Seminarien, waren nicht darin begriffen.

zwanzig der Großmeister auf ein Jahr ernannten. Dieses Ratskollegium hatte die Schulreglements abzufassen, die Lehrbücher auszuarbeiten und besaß eine Disziplinargewalt über die Mitglieder der Universität d. i. den gesamten Lehrstand Frankreichs. Ein Teil dieses Letzteren — z. B. die Professoren an den Lyceen — mußte sich zur Ehelosigkeit verpflichten. Alle waren vom Militärdienste frei. Die Lehrer an den Gelehrtenschulen wurden in der École normale auf ihren Beruf vorbereitet. Wer sich in demselben besonders auszeichnete, erhielt — vom Avancement abgesehen — vom Großmeister Ehrentitel zuerkannt, er wurde Titularoffizier der Universität. Der ganze Unterrichtsbereich des Landes ward in Unterrichtsprovinzen, „Akademien", eingeteilt, die je unter einem Rektor und einem Akademierat standen, wie die Universität unter dem Großmeister und dem Kollegium*).

So streng zentralisiert und absolut regiert war fortan das Erziehungswesen Frankreichs, wie der ganze Staat. Man hat seither die Institution gepriesen, und man hat sie streng verurteilt. Eins ist sicher, die jungen Leute in den Lyceen lernten mehr, als die Söhne der aristokratischen Familien, die zu Hause unterrichtet wurden. Nur ließ die Uniformität der Vorschriften dem eigenen Intellekte des Lehrers allzu wenig Spielraum übrig, und wenn in der Entwickelung und geistigen Ernährung individueller Talente eine Hauptaufgabe der Schule liegt, damit dieselben dereinst dem allgemeinen Besten die größtmöglichen Dienste leisten, so wurde hier das Gegenteil erreicht und wohl auch beabsichtigt. Denn in letzter Linie sollte doch auch diese Einrichtung nur dem persönlichen Systeme des Imperators dienen. Wenn gleich

*) Bei der Einrichtung der Universität hatte Napoleon nur den Knabenunterricht im Auge. Von öffentlichen Mädchenschulen wollte er nichts wissen. „Junge Mädchen" — antwortete er auf eine betreffende Vorstellung — „werden am besten durch ihre Mütter erzogen. Ein öffentlicher Unterricht paßt nicht für sie, da sie nicht zum öffentlichen Leben berufen sind." Man sah, die Staël lag ihm in allen Gliedern.

die Staatsverwaltung die Direktion der Studien an die Korporation abgetreten und sich auf solche Weise entlastet hatte, so behielt sie doch Aufsicht und Kontrolle fest in Händen. Die Entschließungen des Großmeisters mußten vorerst das Urteil des Staatsrates passieren, der sie annullieren konnte, und in den Departements wurden die Schulen von den Präfekten visitiert, die darüber an den Minister des Innern berichteten. Gleich das erste Lehrbuch ward der Universität von dem Ministerium mit auf den Weg gegeben: der Katechismus, welcher im Jahre 1806 im Einvernehmen mit dem Kardinallegaten Caprara, dem Napoleon wiederholt aus seiner Geldklemme geholfen hatte, zustande gekommen war. In diesem Katechismus war das politische Glaubensbekenntnis des heranreifenden Franzosen in folgende Sätze gekleidet: „Wir schulden unserem Kaiser Napoleon I. Liebe, Achtung, Gehorsam, Treue, den Kriegsdienst und die zur Aufrechthaltung und Verteidigung seines Thrones gebotenen Tribute; wir schulden ihm auch heiße Gebete für sein Heil und für die geistige und materielle Wohlfahrt des Staates. Wir schulden ihm dies vor allem deshalb, weil ihn Gott, der die Reiche gründet und nach seinem Wohlgefallen verteilt, in Krieg und Frieden mit seinen Gaben überhäuft, ihn zu unserem Souverän, zum Werkzeuge seiner Gewalt, zu seinem Abbild auf Erden gemacht hat; außerdem aber, weil er Derjenige ist, den der Höchste in schwierigen Zeitläuften erweckt hat, um den öffentlichen Kultus der h. Religion unserer Väter wiederherzustellen und denselben zu schützen, der durch seine tiefe und thätige Weisheit die Staatsordnung wieder herbeigeführt und erhalten hat, der den Staat mit seinem kräftigen Arme verteidigt, und weil er der Gesalbte des Herrn ist infolge der Weihe durch den Papst, das Oberhaupt der allgemeinen Kirche.“ Auf die Frage, was man von Jenen zu halten hätte, welche ihrer Pflicht gegen den Kaiser untreu würden, lautete die Antwort: „Nach dem heiligen Apostel Paulus würden sie wider Gottes eigene Anordnungen sündigen und der ewigen Verdammnis schuldig werden.“

Das war viel Erfolg für den hungernden Leutnant von Valence, sich von dem ersten Kulturvolke der Welt als das „Abbild Gottes auf Erden“ verehrt zu sehen. Und doch wie wenig für sein maßloses Verlangen! Die Grenzen dieses Staates genügten ihm längst nicht mehr, und auch als bloßes Abbild der Gottheit auf Erden zu wandeln, war im Grunde nicht nach seinem Sinn. Am Tage seiner Krönung zum Kaiser, im Dezember 1804, hatte er zum Minister Decrès gesagt, er sei zu spät auf die Welt gekommen, auf der es jetzt nichts Großes mehr zu erreichen gebe, und, als Jener darauf remonstrierte, hinzugefügt: „Ich gebe zu, meine Karriere ist glänzend und ich habe einen schönen Weg gemacht. Aber welcher Unterschied gegen die alten Zeiten! Nehmen Sie nur Alexander den Großen. Nachdem er Asien erobert hat, erklärt er sich zum Sohne Jupiters, und der ganze Orient — seine Mutter Olympia, Aristoteles und einige athenische Pedanten ausgenommen — glaubt daß er es sei. Nun, wenn ich mich heute so zum Sohne des ewigen Vaters erklären würde, es gäbe kein Fischweib, das mich nicht auspfiffe. Nein, die Völker sind zu sehr aufgeklärt; es bleibt nichts Großes mehr zu thun.“ Kurz, er war nicht zufrieden.

Niemand bekam dies deutlicher zu erfahren, als seine nächste Umgebung. Von der Kaiserin bis zum letzten Lakaien herab hatte der ganze Hof unter dem Ungenügen des Herrschers zu leiden. Josephine, die sich sehr wohl daran erinnerte, wie seinerzeit der junge General die Verbindung mit ihr als einen Glücksfall schätzte, war tief unter ihn herabgesunken und zitterte vor der Scheidung, von der ihr jetzt Napoleon die ersten Andeutungen machte. Nicht daß er die Trennung von der Lebensgefährtin, an die er gewöhnt war, herbeiwünschte; nur die Rücksicht auf die Vererbung seiner Krone legte ihm den Gedanken näher als zuvor. Denn Ludwigs Sohn, der kleine Napoleon, den der Kaiser einst zu adoptieren dachte, war während des Krieges gestorben, sein Brüderchen nur ein Kind von zwei Jah-

ren und von sehr zarter Konstitution.*) Außerdem hatte das Bündnis mit Rußland ihm den Gedanken einer „standesgemäßen“ Verbindung mit dem Zarenhause nahegelegt, wenigstens soll schon in Tilsit davon gesprochen worden sein. Unter solchen Umständen war es für Josephine nicht leicht, ihre Stellung zu behaupten. Sie war ganz Unterthänigkeit und fügsame Ergebenheit, sprach den Kaiser, selbst im vertraulichsten Beisammensein, nur mit „Majestät“ an, duzte ihn seit langem nicht mehr, verschwendete die 600000 Franken Nadelgeld und mehr, wie ihr befohlen ward, mied ängstlich jeden Anlaß, dem Gewaltigen unbequem zu werden, und blieb immer gleich graziös, gleich liebenswürdig, gleich unbedeutend. Sie gab dem ganzen Hofe das Beispiel ängstlicher Beklommenheit, und charakteristisch ist es, wie sie sich vor der Heimkehr des Siegers fürchtete, „denn er werde wohl vieles zu tadeln wissen“.

Und in der That, die Signatur des ganzen Hofes war Angst und Ehrfurcht. Seit dem Kriege von 1805 war Napoleon insofern ein Anderer geworden, als er jetzt sorglich jede Familiarität mit irgendwem vermied, sich mit großem Ceremoniell umgab und, wenn er sich je zu einem vertraulichen Tone verleiten ließ, sofort durch ein paar dürre Worte von oben herab den Eindruck derselben verwischte. Keiner der Brüder durfte sich in seiner Gegenwart setzen, keiner unangesprochen das Wort an ihn richten, keiner duzte ihn mehr. Oft beim Cercle waren weit über hundert Personen versammelt, von denen Niemand zu sprechen wagte, sondern Jeder stumm das Erscheinen der Majestät erharrte. War dann der Kaiser in übler Stimmung über die bösen englischen Blätter, die den „General Bonaparte“ unsanft genug berührten, so bekam das der ganze Hofstaat zu spüren. So trat an die Stelle seiner melancholischen Träumerei in der Zeit des Konsulats jetzt fast durchwegs nur schlechte

*) Der dritte Sohn der Königin Hortense, der spätere Kaiser Napoleon III., war 1807 noch nicht geboren.

Laune und es ward immer schwieriger, ihm zu dienen. Er führte keine regelmäßige Lebensweise. Manchmal behielt er die Räte einer Sitzung bis tief in den Abend hinein bei sich, ohne selbst im geringsten zu ermüden. Dann wieder kam es häufig vor, daß er sich des Nachts erhob, um zu arbeiten und seinen Sekretären mit solcher Hast zu diktieren, daß seinen Worten nur mit einer Art Stenographie zu folgen war, oder um stundenlange Bäder zu nehmen, an die ihn sein Leibarzt Corvisart gewöhnt hatte, in der Meinung, sie beruhigten ihn. Davon war aber kaum die Rede. Seine nervöse Reizbarkeit wuchs vielmehr stetig und kam manchmal in Weinkrämpfen zum Ausbruch. Derselbe, der sich in den Mühsalen des Feldzugs wohl fühlte und in der Schlacht, selbst in den kritischesten Augenblicken derselben, nicht mit der Wimper zuckte, konnte daheim über die kleinste Unbequemlichkeit außer sich geraten. Voll Ungeduld zerriß er so manches Kleidungsstück, welches ihn nur im mindesten beengte, und es war eine besondere Verständigung unter den Dienern nötig, ihm die Staatsgewänder an den Leib zu passen. Meist sah er deshalb auch ziemlich salopp aus und machte jetzt, wo er seit ein paar Jahren dick geworden war, in Gang und Haltung einen sehr wenig majestätischen Eindruck.

Um so prächtiger entfaltete sich sein Hofstaat. Er hatte bei seiner Heimkehr dem Polizeiminister Fouché, dem „reichgewordenen Jakobiner", wie er ihn nannte, Vorwürfe darüber gemacht, daß er die aristokratischen Salons im Faubourg Saint-Germain mit ihren oppositionellen Gesprächen und Witzeleien nicht besser zu überwachen wisse. Fouché erklärte darauf den Hochadeligen, sie könnten den Zorn des Mächtigen nur durch ihr Entgegenkommen entwaffnen, und in der That ließ sich eine ganze Reihe von Trägern alter Namen, die bisher noch frondiert hatten, bei Hofe vorstellen, was demselben neuen Glanz verlieh. Dann kamen jetzt auch mehrere der Rheinbundfürsten nach Paris, sei es um ihrem neuen Herrn persönlich zu huldigen oder von ihm eine neue Gunst zu erbetteln. Einer der beiden Meck-

lenburger meinte dies am sichersten zu erreichen, wenn er der Kaiserin auffallend den Hof machte. Auch Dalberg kam, um die Ehe Jérôme's mit Katharina von Würtemberg am 23. August 1807 einzusegnen. Er soll vor den übrigen deutschen Souveränen dadurch hervorgestochen haben, daß man mit ihm ein anregendes Gespräch führen konnte. Auch die Siegeshelfer des Kaisers, die Marschälle, waren der Mehrzahl nach bei Hofe, hier aber nicht in Uniform, sondern in Staatskleidern, nicht als Krieger, sondern als Kämmerlinge, weil es Napoleon nicht liebte, an Stunden vertrauteren Verkehrs im Felde und an manches Opfer, das ihm dort gebracht worden war, erinnert zu werden. Er sprach auch mitunter nicht gerade rühmend von ihnen. Davoût, meinte er, „könnte er noch so viel Ruhm geben, er würde ihn doch nie zu tragen wissen“, Ney hatte „eine Anlage zu Undank und Aufruhr“, Bessières, Oudinot, Viktor galten ihm für „mittelmäßig“. Von Allen war nur Lannes dabei geblieben, ihn zu duzen, was sich Napoleon von dem Unentbehrlichen am Ende gefallen ließ. Außer Diesem fand kaum noch Soult den Mut, ihm über militärische Dinge eine abweichende Meinung zu sagen. Die meisten Andern standen im Banne seiner mächtigen Persönlichkeit. Der brutale Vandamme gestand einmal, er fange zu zittern an, wenn er „diesem Teufel von einem Menschen“ in die Nähe komme, Napoleon könne ihn durch ein Nadelöhr ins Feuer treiben.

Im Spätsommer 1807 war der Hof in Fontainebleau. Da gab es Theatervorstellungen der ersten Kräfte der Comédie française, Konzerte der besten italienischen Sänger, Bälle, Parforcejagden und dgl. m. Aber viel Vergnügen war nicht dabei. Napoleon war auch hier, wie immer, von Geschäften erfüllt und meist schlechter Laune. „Wie bedauere ich Sie“, sagte Talleyrand zu dem Palastpräfekten Rémusat, „denn Sie haben die Aufgabe, den Unamüsierbaren zu unterhalten.“ Und darunter litt der ganze Hofstaat. Die steifen, schweigsamen Cercles und die ewigen Tragödien — denn das Lustspiel war verpönt — erzeugten Langeweile und

Ermüdung. Der Kaiser, dem das nicht entging, fragte seinen berühmten Diplomaten, was hiervon wohl der Grund sei, worauf Dieser zur Antwort gab: „Das rührt daher, weil sich das Vergnügen nicht nach der Trommel bewegt und Sie aussehen, als wollten Sie zu jedem Einzelnen sagen, wie Sie es bei der Armee thun: „Vorwärts, meine Herren und Damen, marsch!“ Talleyrand durfte mehr wagen, als mancher Andere. Napoleon behauptete, er sei der einzige Mensch, mit dem er sprechen könne. Nur wünschte er um Alles nicht, daß er für unentbehrlich gelte, wie es seit den Tilsiter Verträgen den Anschein hatte. Darum gab er ihm nach dem Kriege das Großwürdenamt eines Vicegroßwählers mit einem reichen Einkommen, entzog ihm aber dafür das Ministerium des Äußern, welches an Champagny, den bisherigen Minister des Innern, fiel. Nur sein steter Ratgeber sollte er bleiben, und man konnte ihn in Fontainebleau in der That jeden Abend in des Kaisers Kabinett hinken sehen, wo er stundenlang verweilte.

Allerdings, die Zeit lieferte Stoff genug für ihre Erörterungen.

Mitten in die Feste von Fontainebleau hinein fiel eine Nachricht, die alle Welt entsetzte und für Napoleon und seine Pläne von ganz besonderer Wichtigkeit war: die Engländer hatten das neutrale Dänemark mit einer Flotte und einem Expeditionskorps überfallen, Kopenhagen drei Tage hindurch, vom 2. bis 5. September 1807, bombardiert und die dort stationierte Flotte weggenommen. Solch einer brüsken und raschen That hatte sich niemand von dem stets zögernden Brittannien versehen, auch Napoleon nicht. Allerdings ergab sich, daß die englische Regierung bald nach dem Abschluß der geheimen Allianz in Tilsit durch eine Indiskretion Kenntnis von deren Inhalt erlangt und daraus entnommen hatte, daß man Dänemark zunächst in den Kontinentalbund nötigen und durch dessen Flotte die britischen Schiffe von der Ostsee und vom baltischen Meere

fern halten wolle. Diesem Schlage war nun das Ministerium in London durch die Unthat von Kopenhagen zuvorgekommen. Denn wenn jetzt auch der energische dänische Prinz-Regent Friedrich (für den unfähig gewordenen Christian VII.) eine Allianz mit Frankreich schloß — am 30. Oktober 1807 — so war doch die Flotte dahin und die Passage durch den Sund den Briten nicht mehr zu wehren.

Mit diesem Verhalten Englands war die eine große Frage, welche das Tilsiter Bündniß offen gelassen hatte, gelöst: von einer friedlichen Verständigung zwischen Großbrittannien und dem von Napoleon beeinflußten Kontinent war nun nicht mehr die Rede. Rußland mußte seine Mission, den Frieden zu vermitteln, als gescheitert erkennen und — dem Allianzvertrage gemäß — England den Krieg erklären. Dies geschah denn auch am 7. November 1807. Nicht eben leichten Herzens hat sich der Zar dazu entschlossen, denn für sein Reich war der Verkehr mit dem Inselstaate, wie erwähnt, eine Notwendigkeit. Der Ertrag Rußlands lag im Export der Erzeugnisse seiner reichen Felder und Wälder, welchen die Engländer vermittelten und auch am leichtesten und billigsten vermitteln konnten, während andererseits der Mangel an heimischer Industrie den russischen Konsum an die britischen Fabrikate wies. Die zunächst betroffenen Kreise der Bevölkerung, in erster Linie der grundbesitzende Adel, dann die Kaufmannschaft, die Finanzleute, sahen sich von den größten Verlusten bedroht; die Armee, die früher selbst den Frieden gewünscht hatte, wollte doch nicht für den Ruin des Landes geblutet haben: kurz, die Opposition gegen die Einführung der Kontinentalsperre war eine fast allgemeine und äußerte sich hie und da mit bedenklicher Offenheit. Sie sollte späterhin nicht wenig zum Bruche mit Napoleon beitragen. Für jetzt allerdings hielt Alexander, der der Überzeugung lebte, es werde noch lange kein erfolgreicher Kampf mit dem Übermächtigen gewagt werden können, seinen absoluten Willen aufrecht, so wenig persönliches Zutrauen er auch innerlich dem großen Verbündeten

entgegentrug.*) Das Wesentlichste war ja doch für ihn, daß er in dieser Allianz das Mittel sah, in den Besitz der türkischen Donaufürstentümer Moldau und Walachei und des schwedischen Finnland zu gelangen.

Jedoch gerade hier gingen die Alliierten bald auseinander — nicht offenkundig wohl, aber insgeheim. Napoleon war durch seinen Gesandten Savary, den im Dezember der „Großbotschafter" Caulaincourt in Petersburg ablöste, und durch Soult und Davout, die mit ihren Korps in Polen und Preußen stehen geblieben waren, von der oppositionellen Strömung in Rußland genau unterrichtet. Er wußte auch, und wußte es aus eigener Erfahrung, wie plötzlich der Zar sich in eine entgegengesetzte politische Richtung drängen ließ. Er durfte also die Möglichkeit eines Systemwechsels an der Newa nicht aus den Augen lassen. Wir kennen seinen Grundsatz, wonach er seine Freunde stets so behandelte, als ob sie in jedem Augenblicke seine Feinde werden sollten. Wie leicht konnte sich nicht Rußland unter den vorwaltenden Umständen wieder in einen Gegner verwandeln! Sollte er einem solchen Verbündeten zu größerer Macht verhelfen? Sollte er dem Zaren wirklich die Donaufürstentümer verschaffen, und ihm damit den unmittelbarsten Einfluß auf die orientalischen Verhältnisse einräumen, die er doch selbst zu dirigieren wünschte? Nein. Er hielt es sogar für unerläßlich — auch wenn ihn nicht andere Gründe dazu bewogen hätten — seine Armee beobachtend an der russischen Grenze stehen zu lassen und die Räumung Preußens durch unerschwingliche Forderungen an diesen Staat hinauszuzögern.**) Und dazu kam noch ein Anderes.

---

*) Im November 1807 hat er, als der preußische Gesandte Schöler ihn vor allzugroßem Vertrauen warnte, geantwortet, von Vertrauen zu Napoleon könne gar nicht die Rede sein.

**) In einer Konvention vom 12. Juli 1807 hatte sich der preußische Unterhändler General Kalkreuth von dem französischen die Bestimmung abgewinnen lassen, daß Preußen zwar in gewissen Terminen und Etappen

Auch in der Türkei herrschte jetzt, wie wir sahen, eine antifranzösische Stimmung vor; schon liebäugelte die Pforte mit England und drohte sich mit dieser Macht zu vergleichen. Kam es dazu, dann öffnete sich dem britischen Handel, der doch von ganz Europa ferngehalten werden sollte, ein breiter Zugang, während sich für Napoleon, der immer in dem Gedanken einer indischen Expedition lebte, das Ausfallsthor nach Osten verschloß. Das durfte nicht geschehen. Die Balkanhalbinsel mußte gänzlich unter seinen Einfluß kommen. Darum hatte er ja Korfu verlangt und ließ es jetzt in Eile befestigen, darum befahl er, sogleich nachdem die russische Kriegserklärung an England bekannt geworden war, seinem Marineminister, eine Flotte zusammenzustellen, mit der er nochmals Malta und Sizilien zu erobern gedachte, indes er im Westen durch einen Angriff auf Gibraltar die Briten vom Mittelmeere gänzlich ausschließen wollte, darum erbat er jetzt vom Sultan Durchzug für seine Truppen von Dalmatien durch Albanien, darum auch vermehrte er das dalmatinische Korps. Das hieß der Türkei viel zumuten; mehr war nicht möglich, ohne sie ins englische Lager zu treiben. Die Aufforderung, die Donaufürstentümer an den Erbfeind auszuliefern, hätte dies ohne Zweifel bewirkt. Deshalb kein Wort davon. Mochte Napoleon auch immerhin, wie Alexander später versicherte, in Tilsit selbst zuerst von den Donaufürstentümern zu reden begonnen haben, es war ja doch nur geschehen, um den Zaren für sein antibritisches System zu gewinnen. Da mit dessen Kriegserklärung an Georg III. der Zweck erreicht war, wurde das Versprechen nicht weiter geachtet. Allerdings hat sich Napoleon, dem Tilsiter Vertrage gemäß, auch um den Frieden zwischen Rußland und Türkei bemüht, und schon am

---

geräumt werden solle, jedoch nur dann, wenn es die Kriegsschuld voll bezahlt oder deren Bezahlung genügend garantiert haben würde. Da nun diese Schuld im Auftrage Napoleons willkürlich mit über 150 Millionen Franken beziffert wurde, so war wenig Aussicht vorhanden, daß Friedrich Wilhelm III. jene Bedingung jemals erfüllen könne.

29. August 1807 war unter seiner Vermittlung zu Slobosia ein Präliminartraktat unterzeichnet worden, aber von einer Abtretung der beiden Fürstentümer stand nichts darin. Die Folge war, daß Alexander seine Unterschrift verweigerte, seine Truppen in den Fürstentümern stehen ließ und in Napoleon drang, seine Zusage zu erfüllen. Da machte Dieser zwei Züge auf dem großen Schachbrett, die Rußland im Orient wirklich matt setzten.

Der erste bestand darin, daß er sich — natürlich unter fortwährenden Beteuerungen seiner Freundschaft für den Zaren — zwar bereit erklärte, Rußland die Donauländer zu verschaffen, aber nur wenn es ihm gestatte, das preußische Schlesien zu annektieren; wenn sonst aber der Zar seine Truppen nicht aus der Walachei zurückzöge, würde auch er die seinigen nicht aus Deutschland ziehen. Nun durfte Rußland seinen Schützling Preußen doch nicht selbst berauben helfen, es lehnte ab und ließ seine Divisionen an der Donau stehen, worauf Napoleon in Konstantinopel auf seine guten Dienste und auf die bösen Russen verweisen konnte, welche den Frieden nicht wollten, und damit erreichte, daß die Türken den Engländern wirklich ihre Häfen verschlossen hielten.

Der zweite Schachzug gegen Alexander war der folgende. Gustav IV. von Schweden war teils aus Furcht, das Schicksal Dänemarks zu erfahren, teils aus persönlicher Abneigung gegen Bonaparte und sein System, bei seinem Bündnis mit England verblieben, worauf Napoleon an jenen Artikel der Allianz erinnerte, der diesen Fall vorgesehen hatte, und in Alexander drang, seinem Schwager — das war der König von Schweden — den Krieg zu erklären und sich Finnland zu erobern; er wolle gerne dabei mitwirken; Bernadotte mit einem Armeekorps in Holstein sei schon dazu bestimmt. Der Zar, dem allerdings die Donaufürstentümer näher am Herzen lagen als Finnland, ging dennoch darauf ein, und während sein Minister noch in Petersburg den Gesandten Schwedens in Sicherheit wiegte, über-

schritten plötzlich seine Truppen in der letzten Februarwoche 1808 die finnische Grenze. Er hatte sich offenbar, und namentlich im Hinblick auf den versprochenen Beistand Frankreichs, die Expedition sehr leicht gedacht und seine Truppen an der Donau nicht reduziert. Es kam aber anders. Die Schweden, unterstützt von den Engländern, leisteten erfolgreichen Widerstand, das Unternehmen erwies sich schwierig, der Zar mußte das Expeditionsheer vermehren, und da er Polen — wegen der Franzosen in Preußen — nicht von Soldaten entblößen durfte, sah er sich genötigt, die Verstärkungen nun doch aus den Donaufürstentümern heranzuziehen, d. h. auf deren Eroberung fürs Erste zu verzichten. Dies wäre freilich nicht nötig gewesen, wenn Bernadotte wirklich eingegriffen hätte. Aber er that es nicht. Denn es war eben Napoleons Absicht, Alexander so tief in das finnische Unternehmen zu verwickeln, daß er das türkische von selbst fallen ließ. „Frankreich“ — beklagte sich der Zar Caulaincourt gegenüber — „hat sich doch verpflichtet, die Anstrengungen Rußlands gegen Schweden wirksam zu unterstützen. Warum hat Marschall Bernadotte plötzlich in seinem Vormarsch innegehalten?“ Der Botschafter erwiderte mit dem Hinweis auf die Schwierigkeiten, über den Belt nach Schonen zu gelangen. Das war nicht die wahre Antwort. Diese hätte der Zar in einem Briefe Napoleons an Talleyrand vom 25. April 1808 lesen können, wo es heißt: „Ich konnte doch meine Soldaten nicht so leichthin nach Schweden werfen; das ist nicht der Ort, wo es etwas für mich zu holen gibt.“ Dagegen wurden in Polen und in Preußen die französischen Divisionen konzentriert und bei Modlin der strategische Punkt des Einflusses des Bug in die Weichsel stark befestigt — für alle Fälle, denn die Unzufriedenheit im Lande des Alliierten stieg mit jedem Tage, und wer weiß, was geschah.

Dieses Benehmen Napoleons gegen Rußland, muß man im Auge behalten, wenn man sich sein gleichzeitiges Vorgehen gegen die übrigen Staaten Europas richtig vergegenwärtigen will. Daß

unter solchen Umständen Preußen und Österreich nicht dem Bannkreise seiner Macht entfliehen konnten, ist nur selbstverständlich, denn die ewige Okkupation Nordostdeutschlands hielt ja nicht nur Rußland im Schach, sondern bedrohte und beengte auch die Politik der Mittelmächte. Kaum hatte daher Alexander I. sein Manifest gegen England erlassen, so mußte auch der preußische Hof in Memel am 29. November seinen Gesandten aus London abberufen. Im Februar 1808 erklärte Napoleon in Paris dem Bruder Friedrich Wilhelms gerade heraus: die Frage der Räumung Preußens habe ihren Platz unter den großen Kombinationen der allgemeinen Politik, sie sei gar keine Geldfrage, was so viel hieß, als daß der König, selbst wenn er alle französischen Forderungen erfüllte, die französische Invasion doch nicht los würde.

Mit Österreich ging Napoleon etwas weniger expeditiv zu Werke. Dieser Staat hatte sein Heer in den letzten zwei Jahren reformiert und dasselbe, trotz schlechter Finanzen, nicht verringert. Man mußte deshalb mehr Rücksichten auf ihn nehmen. Aber mehr als eine bloße Formsache war es doch nicht, wenn Napoleon dem Wiener Hofe nahelegte, er solle in England den Frieden zu vermitteln suchen, die Rückgabe der dänischen Flotte fordern und, wenn dies verweigert würde, seinen Gesandten abberufen. Im Grunde war es ein Befehl, dem sich die Donaumacht, von einer franko-russischen Allianz bedrängt und von einer französischen Armee im Norden bedroht, nicht entziehen konnte. Graf Starhemberg begehrte denn auch im Januar 1808 in London seine Pässe, und nur im tiefsten Geheimnis vertraute er der Regierung Georgs III. an, daß man ihr in Wien trotzdem ergeben bleibe. Ein Glück noch, daß die Franzosen sich im Oktober herbeigelassen hatten, endlich Braunau zu räumen, wofür sie dann freilich bei der Grenzregulierung gegen Italien sehr zum Nachteil Österreichs verfuhren. Wenn man neben alledem von französischen Eröffnungen in Wien über eine Teilung der Türkei hört, an welcher Österreich par-

tizipieren sollte, hört, wie der Minister Stadion auch wirklich schon ein recht großes Stück mit Bosnien, Serbien, etwas Bulgarien und eine Verbindung nach Salonichi ins Auge faßte, und damit Napoleons Haltung gegen Rußland vergleicht, so kann man sich kaum eines Lächelns erwehren, wie doch immer wieder die lockenden Manöver des Korsen gläubige Gemüter gefunden haben.

Konnte aber Napoleon den Großmächten seinen Willen derart auferlegen, wie viel entschiedener und rücksichtsloser den kleineren Staaten, die an Widerstand nicht denken durften. Zunächst in Italien. Hier hatten die englischen Waren im toskanischen Hafen von Livorno einen Zufluchtsort gefunden. Sie kamen unter amerikanischer Flagge an, wurden aufgestapelt und mitunter nordwärts bis nach Leipzig verhandelt. Die Königin-Witwe von Etrurien, die — unklug genug — sich mit antifranzösischen Elementen umgab, erklärte, die neutrale Flagge nicht abweisen zu können. Darauf ließ Napoleon, Ende August 1807, 6000 Mann unter dem General Miollis einrücken und alle englischen Waren im Lande konfiszieren, der Fürstin aber bald darauf ankündigen, daß sie ihr Land an Frankreich abzutreten habe und dafür auf der iberischen Halbinsel eine mit Spanien verabredete Entschädigung finden werde. Am 30. Mai 1808 ward Toskana — gleich Korsika und Elba — als Bestandteil Frankreichs erklärt und in drei Departements aufgeteilt.

Jetzt gab es in Italien nur noch einen einzigen kleinen Staat, der dem System Napoleons trotzte: es war der des Papstes. Derselbe lag an zwei Meeren und konnte, wenn das Kontinentalsystem durchgeführt werden sollte, davon nicht ausgenommen bleiben. Wir kennen bereits die Spannung zwischen Papst und Kaiser vor dem letzten Kriege. Während desselben hatte sich dann der französische Gesandte Alquier eifrig bemüht, den heiligen Vater zur Anerkennung Josephs als König von Neapel und zum Eintritt in das, was man die italienische Föderation nannte, unter Napoleons Oberhoheit, zu bewegen. Jedoch ohne Erfolg.

Der Papst wollte Joseph nur unter der Bedingung seiner eigenen Unabhängigkeit und Neutralität anerkennen, d. h. in die England feindliche Liga nicht eintreten. Auf diese Weigerung hin hatte dann Napoleon von Dresden aus am 22. Juli 1807 an Eugen Beauharnais einen Brief geschrieben, der Pius VII. vorgelegt werden sollte. „Der gegenwärtige Papst", hieß es darin auf echt napoleonisch, „ist zu mächtig. Die Priester sind nicht gemacht, um zu regieren. Warum will er dem Kaiser nicht geben, was des Kaisers ist? Wenn man nicht aufhört, meine Staaten zu beunruhigen, ist vielleicht die Zeit nicht mehr fern, wo ich den Papst nur noch als Bischof von Rom und als gleichgestellt mit den übrigen Bischöfen meiner Staaten anerkennen werde. Ich werde mich dann nicht scheuen, die Kirchen von Gallien, Deutschland, Italien und Polen in einem Konzile zu versammeln und mich ohne Papst zu behelfen." Von praktischerer Bedeutung war eine Instruktion, die Talleyrand am selben Tage an den Gesandten in Rom richtete: er solle vom h. Vater die Aufnahme von vierundzwanzig Franzosen ins Kardinalskollegium fordern und für Caprara in Paris Vollmacht zu einem Vertrage über die schwebenden Streitfragen. Beides wurde abgelehnt. Dagegen sandte die Kurie den gleichfalls von Frankreich nominierten Kardinal Bayanne zu Napoleon, um den Gewaltigen zu beschwichtigen und allenfalls zuzugestehen, was man vor Jahresfrist verweigert hatte: die Krönung zum Kaiser des Abendlandes, jedoch keineswegs die Vermehrung der Kardinäle und den Eintritt in die Föderation. Und doch war es Napoleon, dessen Pläne im Mittelmeere wir kennen, gerade darum zu thun. „Was dem Kaiser der Franzosen vor allem wichtig ist" — heißt es in einem Briefe des Ministers Champagny an Caprara, dem man das Diktat Napoleons von weitem anmerkt — „das ist, daß der weltliche Souverän von Rom mit Frankreich gehe, seinen Interessen und seiner Politik nicht fern bleibe. Das Interesse der Humanität, die Stimme von sechzig Millionen Menschen ruft ihm zu: Zwing' England, im Frieden

mit uns zu leben, uns unsere Häfen, unsere Küsten, unsere Schiffe, unsere maritimen und kommerziellen Verbindungen wiederzugeben. Wenn nun der Papst allein auf dem Kontinent den Engländern anhängen wollte, wäre es da nicht die Pflicht des Reichsoberhauptes (chef de l'empire), diese Gruppe seiner Krongüter (cette partie de ses domaines), die sich durch ihre Politik vom Reiche entfernten, unverzüglich wieder mit demselben zu vereinigen und die Schenkung Karls des Großen zurückzunehmen, die man als Waffe gegen seinen Nachfolger gebraucht? Doch würde sich der Kaiser auch dann damit begnügen, nur die drei päpstlichen Legationen von Urbino, Macerata und Ancona seinem Reiche einzuverleiben, die ihm unentbehrlich sind, um Oberitalien mit Neapel zu verbinden." Und an diese Hauptforderung schlossen sich dann die weiteren: Abschaffung der Mönche aus Italien, Vermehrung der französischen Kardinäle, Einbeziehung Veneziens in das italienische Konkordat.

Die Androhung bezüglich der drei Legationen machte in Rom den peinlichsten Eindruck. Hatte doch Pius vor drei Jahren den weiten Weg nach Paris zurückgelegt und sich dort in den Augen der katholischen Welt sogar ein bischen diskreditiert, nur um die früher eingebüßten Territorien von Bologna, Ferrara und Romagna wiederzuerlangen, und nun sollte abermals Gebiet verloren gehen und gerade der an Erträgnis reichste Teil des Staates. Die Kardinäle — es waren dieselben, die aus Rücksicht auf ihre Einkünfte ehedem zur Krönungsreise geraten hatten — drangen jetzt aus dem gleichen Grunde in den Papst, nachzugeben. Er that es endlich und erklärte sich bereit, mit Frankreich gemeinsame Sache gegen England zu machen und französische Garnisonen in Ancona und Civita vecchia aufzunehmen. Aber Napoleon mochte solche Nachgiebigkeit besorgt haben. Er kam ihr zuvor. Ohne die Entscheidung der Kurie erst abzuwarten, befahl er dem General Lemarrois Ende Dezember 1807, unverweilt in die genannten drei Legationen einzurücken, indes er in Paris den Kardinal Bayanne bewog,

einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem alle seine Forderungen, u. a. auch die, daß in Hinkunft das Kardinalskollegium zu einem Drittel aus Franzosen bestehen sollte, gutgeheißen wurden. Die Absicht dabei war, den Papst aus der Willfährigkeit in den Widerstand zu treiben, um den ganzen Kirchenstaat zu erlangen. Sie ward erreicht. Pius, durch die rücksichtslose Okkupation seiner Ostprovinzen aufs tiefste verletzt, verweigerte nicht nur die Ratifikation jenes Vertrages, sondern wollte nun auch von einem Eintritt in die Föderation gegen England nichts mehr wissen. Da war Napoleon am Ziele. Er konnte jetzt mit einem Schein von Recht den Papst der Welt als den Störer des großen Friedenswerkes denunzieren, Grund genug, daß Charlemagne der Zweite das Geschenk des Ersten zurücknahm. General Miollis erhielt Ende Januar 1808 Befehl, Rom zu besetzen, und marschierte am 2. Februar dort ein. Er wird alle nichtrömischen Prälaten des Landes verweisen, die päpstlichen Bataillone unter die französischen einreihen, die Nobelgarde des heiligen Vaters auflösen, die Verwaltung des Landes übernehmen. All' das ist im April 1808 vollzogen und der Kirchenstaat eine französische Provinz.

Um diese Zeit befand sich Napoleon in Bayonne. Was ihn dorthin führte, war ein politisches Geschäft von der einschneidendsten welthistorischen Bedeutung. Es betraf Spanien. Hier hatten bisher König Karl IV. in seiner Unfähigkeit, die Königin in ihrer Schande, das Volk in Mangel und Bedrängnis dahin gelebt, regiert von dem Friedensfürsten, der sich der Hegemonie des Nachbarstaates willig unterordnete. Auf das Geheiß Napoleons war man mit England in den Krieg geraten, hatte seine Schiffe, seinen Handel, zum Theil seine Kolonien verloren, um seine Existenz zu retten, die sonst von Frankreich her gefährdet war und die man durch hohe Tribute an Geld und Truppen immer neu erkaufen mußte. Nur als Napoleon den Krieg gegen Preußen begann, hatte es geschienen, als ob es der Madrider Hof an der gewohnten Unterwürfigkeit fehlen

lassen wollte. Damals bemühte sich der Gesandte Rußlands, um Spanien für die Koalition zu gewinnen, indes die Engländer in die südamerikanischen Vasallenstaaten den Aufruhr zu tragen drohten. Das Beispiel des bourbonischen Ferdinand VI. von Neapel, der des spanischen Königs Bruder war, wirkte mit, die Furcht vor Napoleon zu erhöhen, und als man Diesen in den Kampf gegen die berühmte preußische Armee ziehen sah, begann man in Madrid, in der Hoffnung auf seine Niederlage, zu rüsten; ein voreiliges Manifest sprach in dunkeln Worten von notwendig gewordenem Streite. Aber diese Urkunde trug ein fatales Datum: es war der 14. Oktober, der Schlachttag von Jena. Die Kunde von dem glänzenden Siege warf das ganze Widerstandsprojekt über den Haufen, die Mobilisierung, die man dem französischen Gesandten als gegen Portugal gerichtet geschildert hatte, wurde unterbrochen, und der Mund des Friedensfürsten floß wieder über von Beteuerungen seiner Ergebenheit gegen Frankreich.

Dem Geschäftsträger Napoleons war aber der wahre Sinn und Hergang der Dinge doch nicht zweifelhaft. Er berichtete darüber, und der Kaiser las die Depesche und das famose Manifest in Berlin just in einem Augenblicke, wo er sich dem Ziele seiner Weltherrschaft nahe genug glaubte und eben im Begriffe stand, die letzten Schritte nach Osten zu thun, um es zu erreichen. Er soll — wie Augenzeugen wissen wollen — vor Erregung blaß geworden sein. Doch wußte er dieselbe zu bekämpfen. Er ließ Spanien nichts davon merken, daß ihm — namentlich auch aus aufgefangenen Berichten des preußischen Gesandten in Madrid — der geplante Systemwechsel bekannt geworden sei, sondern nahm die erneuerten Versicherungen der Ergebenheit als bare Münze hin, die er bald hoch in Kurs setzte. Er forderte, daß von den ausgerüsteten Truppen ein Kontingent von an 15000 Mann an die Elbemündung rücken solle, um gegen England zu fechten, forderte, daß das Blokadedekret durchgeführt, die spanische Flotte mit der französischen in Toulon vereinigt werde, und halste dem Madrider

Hofe 25000 gefangene Preußen zur Verpflegung auf. Hätte nun an der Spitze Spaniens eine starke und volkstümliche Regierung gestanden, sie hätte in diesem Augenblick England seine Häfen öffnen, sich gegen Frankreich erklären können. Die folgenden Jahre haben gezeigt, daß es gerade im Lande Karls IV. nicht an Widerstandskräften fehlte, und wer weiß, was nach den Ereignissen von Eylau die Wirkung eines solchen Abfalls gewesen wäre. Aber Spaniens Regierung war schwach und nichts weniger als beliebt; Godoy und die sündhafte Königin waren geradezu verhaßt, und nur der Kronprinz erfreute sich der Sympathien des Volkes, schon weil Jene darauf sannen, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Auf diese Differenzen zwischen Regierung und Bevölkerung und der Regierenden unter einander gründete Napoleon seine Absicht, Spanien fester an seine Gewalt zu knüpfen. Nur die Frage des Wie? heischte Erwägung. Talleyrand wäre dafür gewesen, den spanischen Kronprinzen mit einer französischen Prinzessin — etwa einer Tascher — zu vermählen und so den Staat in das Föderativsystem der französischen Hegemonie einzufügen. Der Kaiser aber dachte anders. Seitdem er jenes Manifest Godoys zu Gesichte bekommen hatte, mochte sein Entschluß feststehen, auch hier den Bourbons den Thron zu entziehen und ihn einem Mitgliede seiner Familie zu übergeben. Es war ein krummer Weg, auf welchem er dieses Ziel erreichte. Derselbe führte zunächst über Portugal.

In Tilsit hatte man sich bezüglich des Lissaboner Hofes dahin geeinigt, daß derselbe zur Kriegserklärung gegen England aufgefordert und, im Falle seiner Weigerung, als Feind behandelt werde. Hierzu nun sollte Spanien mitwirken. Das hieß nicht wenig verlangt, denn der Kronprinz Johann von Portugal, der für seine geisteskranke Mutter die Regierung führte, war der Schwiegersohn Karls IV.; dennoch schloß sich der spanische Gesandte in Lissabon dem französischen an, als derselbe dort die Schließung der Häfen, die Ausweisung des britischen Gesandten, ja sogar die Verhaftung aller Engländer in

Portugal und die Konfiskation ihrer Güter verlangte. In der Antwort, welche der portugiesische Minister — im heimlichen Einvernehmen mit England — gab, ging er zwar auf die Schließung der Häfen, nicht aber auf die Verhaftung der Fremden ein, denen man übrigens unter der Hand den Wink gab, sich zu entfernen. Damit unzufrieden, schritt Napoleon, der die übertriebene Forderung nur gestellt hatte, um Opposition zu erfahren, zur That. Am 30. September 1807 verließen die beiden Gesandten, der französische mit dem spanischen, Lissabon, am 18. Oktober rückten 20000 Franzosen unter Junot über die Grenze, um nach Portugal zu marschieren, und am 27. Oktober wurde zwischen Frankreich und Spanien in Fontainebleau ein geheimer Vertrag abgeschlossen über folgende Punkte: Portugal wird erobert und in drei Teile aufgeteilt, und zwar soll der nördliche, zwischen Duero und Minho gelegene, als Königreich Nordlusitanien der Königin von Etrurien als Entschädigung für Toscana zufallen, der südliche, die Provinzen Alemtejo und Algarbien, unter dem Titel eines Fürstentums Algarbien an Godoy kommen, der mittlere bis zum allgemeinen Frieden in Frankreichs Händen verbleiben. Die portugiesischen Kolonieen wollte man gleichfalls teilen, und der König von Spanien sollte den Titel Kaiser von Amerika erhalten. Bei diesem Vertrage war der Minister des Äußern, Champagny, absichtlich beiseite gelassen und Duroc zur Unterzeichnung befohlen worden; auch Talleyrand erfuhr nichts davon. Nur Murat war noch im Geheimnis, der hier eine Möglichkeit erspähte, endlich auch zu einem Königreiche zu gelangen. Daß der Vertrag in Madrid ratifiziert wurde, dafür bürgte die Beteiligung des Friedensfürsten, der den Gedanken seiner Versorgung auf Portugals Kosten schon vor dem letzten Kriege einmal in Paris vergeblich angeregt hatte. Am selben Tage ward auch der militärische Teil des Unternehmens in einer besonderen Konvention geregelt: Frankreich wollte mit 30000 Mann durch Spanien gegen Lissabon rücken, indes 16000 Mann spanischer

Truppen Nord- und Südportugal besetzten. Ein besonderer Artikel räumte Frankreich das Recht ein, noch weitere 40 000 Mann bei Bayonne zu sammeln, die aber erst, wenn die Engländer in Portugal landen sollten, einzugreifen hätten.

Prinz Johann hatte angesichts dieser Feindseligkeiten einen Augenblick geschwankt, ob er nicht doch sich ganz und gar Napoleon unterordnen sollte; da kam ihm aber der Moniteur vom 13. November 1807 zuvor, worin zu lesen stand: „Der Regent von Portugal verliert den Thron. Der Fall des Hauses Braganza ist ein neuer Beweis für den unvermeidlichen Untergang derjenigen, die sich an England anschließen.“ Nun war für Jenen kein Ausweg mehr als die Flucht, da das kleine Land allein gegen Spanien und Frankreich nicht kämpfen konnte. Die königliche Familie begab sich am 27. November 1807 zu Schiffe, um nach Brasilien zu übersiedeln. Wenige Tage später kam Junot mit einer Hand voll abgehetzter Truppen in der herrenlosen Stadt an, die an Widerstand nicht dachte, und vom Kastell der Stadt fiel das portugiesische Banner, um der Tricolore Platz zu machen.

Die geschichtliche Bedeutung des Vertrages von Fontainebleau liegt nicht so sehr in den politischen als in den militärischen Abmachungen. Die Truppen Spaniens werden nach Westen dirigiert, das heißt so viel, als ein französisches Heer kann dann ohne viel Widerstand zu finden nach Madrid gelangen. Und das war in der That die Absicht Napoleons. Daß er sie ausführte, lag zum Teil an den Verhältnissen am Madrider Hofe. Denn jetzt erreichten dort die innern Zerwürfnisse den höchsten Grad. Der Kronprinz Ferdinand konspirierte gegen Godoy und seine Mutter, um sich an die Regierung zu bringen. Das Komplott wurde entdeckt und vom Könige ein Manifest über den Hochverrat seines Sohnes verkündet. Beide Parteien wandten sich „um Rat“ an Napoleon. Dieser, der den Moment günstig glaubte, selbst in Aktion zu treten, ermahnte Karl IV., die wichtige Expedition gegen Portugal doch nicht durch Palaststreitigkeiten aufzuhalten, und gab zugleich dem Überbringer des Briefes

geheime Instruktion, sich über die Stimmung im Lande, die Stärke der spanischen Festungen und der Streitkräfte sorgfältig zu orientieren. Am selben Tage (13. November 1807) erhielt auch der General Dupont, welcher das zweite französische Expeditionskorps von 40000 Mann kommandierte, Befehl, über die spanische Grenze bis Vittoria vorzugehen, obgleich von einer Landung der Engländer noch keine Spur sich zeigte. Bald darauf reiste der Kaiser nach Oberitalien, um in Venedig mit seinem Bruder Joseph zusammen zu treffen und demselben die spanische Krone anzubieten, wie schon in Tilsit im größten Geheimnis zur Sprache gekommen war, so daß jetzt Joseph einen vertrauten Boten an Alexander I. absandte, um sich demselben in seiner künftigen Eigenschaft besonders zu empfehlen.*)

Im Dezember und Januar rückten an 50000 Mann Franzosen in Spanien ein und nahmen fürs erste bei Valladolid und Burgos Stellung; Murat erhielt den Oberbefehl. Niemand wußte, was sie wollten. Das spanische Volk nahm an, sie kämen, um den Kronprinzen auf den Thron zu erheben und die verhaßte Regierung Godoy's zu stürzen, und begrüßte sie deshalb mit Freuden. Und Ferdinand selbst war dieser Meinung. Karl IV. hingegen erbat sich in einem ängstlichen Briefe Aufklärungen. Napoleons Antwort log, die Truppen seien bestimmt, eine Landung der Engländer zu verhüten und deshalb nach Cadix zu marschieren. Godoy, der den Plan durchschaute, riet zur Flucht nach Süden. Aber als man Anstalten dazu traf, glaubte das Volk, Godoy wolle damit den von Napoleon

*) Hierfür sind die Memoiren Miots von Melito, des Vertrauten Josephs, ein kaum anfechtbares Zeugnis. Miot nennt auch den Offizier, der mit der Sendung nach Petersburg betraut wurde. Übrigens berichtet Lucian, den Napoleon damals in Mantua (Dezember 1807) traf, er habe auch ihm unter Anderem das Königreich Spanien angeboten und gesagt: „Sehet Ihr es denn nicht in meine hohle Hand fallen, Dank der Thorheiten Eurer geliebten Bourbonen und der Albernheit Eures Freundes, des Friedensfürsten?“

geplanten Systemwechsel unmöglich machen, zog nach Aranjuez, wo der Hof weilte, und zwang den König, seinen Minister zu entlassen und selbst zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.

Das kam dem Kaiser nicht gelegen. Er hatte gehofft, die königliche Familie werde sich, wie die portugiesische, wirklich auf die Flucht begeben, was er dann — wie dort — als Hinneigung zu England dargelegt haben würde. Nun aber langte unmittelbar nachdem Murat in Madrid eingerückt war, am 23. März 1808, unter dem Jubel des Volkes auch der neue König Ferdinand VII. dort an, und für weitere Bevölkerungskreise hatte es jetzt erst recht den Anschein, als ob wirklich die Franzosen dem jungen Fürsten den Weg dahin gebahnt hätten. Das war fatal für Napoleons eigentliche Absicht. Er sann darauf, wie er den jungen Monarchen, den er übrigens noch nicht anerkannt hatte, von seinem Volke trennen könne. Zu diesem Zwecke ward Savary nach Madrid geschickt. Er hatte Ferdinand vorzustellen, daß der Kaiser selbst nach Spanien kommen wolle, und daß es sich empfehlen würde, demselben entgegen zu reisen und seine Anerkennung zu erbitten. Der junge König begab sich wirklich zunächst nach Burgos, dann nach Vittoria, allerdings ohne den Kaiser anzutreffen. Dagegen empfing er hier ein Schreiben Napoleons, des Inhalts, derselbe müsse, bevor er seine Thronbesteigung gut heiße, zuerst in einer Besprechung mit ihm ergründen, ob Karl IV. wirklich freiwillig oder nur gezwungen abgedankt habe; diese Besprechung solle in Bayonne stattfinden. Manche warnende Stimme aus der Umgebung des jungen Fürsten sprach gegen die Reise dahin; die Bevölkerung von Vittoria wollte ihn gar nicht über die Grenze ziehen lassen. Aber was war zu thun? Ringsum lagerten Franzosen, und die Einladung war ein Befehl. „In Vittoria," erzählte später Savary, „glaubte ich einen Augenblick, mein Gefangener werde mir entwischen; aber ich schaffte Ordnung, indem ich ihn einschüchterte." Am 14. April langte Ferdinand — in der That ein Gefangener — in Bayonne an, wohin der Kaiser auch das Elternpaar und Godoy geladen hatte.

Wen wird es nun überraschen, zu hören, daß der Prinz hier nicht fand, was er suchte? Napoleon versagte ihm nicht nur seine Anerkennung, sondern forderte geradezu von ihm, er möge die Krone seinem Vater zurückzugeben, sicher, daß Karl IV. nicht mehr Lust hatte, in ein Land zurückzukehren, welches sein Regiment verwünschte, und wo ihn und den Friedensfürsten die größten Widerwärtigkeiten erwarteten. Ferdinand versuchte es zuerst mit Weigern, als aber die Kunde von einem Aufstande in Madrid nach Bayonne drang, den man auf seine Veranstaltung zurückführte, und als ihm Napoleon drohte, ihn als Rebellen zu behandeln, fügte er sich: er gab die Krone an Karl IV. zurück, der sie vertrauensvoll in des Kaisers Hände legte. Am 6. Juni 1808 empfing sie Bruder Joseph aus denselben.*) Napoleon war — mit listiger Tücke und brutaler Gewalt allerdings — an's Ziel gekommen, die pyrenäische Halbinsel stand mittelbar unter seinem Szepter.

Es kam nur darauf an, ob sie es blieb. War dies der Fall, dann hatte sich wirklich der Ring gegen England geschlossen, und von den Säulen des Herkules bis an die Weichsel gehorchte der Kontinent seinen mehr oder minder kategorischen Befehlen, dann wagte auch der Koloß im Osten nicht mehr,

---

*) Joseph hatte nicht ununterbrochen auf Napoleons Programm gestanden. Einmal — es war nach der ersten Abdikation Karl IV. — bot der Kaiser seinem Bruder Ludwig in einem Briefe vom 27. März 1808 die spanische Krone an. Der Grund war einerseits eine persönliche Verstimmung gegen Joseph, der sich eine kleine Abweichung von einem Befehle des Bruders erlaubt hatte, worauf ihn dieser am 25. März in den herbsten Ausdrücken zurechtwies (Du Casse, Supplément à la Correspondance de Napoléon I. p. 100), und andrerseits hatte Napoleon von dem ausgedehnten Schmuggel Kunde erhalten, welchen die Engländer unter amerikanischer Flagge in Holland betrieben, und deshalb schon jetzt den Wunsch gehegt, dieses Land gänzlich Frankreich einzuverleiben. (Siehe den Brief Napoleons an den Finanzminister Gaudin vom 29. März 1808 im 16. Bande der Correspondance.) Ludwig lehnte das Anerbieten ab, da er einmal den Holländern seinen Eid geleistet habe, und bald darauf war Joseph wieder in Gnaden.

sich von ihm zu trennen, um eine eigene Bahn zu gehen, und die Zeit konnte nicht fern sein, da sich ein russisches Heer auf seinen Wink über die Grenzen des Weltteils hinaus bewegte, um fern in Asien für ihn den Untergang seines einzigen Feindes zu erstreiten.*) Es mochte ein Gefühl hoher Befriedigung über ihn kommen, welches die eigenen Zweifel an der Moral seines Handelns weit zurückdrängte, wenn er die Erfolge des letzten Jahres übersah. Wie aber, wenn diese Erfolge sich nicht dauerbar erwiesen? wenn sich in seine Rechnung ein Faktor mengte, den er übersehen hatte? ein Moment, welches er nicht schätzen und nicht wägen konnte, weil ihm das Maß dafür fehlte? Hätte er doch im Jahre 1795 das Kommando in der Vendée angenommen, er hätte dort den Kampfesmut eines verletzten, getäuschten, zur Verzweiflung gebrachten Volkes aus eigener Anschauung kennen gelernt und vielleicht nicht den Fehler begangen, den er beging, als er in Spanien die Stimmung der Nation mißachtete, indem er sie betrog; er hätte vielleicht Talleyrands Rat befolgt und den jungen populären König an seine Familie und an sein Interesse gefesselt, anstatt ihn vom Throne zu stoßen. Gewiß, Ferdinand war ein unwürdiger Charakter, und Napoleons Absicht, Spaniens Ansehen und Kultur zu heben, ein achtungswertes Problem; aber

---

*) In einer interessanten Schrift, die im Jahre 1808 in Jena erschien und den Titel führt: „Der Marsch der Franzosen nach Indien", ist von dieser Expedition als einer fest beschlossenen Sache die Rede: 30000 Russen und 30000 Franzosen seien bestimmt, von Persien unterstützt, von den unzufriedenen Nabobs begrüßt, die englische Herrschaft in Ostindien zu brechen. Ja, der Verfasser will sogar wissen, daß auch ein preußisches Kontingent sich beteiligen sollte. All das war allgemein bekannt, oder wurde doch allgemein geglaubt, und geglaubt wurde auch, wenn es hieß, der heißbegehrte Weltfriede sei nur im siegreichen Kampfe mit England zu gewinnen. Es war ein titanischer Gedanke, die mit der Weltherrschaft Napoleons unzufriedenen Elemente Europas in Asien zu beschäftigen, um unterdeß den europäischen Völkern zu demonstrieren, daß dies für sie unumgänglich notwendig sei!

das Entscheidende war doch, daß der Wille eines Volkes von unberechenbarer Kraft sich widersetzte. Der Kaiser sollte es bald genug zu seinem Nachteil erfahren.

Im Juli 1808 zog Joseph in Madrid ein. Neapel fiel an Murat. Karl IV. ging mit Gattin und Günstling nach Italien. Der junge Prinz blieb in Frankreich interniert. Der neue König brachte eine neue Konstitution mit, die in Bayonne von hundertfünfzig spanischen Notablen beraten worden war, er brachte tüchtige Minister mit und den vortrefflichsten Willen, das herabgekommene Reich zu neuer Kraft und neuem Glanze zu erhöhen. Aber er fand das Land im Aufruhr. Wenn es in Spanien auch kluge Staatsmänner gab, die den Vorteil eines neuen geordneten Regierungswesens für ihr Vaterland erkannten und bereit waren, demselben zu dienen, so stand ihrer Erwägung doch die gekränkte Leidenschaft von Millionen gegenüber, welche die Überrumpelung durch die Fremden als eine nationale Schmach empfanden, die gerächt werden müsse. Und dazu kam, daß bei dem Volke, welches die ungläubigen Mauren und die ketzerische Reformation besiegt hatte, der religiöse Stolz mit zum Patriotismus gehörte, und daß der fremde Machthaber derselbe war, der dem Papste den Thron geraubt. Kurz, die Nation „verweigerte den Verträgen von Bayonne die Ratifikation“, wie dies Napoleon selbst später einmal aussprach, und griff zu den Waffen. Und mit Erfolg. In Asturien hatte der Aufruhr begonnen und noch im Mai mit rasender Schnelligkeit sich verbreitet. Boten gingen nach England um Beistand und fanden williges Gehör. Überall bildeten sich, meist unter der Führung der Mönche, Banden, in vielen Städten entstanden Junten d. i. Regierungsbehörden für Ferdinand VII., den man allein als König nannte und erkannte. Zwar drangen anfangs die französischen Truppen durch, bald aber fanden sie Widerstand von Seiten der „Banditen“. Heldenhaft kämpfte die Bevölkerung Saragossas gegen die Belagerer und zwang sie zur Rückkehr; in Valencia geschah dasselbe; und wenn auch Bessières

bei Medina de Riosecco am 14. Juli in der Ebene siegte, so ging dafür in den Bergen das ganze Korps Duponts, 17000 Mann, verloren, indem es am 22. Juli bei Baylen sich ergeben mußte. Die Nachricht von diesem Ereignisse zog vollends ganz Spanien in die Insurrektion, so daß selbst der Ministerrat Josephs davon ergriffen wurde. Dieser selbst fühlte sich in seiner Residenz nicht mehr sicher und wandte sich Ende Juli nach Norden, die ganze französische Armee hinter den Ebro zurückziehend. Unterdessen war auch die verlangte englische Unterstützung in Portugal ans Land gegangen, wo am 30. August Junot bei Cintra — wenn auch aufs Ehrenvollste — kapitulierte. Und zu allem Überfluß fielen, auf die Nachricht von der großen Revolution, auch die spanischen Soldaten, die auf Fünen, Langeland und Jütland standen, von ihrem französischen Führer ab und waren bald auf englischen Schiffen auf dem Wege nach der Heimat.

Diese Nachrichten trafen Napoleon, der sich im Juli von Bayonne wegbegeben und nicht daran gezweifelt hatte, daß der Aufstand rasch bewältigt sein werde, aufs tiefste; die von Duponts Kapitulation brachte ihn außer sich vor Wut, die Botschaft von Cintra dagegen schien ihn niederzudrücken, denn hier war geschehen, was ihn am meisten schmerzte, die Engländer waren wieder Herren von Portugal, der Kordon war zerrissen. Sollte dieser Schade ausgebessert werden, so mußten stärkere Kräfte als bisher in Spanien zur Wirksamkeit gelangen, mußte die „Große Armee" — wenn nicht ganz, so doch zum Teile — aus Deutschland herbeigezogen werden. Das hieß aber so viel als die dominierende Position im Osten aufgeben, durch welche ein Jahr hindurch drei Großmächte, Rußland, Preußen und Österreich im Schach gehalten worden waren. Und das war um so fataler, als sich gerade in diesem Augenblicke in den beiden deutschen Staaten Elemente des Widerstandes zeigten, die nur zu leicht zum Streit entflammt werden konnten, wenn jener Druck einmal fehlte.

Schon den Vorgängen in Italien, der Inkorporation Toskanas, der Verdrängung des Papstes aus seiner weltlichen Herrschaft, war man in Wien mit Unruhe gefolgt. Dann kam aber das Ereignis von Bayonne und machte den gewaltigsten Eindruck. Es nützt also nichts — sagte man sich — gefügig und lenksam zu thun, was dem Übermächtigen gut dünkte, nichts, mit ihm verbündet zu sein; man war doch seiner Tücke verfallen. Alle alten Dynastien Europas sah man vom gleichen Schicksale bedroht, und Österreich war voraus ein dynastischer Staat, da seine ungleichartigen Teile in erster Linie im Herrscherhaus ihren Zusammenhang fanden. Darum wurde hier ganz besonders die Gefahr, welche der Dynastie drohte, als Staatsgefahr empfunden, und Österreich rüstete. Im Mai und Juni 1808 wurden eine moderne Reserve und eine Landwehr errichtet, und das Volk drängte sich in die rasch formierten Bataillone.*) Napoleon forderte kategorische Aufklärungen und drohte im Juli mit Krieg; allenthalben ward an denselben geglaubt. Da kamen aber die Hiobsbotschaften aus Spanien und machten dieser Absicht vorläufig ein Ende. Nur daß Davoût aus Polen nach Schlesien herabrückte und das Korps Mortiers in den fränkischen Landen stehen blieb, ward zur Überwachung Österreichs vorgekehrt. Die Korps von Ney und Victor wurden über den Rhein gezogen.

Und wie in Österreich, so gährte es auch in Preußen, allerdings nur insgeheim und gedämpft durch die Anwesenheit der Franzosen und derjenigen, die ihnen anhingen. Schon im

*) Am 10. August 1808 schrieb der französische Gesandte Andréossy nach Hause: „Nach dem was ich sehe und von allerwärts höre, hatte Österreich noch niemals ein so militärisches Aussehen, wie derzeit, und niemals gab die Regierung soviel Impuls, wie jetzt, dem Adel und allen Bürgerklassen. Das „Moriamur“ der Ungarn unter Maria Theresia hat sicherlich im Verhältnis nicht so rasch so viele eingeübte Streiter beigestellt als jetzt die Aufrufe der Regierungskommissäre und die Inskription für die Landwehr sie liefern.“

Vorjahre, nach der Eylauer Schlacht, war eine Verschwörung, von ehemaligen preußischen und hessischen Offizieren geleitet, im Werden gewesen, um, wenn die Engländer im Norden Deutschlands landen sollten, das Gebiet zwischen Weser und Elbe in Aufruhr zu bringen. Seit dem Frieden von Tilsit, unter dem Drucke des französischen Militärs, war die Volkserbitterung nur gewachsen. Gleichsam unter den Augen der Fremden gab es geheime Konventikel, welche sich in Haß und Kampfeslust bestärkten; im April 1808 ward der Königsberger Tugendbund gegründet, der, an sich harmlos, später für alles franzosenfeindliche Geheimwesen seinen Namen hergeben sollte. Daneben arbeitete die Regierung, Stein und Scharnhorst voran, an der Regeneration des Staates und seiner Armee, um beide für den nahen Streit zu kräftigen. All' das konnte schließlich Napoleon nicht entgehen, und wenn es ihm entgangen wäre, ein aufgefangener Brief des Ministers Stein an den Fürsten Wittgenstein vom 15. Aug. 1808 hätte es ihm geoffenbart, wo es deutlich zu lesen stand, man müsse die nationale Erbitterung Deutschlands nähren und, wenn Napoleon die preußischen Vorschläge ablehne, die Pläne vom Frühlinge des Vorjahres erneuern. War das noch das Preußen, welches er in jenen Thüringer Schlachten vernichtet zu haben glaubte und dessen Existenz er gleichsam nur aus Gefälligkeit zugestand?

Und nicht bloß in Deutschland, auch dort, wo Napoleon die größte diplomatische Klugheit aufgewendet hatte, schienen die Resultate seines Bemühens ihm entgehen zu sollen. In der Türkei war neuerdings eine Revolte ausgebrochen, Mustafa IV. vom Throne gestoßen und dessen Bruder Mahmud II. am 28. Juli 1808 zum Sultan erhoben worden. Bei dessen Regierung nun fand Frankreich gar keinen gefügigen Willen mehr. Der Gesandte mußte Vorwürfe über den Wankelmut der französischen Politik anhören und gewann den Eindruck, als ob es den Türken eher noch um einen Separatfrieden mit Rußland, als um die Freundschaft Napoleons zu thun wäre.

Sah es da nicht aus, als ob das ganze Gebäude der napoleonischen Herrschaft über den Kontinent, so nahe seiner Vollendung, ins Wanken käme? Der Kaiser erkannte sofort das Bedenkliche der Situation, aber auch zugleich das Mittel, sie zu bessern. Die einzige Macht, welche im Stande war, Preußen und Österreich in Ruhe zu erhalten, bis er Spanien zur Ordnung gebracht, war Rußland. Er mußte also Dieses aufs Neue zu gewinnen suchen. Freilich hatte er sich zweideutig genug benommen, aber der üble Eindruck ließ sich wohl tilgen. Schon die Räumung Preußens war ja ein Zugeständnis an Alexander, und durch ein zweites betreffs der Donaufürstentümer hoffte er zum Ziele zu kommen. Bisher hatte er den Zaren bezüglich der Letzteren auf eine mündliche Besprechung vertröstet. Jetzt sollte sie stattfinden. Kaum war die Nachricht von der Flucht Josephs aus Madrid nach Paris gelangt, so wurde sogleich ein Eilbote nach Petersburg geschickt, welcher die Einladung zur Entrevue in Erfurt – Alexander selbst hatte diesen Ort vorgeschlagen — überbringen, den Abzug der Truppen aus Preußen anzeigen und die Bitte stellen sollte, in Wien gegen die Fortsetzung der Rüstungen zu protestieren. Alles kam darauf an, wie sich der Zar entschied. Denn auch Österreich hatte sich ihm genähert und England bei ihm angeklopft und Preußens König ihm in vertrauten Briefen angedeutet, daß er nicht übel Lust habe, mit dem Wiener Hofe gemeinsame Sache zu machen. Alles wußte, daß Alexander nicht mit dem Herzen bei dem französischen Bündnis war, und wenn er nun die Hand geboten hätte, so würde vielleicht schon jetzt geschehen sein, was fünf Jahre später eintrat.

Aber der Zar ließ sich von den Nachbarn nicht gewinnen. Er wußte, daß Napoleon seiner bedurfte und daß er ihn deshalb in seinen orientalischen Plänen — wenn auch widerwillig — gewähren lassen würde. Der Krieg gegen Schweden hatte eine bessere Wendung genommen und Rußland gegen Süden wieder freiere Hand. Jetzt davon neuerdings ablassen,

um mit Preußen und Österreich gegen Frankreich Front zu machen, hätte das heißersehnte Ziel — den Besitz der Donaufürstentümer und vielleicht auch Konstantinopels – in unendliche Weite gerückt. Auch wollte der eitle Fürst der Opposition im Lande durch einen großen Erfolg beweisen, daß er zu Rußlands Größe den rechten Weg gewählt, als er sich in Tilsit an den Franzosenkaiser angeschlossen. Hieß ein Abfall von Diesem nicht eingestehen, daß er sich geirrt? Und je länger Jener in Spanien beschäftigt blieb, um so eher konnte er hoffen, seinen Zweck im Osten zu erreichen. Darum durfte nichts geschehen, was Napoleon in seinem Unternehmen auf der iberischen Halbinsel störte, darum mußten Österreich und Preußen zur Ruhe gebracht werden, weil ein Krieg, den sie eröffneten, die Franzosen nach Osten rief und Rußlands Kräfte nach Westen steuerte, anstatt sie im Süden den leicht erreichbaren Lorbeer pflücken zu lassen. So vereinigte sich gerade jetzt Alexanders Interesse mit demjenigen Napoleons in dem Punkte, die Schwerter der mitteleuropäischen Mächte, solange die spanische Expedition währte, in den Scheiden zu halten. Wir sehen daher den Zaren seinen Freund Friedrich Wilhelm III. von jeder kriegerischen Aktion an der Seite Österreichs eifrig abmahnen und ihn bereden, jene drückende Konvention zu ratifizieren, welche Prinz Wilhelm am 8. September 1808 in Paris unterzeichnet hatte, wonach Preußen noch 140 Millionen zu zahlen, die Oderfestungen den Franzosen einzuräumen, die Ziffer seiner Armee unter 42000 Mann zu halten und im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Österreich ein Hilfskorps zu stellen hatte. In Wien hinwieder mahnte er zur Ruhe, damit ihm, wie er sagte, die traurige Notwendigkeit erspart bleibe, die Gegenpartei zu ergreifen. Dann reiste er nach Erfurt.

Hier reihte sich vom 27. September ab Fest auf Fest. Daß das Leben des Korsen von preußischen Verschwörern bedroht war, ist erst nach der Hand bekannt geworden. Mit Pomp und Pracht machte Napoleon seinem kaiserlichen Gaste die Hon-

neurs, wie er sie ihm in Tilsit gemacht hatte. Seine Grenadiere bildeten die militärische Dekoration, die Fürsten der deutschen Vasallenstaaten die politische. Vor einem „Parterre von Königen" spielten die Schauspieler der Comédie française die Meisterwerke der französischen Tragödie, und es ereignete sich einmal, daß bei den von Talma gesprochenen Worten des Voltaireschen „Oedipus":

„Die Freundschaft eines großen Mannes ist
Geschenk der Götter!"

der Zar sich erhob und Napoleon unter dem Beifall des Saales umarmte. Nun lag nichts den Beiden ferner als eine sympathische Empfindung für einander, und was als die Äußerung einer solchen erscheinen mochte, war lediglich Berechnung. Alexander war keineswegs innerlich für Napoleon gewonnen, dessen Übergriffe er vielmehr als ein elementares Übel auffaßte; man müsse den Bergstrom vorüberrauschen lassen, sagte er einmal. Beide Teile aber sahen ihren Vorteil darin, vor Europa einig und verbunden zu erscheinen und regelten danach ihr Benehmen. Über die politischen Gespräche der zwei Herrscher liegt ein ebenso tiefes Dunkel gebreitet, wie über ihre Tilsiter Unterredungen. Wenn wir aber einem Memoirenfragment Talleyrands vertrauen wollen, welches kürzlich in den Erinnerungen des Baron Vitrolles zu Tage trat, so hat Napoleon dem Zaren vorgeschlagen, ein Stück der österreichischen Monarchie, Warschau und Nordpreußen militärisch zu besetzen, indes er selbst den Westen unterwarf, was Alexander ablehnte, der sich nur die Freiheit, gegen die Türkei zu agieren vorbehielt*). Napoleons geheime Absicht war dabei gewesen, Rußland mit seinen deutschen Nachbarn in Streit zu verwickeln und so von der Türkei

*) Mémoires et relations politiques du Baron de Vitrolles. Publiés selon le voeu de l'auteur, par Eugène Forgues. (Paris 1884) I. 240.

fernzuhalten Als er sie scheitern sah, trug er dem Zaren an, den Bruch mit der Pforte wenigstens solange zu verschieben, bis England die Friedensvorschläge, die man ihm gemeinsam machen wolle, angenommen oder abgelehnt haben würde. Aber auch hierauf ging Alexander nicht ein, und Jener mußte sich auch hierin fügen. Was endlich am 12. Oktober 1808 zwischen Frankreich und Rußland in Erfurt zu Stande kam, war ein neuer Allianzvertrag, der „mindestens zehn Jahre lang" geheim bleiben sollte. Darin ward zunächst ein neuerliches gemeinsames Friedensanerbieten an England beschlossen, und zwar auf der Grundlage des bestehenden Besitzes (Uti possidetis) — von vornherein aussichtslos, da ja England gerade das herrschende Übergewicht Frankreichs auf dem Kontinent seit 1802 bekämpfte. Im 8. Artikel anerkannte dann Napoleon die Erstreckung der russischen Grenze bis an die Donau, erklärte, nicht vermitteln und, wenn der Krieg zwischen dem Sultan und dem Zaren entbrennen sollte, nicht daran teilnehmen zu wollen, es wäre denn, daß Österreich das Vorgehen Rußlands stören sollte.

Da stand es nun verbrieft, wogegen er sich solange gewehrt: Rußland sollte die Donaufürstentümer erhalten. Für ihn selbst war nur das Eine erreicht — und dazu hätte es der Entrevue nicht erst bedurft — daß er wirklich in Spanien Ordnung schaffen konnte, ohne in der allernächsten Zeit vom Osten her bedroht zu werden. Im Ganzen war es doch eine politische Niederlage, die er erlitt, deren Einzelheiten wir vielleicht erst aus den Erinnerungen Talleyrands, der hier bereits gegen den Kaiser frondierte, entnehmen werden. Möglich, daß eine Anzahl von Taktlosigkeiten, welche die Geschichte aufbewahrt, seiner Verstimmung hierüber entstammen. Da war es einmal, daß er den Prinzen Wilhelm von Preußen, der im Namen seines Bruders erschienen war, zu einer Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena einlud, ein andermal, daß er sich in Gegenwart Alexanders von durchmarschierenden Soldaten ihre

Heldenthaten gegen Rußland erzählen ließ und sie dafür mit dem Orden der Ehrenlegion belohnte. Talleyrand fand für dies Benehmen ein Wort, indem er zu Montgelas sagte: „Wir Franzosen sind zivilisierter als unser Monarch; er hat nur die Zivilisation der römischen Geschichte an sich."

Während aber Napoleon den Fürsten durchaus nicht immer mit gewählter Art begegnete, zeichnete er die großen Männer Deutschlands, die er während seines Aufenthaltes bei sich sah, besonders aus. Am 2. Oktober wurde der Dichter des „Faust" in einer Audienz von ihm empfangen. Goethe selbst hat darüber berichtet, wie ihn Jener mit den Worten „Ihr seid ein Mann!" begrüßte, mit ihm über „Werthers Leiden", die dramatische Kunst und die Schicksalstragödie sprach und ihm vorschlug, doch den Tod Cäsars würdiger und großartiger zur Anschauung zu bringen, als dies Voltaire gelungen sei. „Man müßte der Welt zeigen" — sagte der Kaiser, und man bemerkt sein Ziel — „wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm nur Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen." Solch' ein Trauerspiel sollte, nach seiner Meinung, Könige und Völker belehren. Denn was wolle man mit dem Schicksal in der Tragödie? Die Politik sei das Schicksal. Und wie er Goethe aufforderte, gut von Cäsar d. h. von ihm selbst zu denken, so wünschte er Wieland eine bessere Meinung als die geläufige über die römischen Kaiser beizubringen. Es war dasselbe Kapitel über Tacitus, welches er schon wiederholt mit Suard, Johannes von Müller u. a. erörtert hatte, immer in der Vorstellung, man könnte ihn am Ende mit den Nachfolgern des Augustus vergleichen. Auch das Christentum brachte er mit Wieland zur Sprache und nannte es „ein unübertreffliches philosophisches System, weil dadurch der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten ebenso stark verbürgt würden, wie Glück und Hoffnung der Individuen." Es lag eine deutliche Absichtlichkeit darin, wenn Napoleon in Erfurt und Weimar den deutschen

Dichterfürsten weit größere Aufmerksamkeit bewies, als den unterschiedlichen Landesherren: die Welt sollte es nur sehen, daß er, trotz Krone und Szepter, sich dem Genius des Geistes näher verwandt fühlte, als dem simplen Durchschnitt der Höchstgebornen.

Sechstes Kapitel.

Feldzüge in Spanien und Österreich. Marie Luise.

Napoleon hatte in Erfurt eine Frist erworben zu seinem Kampfe gegen Spanien. Wie lange diese Frist dauern würde, war freilich unsicher, und er mußte daher bedacht sein, mit einem möglichst raschen und kräftigen Schlage die aufständische Bewegung zu unterdrücken und seinem Bruder den verlorenen Thron wieder zu verschaffen. Und dies nicht blos um seiner Macht, sondern auch um seiner Geltung willen. Die Welt sollte nicht annehmen dürfen, daß er einen Fehler begangen habe, als er den Spaniern ihren einheimischen König raubte, ja, daß er überhaupt je einen Fehler begehen könne; denn so sicher fühlte er sich doch nicht, und so hoch stand auch seine Seele nicht, um einen Irrtum zu bekennen, ohne Furcht, sich damit zu schaden. Dieses doppelten Zieles wegen beabsichtigte er, mit weit überlegener Streitmacht selbst über die Pyrenäen zu gehen und vor Europa den Beweis zu führen, daß ein Widerstand gegen ihn unmöglich sei. Was in Spanien besiegt worden war, war zumeist nur junges ungeübtes Kriegsvolk gewesen; jetzt zieht er die Sieger von Ulm und Austerlitz, von Jena und Friedland heran. Mit Ansprachen voll Feuer und Verheißung schmeichelt er den Truppen, denen es keine geringe Überwindung kostet, die

Heimat, die sie seit drei Jahren nicht betreten, nur eben zu durchschreiten, und heimlich läßt er den Municipien der Städte befehlen, dieselben auf ihrem Marsche mit Festen und Gelagen und vertrauensvollen Reden und Liedern zu feiern, damit es bei den Kriegern den Schein erwecke, als hinge wirklich Frankreichs Wunsch und Hoffnung an ihrem neuen Waffenzuge.*) Und mit den Truppen gingen auch ihre bewährten Führer nach Spanien: Lannes, Soult und Bessières, Ney und Lefebvre, Moncey und Victor, Berthier als Chef des Generalstabes. Im Ganzen sind es außer den Garden und der Reserve-Kavallerie acht Armeecorps, die den Kampf mit dem ungefügen Volke aufzunehmen haben — denn auch Junot, der Be-

---

*) Überaus bezeichnend für Napoleon sind zwei seiner Dekrete an den Minister des Innern aus dem September 1808. „Ich wünsche" — heißt es in dem einen — „daß Sie die Präfekten der Departements, welche an der Marschlinie liegen, auffordern, besondere Fürsorge für die Truppen zu treffen und mit allen Mitteln den guten Geist, der sie beseelt, und ihre Ruhmesliebe zu nähren. Festreden, Liedervorträge, Freitheater, Gastmähler, das ist, was ich von den Bürgern zu Ehren der heimkehrenden Sieger erwarte." Ein paar Wochen später: „Die Truppen sind in Metz, Nancy, Reims bewirtet worden. Ich wünsche, daß sie es auch in Paris, Melun, Sens, Saumur, Tours, Bourges und Bordeaux werden; d. h. dieselben Truppen dreimal. Sie werden mir berechnen, was dies per Mann kostet. Lassen Sie in Paris Lieder verfertigen, um sie in die verschiedenen Städte zu schicken. Diese Lieder sollen von dem Ruhme sprechen, den die Armee sich erworben und von dem, den sie sich noch erkämpfen wird, und von der Freiheit der Meere, dem Ergebnis ihrer künftigen Siege Diese Lieder sollen bei den Gastmählern gesungen werden. Sie müssen aber drei verschiedene Gattungen derselben machen lassen, damit der Soldat nicht zweimal das Gleiche zu hören bekommt." Die Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Fézensac z. B. weiß in seinen Denkwürdigkeiten zu berichten: „Der Marsch der verschiedenen Korps durch Frankreich war ein Triumphzug. Die Behörden aller Städte wetteiferten, sie zu empfangen. Überall wurden militärische Feste veranstaltet, Gastmähler gegeben, in Beglückwünschungen, Festreden, Kriegsliedern die errungenen Siege der Großen Armee gefeiert und neue vorhergesagt." Daß dies alles der Kaiser heimlich angeordnet und aus seiner Tasche bezahlt hatte, erfuhr niemand.

siegte von Cintra, wird mit seinen 20 000 Mann wieder in den Kampf eintreten — ein Heer von über 200 000 Streitern unter dem genialsten Feldherrn, ausgestattet mit allen Zurüstungen, trefflich gekleidet und verpflegt.

Was wir gegenüber diesen Anstrengungen Napoleons, sein in Spanien verlorenes Prestige wieder zu finden, von den spanischen Maßregeln hören, ist von unendlicher Geringfügigkeit. Statt die Siege bei Baylen und an den andern Orten aufs eifrigste zu nützen und zu verfolgen, die Franzosen gänzlich aus dem Lande zu treiben und dessen Verteidigung vorzukehren, hatten sich die Spanier einem Freudentaumel hingegeben, der sie aller künftigen Gefahr vergessen und ihr Werk der nationalen Befreiung als beendet träumen ließ. Man überschätzte die verfügbaren Streitkräfte, die Kapazität der Generale, den Mut der Truppen, für die nichts verderblicher wurde als die voreilige Hingebung an den errungenen Triumph; die einzelnen Junten arbeiteten in Eifersucht widereinander, die einzelnen Feldherren desgleichen; das plötzlich herrenlos gewordene Volk, welches bisher an das unbedingteste Regiment gewöhnt gewesen war, verfiel in Ratlosigkeit und Anarchie. Die Franzosen mochten immerhin ins Land rücken, man wird sie rechts und links umgehen und allesamt gefangen nehmen — so lautete, nicht etwa die Ansicht untergeordneter Leute, sondern der Beschluß eines im September abgehaltenen Kriegsrates. Ja, ernste Blätter sprachen sogar davon, „die Rache auf die andere Seite der Pyrenäen zu tragen.“ Dabei aber ließ man das Heer — welches prahlerisch auf 3 bis 400 000 Mann angeschlagen wurde, während es nicht viel über 100 000 betrug — ohne genügende Kavallerie, die Truppen ohne Übung im Kampfe, selbst ohne Bekleidung und Nahrung. Und anstatt sie unter das Kommando eines Oberfeldherrn zu stellen, ward ein Kriegscomité mit der militärischen Leitung betraut, welches von Aranjuez aus die Operationen dirigieren sollte. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben, der Kampf war allzu ungleich.

Napoleon hätte gewünscht, daß die Spanier ihre Absicht wahr machten und wirklich zur Umarmung der französischen Armee ausholten. Noch aus Erfurt befiehlt er, den linken Flügel der Gegner, über 30 000 Mann unter General Blake, möglichst weit nach Viscaya und Navarra vordringen zu lassen, um ihn dann durch starke Massen, die zwischen ihn und das spanische Centrum durchgeschoben wurden, im Rücken zu fassen. Aber ein Ende Oktober voreilig eingegangener Kampf Lefebvre's zwang den Feind zum Rückzuge von Durango auf Valmaseda und vereitelte damit die Absicht des Kaisers. Als Dieser dann am 5. November 1808 in Vittoria beim Hauptquartier eintraf, ward Lefebvre hart zurechtgewiesen, im Übrigen aber der Plan einer Durchbrechung der feindlichen Linie nicht aufgegeben. Das Centrum derselben hielt Castaños mit etwa 25 000 Mann zwischen Calahorra und Tudela am Ebro, den rechten Flügel Palafox bei Saragossa. Zwischen Castaños nun und Blake in der Richtung auf Burgos ward die Hauptmacht der Franzosen dirigiert, während zwei Korps dem Letzteren auf dem Fuße zu folgen hatten. Die Eroberung von Burgos gelingt nach der Überwältigung einer geringfügigen Reservearmee der Spanier am 10. November, und zur selben Zeit wird Blake bei Espinosa in eine Schlacht verwickelt, die er am 11. verliert. Er ist von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und kann sich nur durch Hinterlassung seiner ganzen Bagage davor bewahren, daß ihn Soult fängt. Er flüchtet nach Asturien, wo ein kleines spanisches Korps unter Romana die Trümmer des seinigen aufnimmmt.

Die zweite Aufgabe, die sich Napoleon stellte, war die, nun auch Castaños, der sich inzwischen mit Palafox vereinigt hat, zu zermalmen. Zu diesem Zwecke entsendet er Ney mit seinem Korps und einigen Verstärkungen von Burgos südöstlich auf Soria, damit er von hier aus den Feind im Rücken fasse oder ihm den Rückzug abschneide, während ihn Lannes von Navarra her in der Front angreift. Der Frontangriff erfolgt und gelingt. Lannes gewinnt am 23. November die Schlacht bei Tudela;

Palafox muß sich nach Saragossa zurückziehen; Castaños flüchtet nach Süden. Und sicher wäre dieser von Ney gefangen worden, wenn der nicht, durch übertriebene Nachrichten über des Feindes Stärke getäuscht und unschlüssig gemacht, in Soria stehen geblieben wäre. Aber immerhin, beide spanische Armeen waren zum mindesten zersprengt.

Blieb noch das britische Expeditionscorps in Portugal, vor welchem ehedem Junot kapituliert hatte und das jetzt unter John Moore über Salamanca heranrückte, indes 10000 Mann Engländer von Coruña her im Anzuge waren. Von dieser Bewegung wußte Napoleon so wenig als Moore von den Niederlagen der Spanier. Der Kaiser, der über Burgos nach Aranda vorgegangen war, vermutete vielmehr, die Briten würden von Lissabon im Thale des Tajo auf Madrid marschieren, und suchte sich vor allem in den Besitz der Hauptstadt zu bringen. Nachdem er Moncey die Einschließung Saragossa's aufgetragen, avancierte er gegen die Sierra de Guadarrama, welche die Ebene von Madrid gegen Norden schützt und abschließt, während der Hauptmacht zur Rechten Lefebvre über Valladolid auf Segovia, ihr zur Linken Ney in der Richtung auf Guadalaxara vorgehen. Die Somosierra war von 12000 Spaniern verteidigt, die, mit Artillerie versehen, den Franzosen zu schaffen machen konnten. Sie hielten die Abhänge und die einzige steil aufsteigende Straße mit sechzehn Kanonen besetzt, hinter denen sich starke Abteilungen von Infanterie bargen. Am 30. November, vor Tagesanbruch, ließ Napoleon zunächst seine Tirailleure die Höhen emporklimmen, was ihnen, vom Nebel begünstigt, gelang; die Straße ward durch die polnische Gardekavallerie gesäubert, die dem fürchterlichen Feuer in Carrière entgegenritt, die Kanoniere niederhieb und auch die Fußtruppen des Feindes zurückwarf. Alles floh regellos. Die Straße nach Madrid war frei.

Hier hat der Kontrast zwischen dem bisher bekundeten prahlerischen Selbstbewußtsein der Regierung und der Thatsache, die Franzosen vor den Thoren zu sehen, eine ungeheuere Aufregung

erzeugt und Greuel der Verzweiflung mit sich geführt, die nur dem Gegner zu statten kamen, der als Hersteller der Ordnung auftreten und durch die Strenge, mit der er der Anarchie imponierte, einen nicht geringen Teil der Bevölkerung beruhigen, ja sogar teilweise für sich gewinnen konnte. Am 4. Dezember übergiebt sich die Stadt dem Kaiser, und noch am selben Tage erläßt Dieser vier Dekrete, die einen völligen Umsturz in den öffentlichen Verhältnissen Spaniens hervorrufen: die Inquisition ist abgeschafft und ihre Güter werden als Staatsdomänen erklärt; alle Feudalrechte hören auf zu gelten; die Provinzialzollschranken fallen; die Klöster werden auf ein Drittel ihrer Anzahl eingeschränkt, und die Mönche, welche freiwillig in den Stand der Weltgeistlichkeit übertreten, sollen Staatspensionen erhalten. Joseph, der dem siegreichen Heere des Bruders folgte, beklagte sich zwar, daß Dieser in seine Regentenrechte eingreife und wollte resignieren; aber das ward ihm verwehrt. Napoleon erklärte ihm, wie den Madridern, er käme als Eroberer, da die spanische Rebellion die Akte von Bayonne annulliert habe, und sein Recht sei das des Siegers. Schwer legte sich seine Hand auf die Bezwungenen. Schon in Burgos hatte er ein Proskriptionsdekret erlassen, und die Geächteten konnten froh sein, mit der Abführung nach Frankreich davon zu kommen; ihre Habe ward konfisziert. Wie in Allem, was Napoleon that, so lag auch in dieser Härte eine Absicht, es war die, das Regiment seines milden Bruders erwünscht erscheinen zu lassen. In einer Proklamation vom 7. Dezember wies er die Spanier an ihn und seine gemäßigte, konstitutionelle Regierung: „Es hängt nur von Euch ab, daß diese Konstitution fortan Euer Gesetz sei. Sind aber alle meine Bemühungen vergebens und rechtfertiget Ihr nicht mein Vertrauen, dann bleibt mir nur übrig, Euch auch fortan als eroberte Provinz zu behandeln und meinem Bruder einen anderen Thron zu verschaffen. Dann werde ich selbst die Krone von Spanien auf mein Haupt setzen und den Böswilligen Respekt vor ihr lehren, denn Gott hat mir

hinreichend Kraft und Willen verliehen, um alle Hindernisse zu besiegen.“ Die Wirkung blieb nicht aus. In Madrid schworen Bürger, Beamte und selbst Geistliche König Joseph den Treueid, und auch aus den Provinzen, freilich nur soweit die Franzosen vorgedrungen waren, langten die von Napoleon geforderten Juramente ein. Sein Gedanke war, ein Volk, welches durch seinen Glauben zur höchsten Energie des Widerstands entflammt werden konnte, durch eben diesen Glauben, auf den sich der Treuschwur gründete, zur Unterthänigkeit zu verpflichten.

Während er so in Madrid waltete, war Moore mit seinen Engländern längst bis nach Salamanca vorgedrungen, hier aber bei der Nachricht von den verschiedenen Niederlagen der Spanier stehen geblieben. Der Kaiser erfuhr lange nichts hiervon und glaubte noch immer, die Briten würden direkt auf die Hauptstadt losgehen. Noch am 14. Dezember dirigierte er Victor und Bessières nach Talavera und darüber hinaus, während er Ney, der einen Teil seiner Truppen wider die Trümmer des Castaños’schen Korps zurücklassen soll, mit den übrigen nach Madrid herankommandierte. Erst ein paar Tage später vernahm er den richtigen Sachverhalt durch Soult, der in einer Stellung bei Valladolid die Verbindung zwischen der Hauptarmee und Frankreich aufrechterhielt. Das Manöver der Engländer erschien ihm zunächst sonderlich; sofort aber erkannte er auch, wie verderblich es ihnen werden konnte. Soult, den er noch kurz zuvor angewiesen hatte, nach Gallicien zu marschieren, erhält jetzt nebst Verstärkungen die Ordre, Moore möglichst weit nach Osten zu locken, indes er selbst mit 40 000 Mann Madrid in nordwestlicher Richtung verlassen will, um jenseits des Gebirges, in Alt-Castilien, dem Gegner in den Rücken zu fallen.

Der Plan war gut, aber er sollte nur teilweise gelingen. Moore hatte jenen früheren Befehl Napoleons an Soult, nach Gallicien zu gehen, in die Hände bekommen und war darauf hin zunächst nicht nach Valladolid weitergezogen, sondern nordwärts abgeschwenkt, um sich zunächst mit der Kolonne, die

von Coruña im Anmarsch war, zu vereinigen, ehe er den Angriff auf Soult wagte. Das entfernte ihn von Napoleon. Dieser mochte sich den Marsch durch den Guadarrama-Paß und die altkastilische Ebene leichter gedacht haben. Er fand mannigfache Schwierigkeiten vor. In den Bergen hatten seine Truppen von Schneesturm und Glatteis zu leiden. Er mußte seine Gardereiter absitzen und, die Pferde führend, Weg bahnen lassen, er selbst zu Fuß in ihrer Mitte. Das war am 22. Dezember, als man über den Paß von Espinar zog. Am Tage darauf trat Tauwetter ein, und die reißend gewordenen Flüsse, die zu durchwaten waren, da alle Brücken fehlten, drohten neue Gefahr. All das hemmte und hinderte, und nur mit Mühe kam man bis Astorga. Unterdes hatte Moore endlich von dem wahren Stande der Dinge Kenntnis erhalten und wandte sich nach Coruña. Der Vorsprung, den er hatte, begünstigte sein Entrinnen aus der Gefahr, zwischen den Heeren von Soult und Napoleon zerrieben zu werden, und es blieb den Franzosen nur noch übrig, ihn hart zu verfolgen, was der Kaiser Soult allein überließ, indes er selbst von Astorga nach Benavente und dann nach Valladolid zurückkehrte. Hätte er ahnen können, daß die Engländer, als sie in Coruña anlangten, die Transportflotte noch nicht vorfinden und genötigt sein würden, sich zur Schlacht zu stellen, daß Soults Säumnis ihnen Zeit zur Aufstellung und schließlich zur Einschiffung übrig lassen würde, er hätte sich wahrscheinlich selbst an die Spitze der Verfolgung gesetzt. All das aber sah er nicht voraus, hielt vielmehr seine persönliche Aufgabe für beendet und verließ, nachdem er Soult befohlen hatte, Portugal zu besetzen, am 17. Januar das Land, um nach Paris zu eilen.

Von der zwiefachen Absicht, die er mit dem Feldzug in Spanien verfolgt hatte, war nur eine erreicht: er hatte mit ein paar raschen Schlägen die Sieger von Baylen besiegt und den Nimbus seiner Unüberwindlichkeit wieder hergestellt. Die zweite aber war nicht erfüllt: Spaniens Widerstand war nicht

gebrochen. Schlachten waren gewonnen, Armeen geschlagen, zersprengt, vertrieben worden, aber das Land war nicht erobert, das Volk nicht unterworfen. Noch konnten sich im Süden die Trümmer der besiegten Heere sammeln und zu neuen Kämpfen stärken, die Engländer mit ihrer Flotte in Portugal oder anderwärts ans Land gehen. Es hätte — urteilt der große Kriegskritiker Jomini — eines systematischen Feldzuges von der Dauer zweier Jahre bedurft und der Ausgabe von 3 bis 400 Millionen, die man zur Ernährung der Armee benötigte, um die Unterjochung durchzusetzen. Aber wir wissen, wie gedrängt Napoleon in der Zeit war, auf welch schwankender Basis sein europäisches Übergewicht beruhte. Denn es war eine der Folgen seiner weltumfassenden Politik, daß sie ihm neue Aufgaben zuwies, noch ehe er die alten zu lösen imstande war.

Bis auf die jüngste Zeit herauf galt die Erzählung, Napoleon habe am 2. Januar 1809 in Astorga Briefe erhalten, deren Inhalt ihn besonders nachdenklich gemacht und schließlich dazu bestimmt habe, mit der Garde umzukehren; in diesen Briefen sollen Nachrichten von neuen energischen Rüstungen der Österreicher und von geheimen Verabredungen der alten Feinde Talleyrand und Fouché gestanden haben, die den Imperator davon abhielten, sich in die Berge des Westens zu verlieren. Lanfrey und andere Historiker haben dies als napoleonische Geschichtsmacherei bezeichnet und gemeint, der Kaiser wollte nur — wie im Jahre 1805 an der englischen Küste — einen Vorwand finden, um der Situation in Spanien zu entrinnen und mit neuen Schlägen gegen Österreich seinen Kriegsruhm mächtiger zu beleben. Diese Ansicht trifft jedoch nicht das Richtige. Denn es hat sich aus neueren historischen Quellen, z. B. aus Aufzeichnungen Marets und Dokumenten Metternichs ergeben, daß die Intrigue Talleyrands, Fouchés und Anderer, welche das spanische Unternehmen, wie die ganze Weltpolitik des Kaisers, als für Frankreich nachteilig erklärten, durchaus nicht bedeutungslos war. Freilich,

wenn Metternich in der Intrigue bereits eine Verschwörung und in einer Schar von Malcontenten schon eine politische Umsturzpartei erblickte, mit der man zu rechnen habe, und seinem Hofe dies so darstellte, so war das weit übertrieben und nur geeignet, in Wien denselben Irrtum hervorzurufen, der im Jahre 1805 Mack bis an die Iller vorgehen ließ.*) Aber immerhin war doch so viel an der Sache, daß die Nachricht davon auf den mißtrauischen Kaiser Eindruck machen und ihn ebenso nach Frankreich zurückrufen konnte, wie ihn im Jahre 1800 eine Mitteilung ähnlichen Inhalts nach der Schlacht bei Marengo zur Heimkehr bestimmt hat.**)

Wichtiger aber noch als dies eine Moment, war für Napoleon das zweite: Österreich hatte, während er in Spanien focht, eifrig weitergerüstet, und schien zum Krieg entschlossen. Nicht ohne Grund. Schon daß Jener an Spanien gefesselt war, war eine Gunst der Verhältnisse. Metternich, der eigens nach Wien kam, um nach seinen Erfahrungen Rat zu geben, schilderte die französischen Streitkräfte als durchaus nicht weit überlegen und meinte, der spanische Krieg halte soviel davon fest, „daß die Macht Österreichs, soviel geringer als diejenige Frankreichs vor der spanischen Erhebung, derselben jetzt, in den ersten Augenblicken eines Krieges, zum Mindesten gleich sein würde.“ Er berechnete in einer seiner Denkschriften vom 4. Dezember 1808, daß Napoleon nur etwas über 200 000 Mann gegen den Osten zur Verfügung habe, und Minister Stadion trug dem Kaiser am selben Tage seine Überzeugung vor: es sei nunmehr an der Zeit, „die seit Anfang des Jahres mit so glücklicher Be-

---

*) „Wir sind also endlich an einer Epoche angelangt“ — heißt es in einer Denkschrift des österreichischen Gesandten vom 4. Dezember 1808 — „wo sich im Innern des französischen Kaiserreichs selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriguanten, sondern Männer, die imstande sind die Nation zu vertreten, verlangen unsere Unterstützung; diese Unterstützung ist unser eigenstes Interesse und zugleich das der Nachwelt.“

**) S. Band I, Seite 199.

harrlichkeit aktivierten Kräfte des österreichischen Staates in unmittelbare Anwendung zu bringen". Auch die finanzielle Not drängte zur Aktion. Denn nur bis zum Frühling konnte man den Hochstand der Armee noch fristen und dann mußte etwas geschehen; auf englische Subsidien, um die man sich schon seit Wochen bewarb, war erst nach Ausbruch des Krieges zu zählen. Und dann, gab es denn für Österreich nicht auch noch andere Hilfe als die spanische Diversion und Englands materielle Unterstützung? Mit dem Ministerium Stein in Preußen, welches eine national-deutsche Erhebung im Sinne gehabt hatte, war freilich nicht mehr zu rechnen; Stein war, auf Napoleons Andringen, gefallen und ging als ein Geächteter nach Österreich. Aber der Sturz desselben hatte am Königsberger Hofe doch keinen eigentlichen Systemwechsel mit sich gebracht. Und war es nicht ein deutliches Zeichen der Verständigung, wenn der preußische Minister Graf Goltz dem österreichischen Gesandten anfangs Dezember die Konvention mit Frankreich vom 8. September offen mitteilte und versicherte, der König werde, wenn er sich auch nicht gleich zu Beginn seiner Verpflichtung entziehen könne, doch die erste günstige Gelegenheit ergreifen, um an Österreichs Seite zu treten? Jedenfalls zog man diese Versicherung in Wien in Rechnung. Man konnte ja nicht wissen, daß Ansicht und Absicht des Königs durchaus nicht immer durch dessen Minister repräsentiert waren. Als Alexander I. von Erfurt über Königsberg nach Hause gereist war, hatte er Friedrich Wilhelm eingeladen, ihn in Petersburg zu besuchen. Sein Zweck war, denselben von seiner kriegslustigen Umgebung zu entfernen und zum Festhalten an dem Vertrage vom September zu bewegen. Das gelang. Als der König vor Mitte Februar in sein Land zurückkehrte, wollte er fortan von einer Teilnahme am Kampfe nichts mehr wissen, ermahnte Österreich, den Frieden zu bewahren und sich höchstens darauf zu beschränken, einen Angriff Napoleons abzuwehren, er selbst wolle sich nicht von Rußland trennen. Nun beruhte aber Stadions Programm gerade darauf, dem Feinde

der alten Staatenordnung nicht solange Zeit zu lassen, bis er neuerdings mit überlegener Macht den Donaustaat anfallen durfte, sondern eher zu einer Zeit loszuschlagen, wo die spanische Verlegenheit noch andauerte und des Gegners Kräfte band.

Die Erklärung Friedrich Wilhelm's machte aber nicht blos die Hoffnung auf Preußen in Wien zu nichte. Aus den Denkschriften Metternichs war hervorgegangen, welche Haltung Talleyrand gegen Alexander von Rußland eingenommen hatte; und daß in Erfurt nicht alles ganz glatt zwischen den beiden Kaisern abgelaufen war, bezeugte auch der heimgekehrte St. Vincent. Man zweifelte darum an der Echtheit der russisch-französischen Freundschaft, trotz ihrer Ostentation, und hoffte, der Zar werde, wenn nicht gerade sein System ändern, so doch in einem französisch-österreichischen Kriege neutral bleiben. Alexander jedoch erklärte dem Abgesandten Fürsten Schwarzenberg — immer in der Absicht, was ihm mit Preußen gelang, auch mit Österreich zu versuchen — rundweg, er werde seinen Verpflichtungen gegen Napoleon nachkommen müssen, da ohne Zweifel der Wiener Hof der angreifende Teil sei und für diesen Fall der Erfurter Vertrag seine militärische Unterstützung für Frankreich fordere (2. März). Erst später, als er bemerkte, daß sich Österreich trotzdem nicht vom Kriege abhalten ließ, gab der Zar, dem es doch nur um möglichst viel Spielraum im Orient, nicht aber darum zu thun war, Napoleons Weltherrschaft zu fördern, die heimliche Erklärung ab, er werde es vermeiden, Österreich harte Schläge zu versetzen (15. April).

Aber wenn auch Zar und König dem Kampfe mit Frankreich widerstrebten, gab es nicht dennoch in ihren Ländern Elemente, die anders dachten und stark genug waren, daß man mit ihnen rechnen konnte? Das welthistorisch Wichtige war, daß weder Alexander noch Friedrich Wilhelm in diesem Augenblicke die Stimmung und den Willen ihrer Völker vertraten. So wie in Österreich seit dem Bayonner Attentate die öffent-

liche Meinung zum Kriege drängte*), so war auch in Deutschland und in Rußland die Feindschaft gegen Napoleon eine nationale Empfindung geworden, die sich geltend machte. „Wenn der König“ — hieß es in Preußen — „noch länger zaudert, einen der öffentlichen Meinung, die sich laut für Krieg gegen Frankreich erklärt, entsprechenden Entschluß zu fassen, so wird unfehlbar eine Revolution ausbrechen!“ Der dies schrieb, war der preußische Minister des Äußern, und die Adresse war die Königin. Selbst persönliche Gegner Steins, wie Minister Beyme, beschworen Friedrich Wilhelm, sich von Rußland zu trennen und die Huldigung seiner alten Provinzen jenseits der Elbe entgegenzunehmen. Andere wieder wiesen ihm die Gefahr, welche darin lag, daß das Haus Österreich, wenn es in diesem Befreiungskriege siegen sollte, sich auch in Norddeutschland festsetzen könne, da schon jetzt Schlesien nach der österreichischen Herrschaft verlange. Ernst Moritz Arndt rief es ja offen in die Welt hinaus: „Freiheit und Österreich! soll unser Feldgeschrei sein; das Haus Habsburg soll herrschen!“ Ein Sturm von Enthusiasmus ging durch ganz Deutschland und that in Wien seine Wirkung, trotz der abmahnenden Warnung des Preußenkönigs, der jetzt wieder, wie vor Jena schon einmal, an Abdankung dachte. War es soweit geirrt, wenn Stadion diesem Eindrucke folgend, mehr das deutsche Volk als dessen Fürsten in seinen Kalkül aufnahm und endlich auch den kaltherzigen Kaiser Franz zu der Entschließung fortriß, Napoleon, „wie man zu sagen pflegt, das Messer an die Kehle zu setzen“? (Ende Februar 1809.)

Was Österreich eigentlich vom Kriege erhoffte, war, wie es in einer Instruktion für den zur Unterhandlung mit England bevollmächtigten Grafen Wallmoden vom 29. Januar heißt, „sich wieder auf den Punkt von innerer Stärke und Konsistenz

---

*) Am 18. März 1809 schrieb der französische Geschäftsträger aus Wien nach Hause: im Jahre 1805 wollte blos die Regierung den Krieg, weder die Armee, noch das Volk; 1809 wollen ihn Regierung, Armee und Volk.“

zu schwingen, auf welchem man nach den letzten Friedensschlüssen vor dem Preßburger Frieden gestanden hatte . . . mit der Bemerkung jedoch, daß man sich noch einzelne kleine Arrangements zur Verbesserung unserer Grenze und unserer Lage gegen Deutschland bei vorteilhaften Umständen vorbehalten wolle, umsomehr als zwei jüngere Branchen des Erzhauses ihrer rechtmäßigen Besitzungen in dem Laufe der Revolutionskriege beraubt worden sind und entweder in Deutschland oder in Italien ihre Wiedereinsetzung in das angeerbte Territorium oder eine Entschädigung finden müssen." Dann weiter: „Österreichs Wunsch ist, wenn es ihm gelingen sollte, das Tributär-System Napoleons zu zerstören, jeden rechtmäßigen Eigentümer wieder in den Besitz der ihm vor der Zeit der Usurpationen Napoleons zugehörigen Lande zu sehen. Dieser Grundsatz hat vor allem auf Spanien, dann in Italien auf den König von Neapel, den Papst, den König von Sardinien, in Deutschland auf den König von Preußen, den Kurfürsten von Hessen, den Herzog von Braunschweig, den König von England inbetreff Hannovers, dann auf das gegenwärtige Herzogtum Warschau zu Gunsten Preußens Bezug. Der Wiener Hof dehnt ihn auch auf diejenigen deutschen Fürsten aus, welche er bei dem bevorstehenden Kriege als Feinde zu behandeln im Falle wäre und deren Rückkehr in ihre angeerbten Lande nach geendigtem Kriege wenngleich mit einigen Bedingungen nach Maßgabe des von ihnen eingehaltenen Betragens er im Voraus zu versichern bereit ist." *)

Wie weit Napoleon von diesen Absichten der Donaumacht unterrichtet war, als er in Spanien Halt machte, läßt sich freilich

*) Man war sogar bereit, „dem Könige von Sardinien eine hinreichende Vergrößerung seiner ehemaligen Lande zu gönnen, damit er nicht bei jedem Kriege gezwungen werde, sich unter den Fahnen Frankreichs zu schützen und der französischen Macht als Avantgarde zu dienen". Es ist also mindestens stark übertrieben, wenn jüngst auf Grund dieses Aktenstückes „die Doppelherrschaft über Italien und Deutschland" als das Ziel Österreichs 1809 bezeichnet wurde.

14*

nicht bestimmt sagen. Nur, daß ihm — in der Regel über München — manche Nachricht über deren Rüstungen, über österreichische Wühlereien in Tirol, heimliche Verständigungen zwischen dem tirolischen Adel und der Wiener Regierung und manches andere auf Feindseligkeit deutende Zeichen zuging, ist erwiesen. Er hatte während des Feldzugs Österreich nicht aus dem Auge verloren, und wenn er auch nur 60 000 Mann in Norddeutschland unter Davoût, 30 000 unter Oudinot im Süden zurückgelassen, so war er doch unaufhörlich bedacht, diese einem Überfalle der Österreicher keineswegs gewachsenen Streitkräfte zu verstärken. Er forderte vom Senate die Konskription für 1810 und brachte, indem er die Erhöhung der jährlichen Rekrutenzahl von 80 000 auf 100 000 durchsetzte und von den Altersklassen von 1806 bis 1809 je 20 000 Mann nachträglich abstellen ließ, ein junges Heer von 160 000 Mann zustande, aus denen er fünfte Bataillons bei jedem Regiment errichtete. Außerdem zog er zwei Divisionen und die Garde aus Spanien und ließ zwei weitere Divisionen, die sich bereits auf dem Marsche dahin befanden, nach Deutschland umkehren, so daß er dort zu der Zeit, da er den Beginn des Krieges annahm, Mitte April, über etwa 200 000 Mann gebieten konnte, die italienische Armee nicht eingerechnet. In Paris ward verkündet, daß die spanische Affaire beendet, das Land unterworfen sei. Er war fest zum neuen Kampf entschlossen und bereitete ihn aufs sorgsamste vor. Auch hier galt es ihm, die Unantastbarkeit seiner Hoheit zu demonstrieren: niemand sollte fürder die Hoffnung hegen dürfen, ungestraft gegen ihn agitieren zu können, während er anderwärts beschäftigt war. In seinen Augen galt ein Staat, der irgend welche Selbständigkeit in seinen Bewegungen äußerte, als Rebell, der Strafe verdiente. Und hiezu gesellte sich noch ein anderer Beweggrund.

Während die früheren Kriege sich selbst ernährt und überdies reichen Geldgewinn abgeworfen hatten, hatte der spanische Feldzug nicht nur keine Kriegsentschädigung eingebracht, sondern

im Gegenteile sehr viel Kosten verursacht. Dadurch verschlechterten sich die Finanzen und heischten Aufbesserung. „Er braucht Geld“, sagte der russische Botschafter Rumänzow zu Metternich über Napoleon, „er hat es mir nicht verschwiegen; er will den Krieg gegen Österreich, um es sich zu verschaffen.“ In Wien hinwieder rief der ehemalige Leiter der Finanzen und nunmehrige Konferenzminister Zichy gleichfalls: „Krieg, da die Situation der Geschäfte ihn erfordert!“ So berührten sich die hohen Ziele der Weltbeherrschung auf der einen, der Weltbefreiung auf der andern Seite aufs engste mit der materiellen Notdurft des staatlichen Lebens. Der Waffenstreit war unvermeidlich, da beide Teile ihn wollten. Nur war es für Napoleon, wie ehedem so oft, jetzt doppelt wichtig, Österreich als Angreifer hinzustellen, nicht allein, um von Rußland die versprochene Hilfe heischen zu können, sondern auch um vor den Franzosen wieder als derjenige zu erscheinen, der vom Auslande zu immer neuen Kämpfen verleitet wird. So ließ er z. B. in der letzten Februarwoche verbreiten, er habe höchst annehmbare Anerbietungen in Wien machen lassen, um den Frieden zu erhalten — was doch nur zum Scheine der Fall war. Außerdem brauchte er noch Zeit zu seinen Rüstungen. Denn die Rekruten waren erst Mitte Februar versammelt und mußten vorerst geübt werden. Erst anfangs März giebt er Befehl zur Konzentrierung der Streitkräfte in Süddeutschland, und erst in den letzten Tagen dieses Monats ordnet er den strategischen Aufmarsch an, den der Generalstab bis zum 15. April fertig zu stellen hat. Früher, hoffte er, würden die Feindseligkeiten nicht beginnen, eher später, etwa Ende April oder Anfang Mai, wie er am 27. März an Eugen Beauharnais schreibt. Dann sollten die 200 000 Mann der deutschen Armee um Regensburg als Hauptquartier gruppiert sein, und nur wenn die Österreicher wider Erwarten früher losschlügen, die Lechlinie mit Donauwörth als Stützpunkt besetzen. Gelingt es, in die Regensburger Aufstellung zu gelangen — Davoût bei Nürnberg, Massena, der die nachgeschobenen Truppen

befehligte, bei Augsburg, Oudinot und die Bayern bei Regensburg — so konnte der Feind, dessen Hauptmacht Napoleon in Böhmen weiß, entweder bei Cham in Bayern einbrechen und auf Regensburg losgehen, wo ihn dann die rasch vereinigten französischen Abteilungen im Thal des Regen aufhalten würden, oder auf Nürnberg oder Bamberg marschieren, wo er er Gefahr lief, von Böhmen abgeschnitten zu werden, oder konnte nördlich gegen Dresden debouchieren, wo man dann in Böhmen einbrechen und ihm nach Deutschland folgen würde; wollten die Österreicher Anstalten machen, die französische Aufstellung beiderseits zu überflügeln, so würde man sie im Zentrum fassen und sich den Rückzug an den Lech offen halten. Alles hing davon ab, wann die Österreicher den Krieg eröffneten — denn der erste Schritt mußte ihnen, Rußlands wegen, eingeräumt bleiben — und in welcher Richtung sie ihn thaten.

In den Büreaus des österreichischen Generalquartiermeisterstabes hatte man den neuen Feldzug gegen Frankreich längst überlegt. Schon im Oktober 1808 war ein Plan entstanden, wonach Davoût in Sachsen angegriffen und die norddeutschen Fürsten und Völker gegen Napoleon fortgerissen werden sollten. Dann war es aber doch wieder zu mannigfachen Schwankungen gekommen, wie es überhaupt in der nächsten Umgebung des Kaisers Franz zwei Strömungen gab, deren eine — Stadion — für möglichst rasche Offensive, die andere — Erzherzog Karl — für ausgiebige Rüstungen zum Zwecke der Verteidigung, wenn man endlich angegriffen würde, stimmten. Der ganze Januar verging noch in dieser Unentschlossenheit. Man hatte nur die Gewißheit gewonnen, daß man mit den Rüstungen vor Ende März nicht fertig sein würde. Anfangs Februar erst entschied sich der Kaiser für den Offensivkampf. Nun ward ein neuer Operationsplan entworfen, demzufolge ein Korps unter Erzherzog Ferdinand gegen Warschau marschieren, eine andere Heeresabteilung unter Erzherzog Johann in Italien eindringen und Tirol insurgieren, ein Korps unter Hiller am Inn

Aufstellung nehmen, das Gros aber unter Erzherzog Karl in Böhmen konzentrirt werden sollte, um von hier aus je nach der Stellung, welche die feindliche Hauptmacht einnehmen würde, zu operieren (8. Februar). Während sich aber die einzelnen Korps in Böhmen endlich zu sammeln begannen, vernahm man von dem Vorrücken der Franzosen in Schwaben, vom Marsche Davoats nach Würzburg, d. h. von der Konzentrierung der feindlichen Armee im Donauthale, und befürchtete, dieselbe könnte am rechten Donauufer vordringen, mit ihren überlegenen Kräften das vereinzelte Korps Hillers werfen und auf die Hauptstadt losgehen, indes die Hauptmacht, wenn sie aus Böhmen an die Donau marschierte, dort einen schwierigen Übergang finden und zu spät kommen dürfte.*) Deshalb entschied man sich, um die Mitte März, dafür, mit sieben von den in Böhmen gesammelten Korps nicht geradezu auf die Franzosen loszurücken, sondern sich erst auf dem Umwege über Linz mit der Hillerschen Abteilung zu vereinigen und so die Offensive, statt durch den Böhmerwald, über den Inn hinaus zu ergreifen. Nur zwei Armeekorps, die man zurückließ, sollten den direkten Weg einschlagen und auf Regensburg marschieren, mit denen man sich dann vor der Entscheidung zu verbinden gedachte. Die Folge dieses Entschlusses war, daß man drei Wochen Zeit verlor. Erst am 9. April standen die Österreicher am Inn zum Übergange bereit, als der Erzherzog Karl den Krieg erklärte.

Wenige Tage vorher hatte sich der Prinz in einem Armeebefehl an sein Heer gewendet und ihm die Mission der Befreiung des Weltteils übertragen: „Die Freiheit Europens hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen

*) Diese Gründe will der österreichische Oberst Stutterheim von „wohl Unterrichteten" vernommen haben. Die ganze Sache ist aber heute noch in Dunkel gehüllt. Die gewöhnliche Annahme, daß es über den Operationsplan zu Differenzen zwischen dem General Mayer einerseits und dem Erzherzog Karl und seinem Adlatus Grünne andererseits gekommen sei, bedarf der Berichtigung.

und Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung." Der deutschen Nation ward zugerufen, „daß Österreich nicht bloß für seine Selbständigkeit, sondern für Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre das Schwert ergreife". Der ganzen Welt ward durch ein Manifest aus Gentzens Feder erklärt, daß man nicht Frankreich, sondern nur das System stetiger Ausdehnung bekämpfe, welches die herrschende Verwirrung aller Verhältnisse herbeigeführt habe. So war es denn kein Krieg von Staat gegen Staat, der im April 1809 seinen Anfang nahm, kein Kampf, der um die größere oder geringere Ausdehnung eines politischen Machtgebietes gekämpft wurde, sondern ein Streiten für die Selbständigkeit der Völker wider eine Gewalt, welche längst die Schranken staatlicher Grenzen nicht mehr anerkannte, sondern sie möglichst zu verwischen und das revolutionäre System zentralisierter Egalität auf die Nationen zu übertragen strebte.

Noch ehe die feindlichen Armeen in Bayern aufeinandertrafen, war der Krieg bereits anderwärts loh emporgebrannt. Zunächst in Tirol. Hier hatte die Aufteilung des Landes in drei Kreise, die Beseitigung des Landesnamens, die Aufhebung der Landstände, die Durchführung der Militärkonskription, insbesondere aber die kirchliche Reform tiefen Haß, namentlich unter dem Adel und der bäuerlichen Bevölkerung, gegen das bayrische Regiment erzeugt, welches nur in den liberalen Bürgerkreisen der größeren Städte einigen Anhang fand. Versprechungen österreichischer Emissäre und der Wiener Regierungskreise nährten die Erbitterung, und als der offene Krieg nicht mehr zweifelhaft war, erhob sich das Landvolk Tirols, lieferte den bayrischen Truppen ein glückliches Gefecht, zwang sie zur Kapitulation und wurde Herr der Hauptstadt, wo bald darauf die Österreicher, von Jubel und Freude begrüßt, einzogen. Zur gleichen Zeit hatte auch die Armee des Erzherzogs Johann, aus Kärnthen vordringend, die Franzosen unter Beauharnais bei Pordenone und in

der Schlacht bei Sacile oder Fontana Fredda am 16. April 1809 geschlagen und bis an die Piave und Etsch zurückgeworfen. Und ebenso war das Korps des Erzherzogs Ferdinand in Polen siegreich vorgerückt, so daß es am 20. April in Warschau einmarschieren konnte. Das waren Erfolge, umso wertvoller, da Napoleon, trotz der Verzögerung, die der österreichische Vormarsch durch die Änderung des Kriegsplans erfuhr, noch immer überrascht wurde, da er den Angriff erst um Wochen später erwartet hatte. Nun kam viel darauf an, ob die österreichische Hauptarmee die Gunst der Verhältnisse durch rasch entscheidende Operationen zu nützen wußte.

Berthier hatte das Oberkommande über die „deutsche Armee" zu führen, bis der Kaiser selbst herankam. Er war aber seiner Aufgabe keineswegs gewachsen. Anstatt den klaren Befehl Napoleons zu befolgen, Davoût an den Lech zurückzuziehen und hier das Heer zu sammeln d. h. unter allen Umständen vor der Aktion zu vereinigen, ließ er Jenen bei Regensburg stehen und hoffte Oudinot und Massena südwärts der Donau in eine Linie mit ihm bringen zu können. Daraus ergab sich aber nur, daß die französische Armee mehrere Tage hindurch, anstatt konzentriert, in zwei Teile gespalten blieb, die durch das gesammelt vordringende österreichische Heer nacheinander überwältigt werden konnten. Die Österreicher aber versäumten diese günstige Gelegenheit. Sechs Tage, vom 10. bis zum 16. April, brauchten sie, um vom Inn zur Isar zu gelangen, eine Strecke, die kurz nachher die Franzosen in zwei Tagemärschen zurückgelegt haben, und als der Erzherzog am 17. morgens von Landshut nordwärts gegen Regensburg aufbrach, um die Offensive wider Davoût zu ergreifen, da war auch schon Napoleon an der Donau angelangt und brachte seinem Heere die Rettung aus dieser ernsten Gefahr.

Der Kaiser hatte am 12. abends in Paris durch den optischen Telegraphen die Nachricht vom Innübergang der Österreicher und von ihrer Kriegserklärung erhalten, war allsogleich abgereist, vier

Tage und Nächte mit kurzer Unterbrechung gefahren und am Morgen des 17. in Donauwörth eingetroffen. Hier bemerkte er sofort den Fehler, den die Österreicher durch ihre Langsamkeit begangen hatten, und so sehr ihn die Konfusion, welche Berthier angerichtet, erboste, so beschwichtigte ihn doch wieder die Haltung des Gegners. „Wo steht der Feind?“ fragte er beim Verlassen der Kutsche. „Der Erzherzog ist über den Inn und die Isar gegangen“, lautete Montyons Antwort, der die Szene später oftmals erzählte, „hat dann rechts abgeschwenkt und ist im Marsch auf Regensburg.“ Er wollte es anfangs nicht glauben, und man mußte ihm die Richtigkeit der Nachricht wiederholt versichern. „Da war es“ — sagt Montyon — „als ob er wüchse, seine Augen begannen zu glänzen, und mit einer Freude, die sein Blick, seine Stimme, seine Bewegungen verrieten, rief er aus: Dann hab' ich sie! Das ist eine verlorene Armee! In einem Monate sind wir in Wien!“

Der Kaiser irrte. Er brauchte um eine Woche weniger dazu.

Man hat Napoleons Kriegführung in diesen Tagen jederzeit und allerseits zu seinen größten Thaten gezählt. Sie im einzelnen darzulegen, soll unversucht bleiben. Nur in ihrer Wirkung muß an sie erinnert werden. Die Österreicher hätten auch jetzt noch, da die Luftlinie von Landshut nach Regensburg nur sieben, die von Augsburg nach Regensburg aber sechzehn Meilen beträgt, die beiden französischen Armeen getrennt besiegen können, und man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Napoleon ehemals noch weniger Zeit und Raum für sich hatte, als er im ersten italienischen Feldzuge die österreichischen Entsatzarmeen vor Mantua gesondert schlug. Aber ihr Tempo blieb immer das gleich bedächtige, und überdies wurden ihre Streitkräfte, da man nicht sicher war, ob sich Davoat wirklich noch in Regensburg befand, oder schon nach Westen aufgebrochen war, geteilt, so daß nur eine Hälfte dahin, die andere auf Abensberg marschierte, um den Marschall auf seinem Flankenmarsche anzugreifen und seine Ver-

einigung mit den Bayern zu hindern.*) Unterdessen hatte Napoleon schon am 17. seine Befehle gegeben: Davoût sollte von Regensburg am rechten Donauufer nach Ingolstadt zurückgehen, die Bayern unter Lefebvre mit ihm in Verbindung treten und Massena vom Lech an den Inn vorrücken. Besonders den Letzteren trieb er zur möglichsten Raschheit an, da er schließlich den Plan faßte, durch die Zurückziehung des linken Flügels und die Vorschiebung des rechten nicht allein die Armee zu vereinigen, sondern auch — sein bekanntes Manöver — den Feind in seiner Rückzugslinie auf Landshut zu bedrohen. Die Bewegungen gelingen unter glücklichen Gefechten mit den österreichischen Flügelkolonnen. Bald ist die Armee konzentriert, und am 20. April kann Napoleon auf seiner ganzen Linie — links Davoût gegen die Laber, rechts Massena gegen Moosburg, im Zentrum der Kaiser mit den Bayern und einigen französischen Divisionen über die Abens — die Offensive ergreifen. Der Erfolg war, daß Napoleon sich noch am 20. zwischen die beiden Hälften der feindlichen Armee drängte und die eine unter Hiller, welche nordwestlich vorgedrungen war, auf Landshut zurückwarf; der anderen unter Karl gelang es, am selben Tage sich Regensburgs zu bemächtigen. Gegen diese wendet sich nun der Kaiser sofort, die Verfolgung jener über Neumarkt hinaus geringeren Kräften überlassend. Erzherzog Karl hatte in Regensburg eines der beiden Korps aus Böhmen, die ebenfalls allzu langsam marschiert waren, an sich gezogen und drang am 22. April gegen Süden vor. Aber bei Eggmühl ward im Zentrum ein Korps unter Rosenberg von Vandamme besiegt, der rechte Flügel von Davoût zurückgedrängt, der linke von Lannes durch eine Umgehung bedroht. Trotz der außerordentlichsten Tapferkeit vermochten die Österreicher doch nicht zu widerstehen; sie wichen wieder auf

*) Radetzky, der selbst am Feldzuge teilnahm, bezeichnet diese Teilung der Kräfte zum Zwecke der Eroberung von Regensburg als den zweiten großen Fehler der Österreicher, den Marsch über Linz als den ersten.

Regensburg zurück, wo es am 23. zu einem neuen Treffen kam, dessen Verlust den Erzherzog nötigte, über die Donau zu gehen, um durch Böhmen nach der Hauptstadt zu ziehen. Napoleon aber befahl, ohne dem Prinzen zu folgen, den Vormarsch nach Wien.

Er hat es später im Exil wiederholt beteuert, die größten und geschicktesten militärischen Manöver hätte er in der Schlacht bei Abensberg, dann bei Landshut, endlich bei Eggmühl vollführt; besonders das Treffen bei dem zuletzt genannten Orte stellte er zuhöchst. Und in der That, wenn man bedenkt, daß er kaum eine Woche zuvor die größte Verwirrung und eine zerrissene Armee einem konzentrierten Feinde gegenüber vorgefunden hatte, und binnen wenig Tagen diese Armee zu vereinigen, die des Gegners zu trennen und dann getrennt zu besiegen wußte, wer möchte ihm da den Preis versagen? Und wenn es neben dieser Genialität des Feldherrn noch etwas zu bewundern gab, so war es die rastlose Energie der Gedankenarbeit, die sich nicht Schlaf, kaum Nahrung gönnte, bis das Ziel erreicht war. „Die Arbeit ist mein Element", hat der Gefangene von St. Helena gesagt. „Ich habe zwar die Grenzen meiner Beine, die meiner Augen kennen gelernt, aber niemals die meiner Thätigkeit."

Die Siege in Bayern hatten aber nicht bloß die Bedeutung glänzender militärischer Erfolge. Sie waren die entscheidendste Aktion des ganzen Krieges, welcher durch sie völlig seinen ursprünglichen Charakter verlor. Österreich hatte ihn offensiv zu führen gedacht und in diesem Sinne eröffnet, jetzt war es auf die Defensive zurückgeworfen und nie mehr imstande, die Offensive außerhalb der Grenzen zu ergreifen. Vor fünf Tagen der Vorkämpfer Europas, war jetzt sein Heer nur noch der Verteidiger des eigenen Staates. Denn auch die Erzherzöge Johann und Ferdinand hatte das Mißgeschick Karl's genötigt, das in Italien und Polen gewonnene Terrain wieder aufzugeben. Im österreichischen Hauptquartier herrschte

denn auch die größte Niedergeschlagenheit. Aus Cham, wohin sich Erzherzog Karl zurückgezogen hatte, schrieb er an Kaiser Franz: „Wenn noch so eine Affaire ist, so hab' ich keine Armee mehr. Ich erwarte die Friedensverhandlungen." Aber trotz der großen Verluste in diesem fünftägigem Feldzuge — man berechnete sie auf über 50000 Mann — war es doch nicht die Meinung des Monarchen, schon jetzt sich zu beugen. Franz war in diesen Tagen noch immer von Stadion beeinflußt, der die Hoffnung auf Rettung keineswegs aufgab. „Es ist noch nicht alles verloren", schreibt der Minister an seine Frau, „wenn es uns nur gelingt, den Erzherzog aufzurichten und desgleichen die Armee, welche nach der Art, wie man sie geopfert, allen Grund hat, entmutigt zu sein." Der Bruder des Premiers, Graf Friedrich, wurde in dieser Absicht ins Hauptquartier gesandt, und wirklich klang die Sprache des Generalissimus bald wieder zuversichtlicher. Er bietet zwar in einem Schreiben an Napoleon — welches nie eine Antwort erhalten sollte — Unterhandlungen an, hofft aber doch auch, es werde ihm gelingen, sich zwischen Budweis und Linz mit den zwei Korps von Hiller, die vor Napoleon den Inn gewonnen haben und donauabwärts marschieren, zu vereinigen und den Feind durch eine Bedrohung in Flanke und Rücken zum Rückzug zu zwingen. (Karl an Franz, 28. April 1809 aus Neumark). Aber dies war Täuschung. Hiller kann sich bei Linz gegen die übermächtig nachdrängenden Franzosen nicht halten, muß auch, nach heroischen Kämpfen bei Ebelsberg, die Traunlinie preisgeben, um erst bei Krems das jenseitige Donauufer zu gewinnen, auf welchem er den Erzherzog erwartet, der über Zwettel und Meissau heranrückt; um die Mitte Mai sind die beiden Heeresteile an den Ostabhängen des Bisamberges Wien gegenüber vereinigt.

Napoleon hat es selbst später im Gespräche mit dem österreichischen General Bubna als einen militärischen Fehler bezeichnet, dem Erzherzoge nicht nach Böhmen nachgerückt zu sein;

er habe, sagte er, lange in Regensburg geschwankt und nur mit Rücksicht auf die allgemeine Lage Europas, d. i. um die unruhigen Elemente des Nordens von einem Anschluß an Österreich abzuhalten, den Vormarsch auf Wien beschlossen. Am 13. Mai war er Herr der Stadt, die sich jetzt nicht ohne heftige Gegenwehr ergab, und schlug, wie 1805, sein Hoflager wieder in Schönbrunn auf. Damit war allerdings viel erreicht, aber gewiß nicht Alles. Denn der Besitz der feindlichen Residenz gewann doch erst dann volle Bedeutung, wenn auch das feindliche Heer, das derselben gegenüber lag, geschlagen ward, und wenn Napoleon die Offensive beibehalten wollte, mußte dies gewagt werden, obgleich sein Heer durch Detachements (Lefebvre mit den Bayern gegen Tirol, Bernadotte in Linz) geschwächt und Davoût erst im Anmarsch auf Wien begriffen war.

Er wählte, um an den Gegner zu gelangen, den Übergang im Südosten der Stadt, bei Kaiser-Ebersdorf. Dort ließ er in der Nacht des 20. Mai seine leichte Reiterei, die Korps von Massena und Lannes und hinter ihnen die Garde zunächst nach der geräumigen Insel Lobau und während der nächsten Nacht von da auf das Norduser hinüberrücken, ohne von dem Feinde darin gestört zu werden. Erzherzog Karl hatte ursprünglich die Absicht, die Franzosen, die auch bei Nußdorf den Versuch eines Brückenschlages gemacht hatten, in einer an den Bisamberg gelehnten Stellung zu erwarten, entschloß sich aber, nachdem Napoleon unterhalb Wiens herübergekommen war und am Morgen des 21. bereits Aspern nnd Eßlingen besetzt hatte, ihm entgegenzugehen und ihn mit Übermacht anzugreifen. Um auch in der Übermacht zu bleiben, wollte er die Brücke über den Hauptstrom bei Ebersdorf durch herabrinnende Steinschiffe zerstören, damit der Feind keinen weiteren Zuzug erhielt. Die Absicht glückte nicht sogleich. Die Franzosen behaupteten sich in den besetzten Ortschaften, und während der Nacht konnte Napoleon noch so viel Truppen über den Strom ziehen, daß er es wagen durfte, am Morgen des 22. weiter vorzugehen. Denn jetzt standen die

Heere in ungefähr gleicher Truppenzahl einander gegenüber, und wenn auch noch die Brigaden Davouts herüberkamen, so schien ihm sein Sieg gewiß; Davout konnte dann Lannes in Eßlingen ablösen und Dieser dazu verwendet werden, das österreichische Zentrum zu durchbrechen. In der That, kaum meldete Davout seine Ankunft jenseits in Ebersdorf, so erhielt Lannes diesseits Befehl zu avancieren. Schon war er mit ungeheurer Wucht vorgedrungen, schon bog sich die österreichische Linie nach rückwärts aus, so daß nur mit größter Mühe, indem der Erzherzog, sich selbst exponierend, alle Reserven vorschob, eine Katastrophe verhütet wurde: da brach im Rücken der Franzosen die große Brücke, die Truppen Davouts wurden jenseits des Stromes aufgehalten, und Lannes, von Eßlingen her nicht unterstützt, mußte zurückgehen. Da nun die Österreicher ihrerseits mit unerschüttertem Mute vorrückten, war Napoleon neuerdings in die Defensive gedrängt, und die Schlacht gewann denselben Charakter wieder, den sie am Vortage getragen hatte. Nach neuen kritischen Momenten, die im österreichischen Lager sogar den Gedanken an Rückzug geweckt haben sollen, mußten die Franzosen endlich Aspern und Eßlingen aufgeben und in die Lobau zurückkehren, eine Bewegung, die Massenas Truppen mit großer Bravour deckten.*)

Der Tag war für Napoleon verloren. Seine Generale hatten sich mit Ruhm bedeckt, der Feldherr aber war besiegt. Auf einem Kahne nach Ebersdorf gelangt, soll er dort allein, unbeweglich, stumm und starren Blickes vor seinem improvisierten Abendbrote gesessen haben, bis seine Augen Thränen füllten. Weinte er über Lannes, der zu Tode getroffen lag? So wollten es seine Schmeichler wissen. Oder war es ein anderer Verlust,

*) Eine völlig zuverlässige Darstellung der Schlacht bei Aspern fehlt noch. Die Entscheidung auf österreichischer Seite hat schließlich der Reitergeneral Fürst Johann Liechtenstein herbeigeführt, wie der Erzherzog selbst am nächsten Tage dem Kaiser Franz vor der ganzen Armee erklärte. So schreibt Stadion, der den Monarchen begleitete, am 23. Mai an seine Frau.

der ihm Thränen erpreßte? Denn das konnte er sich nicht verhehlen, daß der Ruf seiner Unwiderstehlichkeit dahin war. Und wer wird es ihm glauben, wenn er der Welt in seinem Bulletin verkündet: „Der Feind zog sich in seine Stellungen zurück und wir blieben Herren des Schlachtfeldes“? Niemand.

Kurz zuvor hatte er sich mit seinen Marschällen in der Lobau beraten. Sie hatten ihn mutig und zuversichtlich gesehen, wie immer. Auf ihren Vorschlag, die Insel zu räumen, war er nicht eingegangen; er will sie halten und befestigen. Und er hat damit das Richtige getroffen, denn als in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai die Österreicher mit zwei Brigaden dieselbe wegnehmen wollten, erwies sich dies als unausführbar.*) Ob es mit größerem Kraftaufwande nicht dennoch möglich gewesen wäre, steht freilich dahin. Marmont erzählt, daß in der französischen Armee, die drei Tage lang in der Au bivouakieren mußte, bis die große Brücke wieder hergestellt war, arge Konfusion herrschte, wie sie einem feindlichen Handstreiche nicht günstiger sein konnte. Der Erzherzog begnügte sich aber damit, auf dem Marchfelde eine möglichst gute Position zu suchen und eine abwartende Haltung einzunehmen. Nach seiner Meinung sollte man den Sieg eher diplomatisch als militärisch auszunützen trachten, d. h. um einen möglichst vorteilhaften Frieden zu erlangen. Er war ohne Zuversicht auf einen zweiten Erfolg im Felde. „Die Schlacht bei Aspern“, schrieb er während der nächsten Wochen einmal an seinen Ohm, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, „hat Napoleon milde gestimmt. Man sollte doch von diesem Glück, welches wir kaum ein zweites Mal erfahren werden, Gewinn ziehen.“

---

*) So meldet am 24. der Erzherzog seinem kaiserlichen Bruder. In einer Denkschrift seines Generalstabschefs Wimpffen vom 29. hieß es dann: „Der Sieg konnte nicht benutzt werden, da die feste Stellung des Feindes jede Verfolgung unmöglich machte; auch konnte die Donau nicht wohl übersetzt werden, so lange der Feind diesseits des Hauptstromes in der Lobau einen beträchtlichen Teil seiner Armee unterhält.“

Die Wechselfälle des Kampfes, wie wir sie bisher verfolgten, hatten auf das übrige Europa ebenso wechselnde Eindrücke hervorgebracht. Die Gegner des Imperators, namentlich im Norden Deutschlands, waren von den ersten Erfolgen der österreichischen Truppen in Italien, besonders aber von dem Gelingen des tirolischen Aufstandes, begeistert. Alle Räte Friedrich Wilhelms III. rieten jetzt dringend zum Anschluß an Österreich. Dieses rechnete sicher darauf und bot zu diesem Zwecke das vom Erzherzog Ferdinand eroberte Herzogtum Warschau Preußen an. Aber umsonst. Der König widerstrebte seinen Ratgebern, verurteilte mit seiner eingeschränkt preußischen Gesinnung den national-kriegerischen Aufschwung im Lande als „frevelhafte Unruhe", insbesondere als Schill, unter dem Jauchzen der Bevölkerung, sein Bataillon eigenmächtig aus Berlin führte, um den Dörnberg'schen Aufstand in Westfalen zu unterstützen, und erst als aus Petersburg die Nachricht eintraf, Kaiser Alexander beabsichtige keine ernsten Feindseligkeiten gegen Österreich, gab er widerwillig seine Zustimmung zu geheimen Rüstungen und ließ die Zahlungen an Frankreich einstellen. Das war ein erster Schritt, dem notwendig ein zweiter folgen mußte, wenn er nicht widersinnig sein sollte. Dieser zweite Schritt aber blieb aus. Die österreichischen Niederlagen in Bayern thaten ihre Wirkung, und der König beharrte bei seiner Anschauung, der Franzosenkaiser würde auch über ein vereinigtes preußisch-österreichisches Heer siegen, und es sei immer noch besser, hinter der Oder, als gar nicht mehr König von Preußen zu sein. Und auch die Schlacht bei Aspern änderte nichts hieran, denn daß sie nicht ausgenützt wurde, war nur ein neues Argument, welches Friedrich Wilhelm seinen Ministern entgegenhielt. Zu alledem beging jetzt auch die österreichische Regierung einen Fehler, indem sie, anstatt die Bedingungen, welche Preußen für ein Abkommen stellte, rund anzunehmen, nur ganz allgemeine Versicherungen gab und es mit seinem Verlangen nach Waffen und Geld an England wies. Als dann Mitte Juni der österreichische Oberst Steigen-

tesch, allzu ostentativ, in Königsberg erschien, um hier eine Militärkonvention abzuschließen, verfehlte er sein Ziel und mußte unverrichteter Dinge abziehen. Der König war nun entschlossen, den Ausfall der nächsten Schlacht abzuwarten. Er ist, trotz 1806, noch immer derselbe, der er 1805 gewesen. Nur sein Volk hatte sich verändert. Mit Begeisterung vernahm es die Nachrichten, daß Tirol — von Bayern und Franzosen nach dem Abzug der Österreicher besetzt — sich neuerdings erhoben und in der Bauernschlacht am Berge Isel (29. Mai) gesiegt habe, daß eine Abteilung österreichischer Truppen, mit einer vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig geworbenen Freischaar vereinigt, in Sachsen und Franken vorgedrungen sei, daß die Engländer Miene machten, an den Mündungen der Elbe und Weser zu landen. Schien nicht jetzt der Augenblick gekommen, loszuschlagen? Das war wenigstens die Meinung der preußischen Generale Blücher und Bülow, die in Pommern kommandierten und sich kurzweg zu einem Militäraufstande gegen Napoleon entschlossen — mit oder ohne den König. Da traf aber andere Botschaft ein, welche die Begeisterung arg herabstimmte.

Bei Wien hatten nach dem Tage von Aspern die beiden Armeen, unthätig einander gegenüber gelegen. Das österreichische Heer ergriff die Offensive schon deshalb nicht, um den Sieg vom 22. in die Ferne fortwirken zu lassen und diese Wirkung „nicht durch die Zufälle einer nachteiligen Schlacht aufs Spiel zu setzen“, wie ein Eingeweihter versichert. Der Erzherzog rief das Beispiel des zaudernden Fabius für sich auf, der Hannibal besiegt habe. „Napoleon und ich,“ schrieb er einmal im Juni an den Herzog von Sachsen-Teschen, „wir beobachten uns, wer wohl den ersten Fehler begehen wird, den der Andere benutzen kann, und ergänzen unterdes unsere Verluste. Ich werde nichts riskieren, denn die Kräfte, über die ich verfüge, sind die letzten des Staates, aber ich werde mit der größten Energie jede Gelegenheit ergreifen, um einen entscheidenden Schlag zu führen.“ Nun, Napoleon beging in diesem Feldzuge keinen

Fehler mehr. Er that vielmehr alles, um die Folgen des begangenen wieder gründlich zu verwischen. Was nur irgend an Truppen disponibel war, zog er jetzt zum Entscheidungskampfe herbei: Eugen, der dem Erzherzog Johann gefolgt war, kam mit über 50000 Mann über Kärnthen heran und war Ende Mai schon über dem Semmering, Marmont wurde mit 10000 Mann aus Dalmatien herzubefohlen, Lefebvre aus Tirol nach Linz kommandiert, um dort die Divisionen Bernadottes und Vandammes frei zu machen, die in die Nähe der Hauptstadt rückten. Und um diese Kräfte möglichst zu schützen, ward die Lobau, wo das Korps Massena zurückgeblieben war, befestigt, die große Brücke über die Donau mit einer Brustwehr von Estakaden gesichert und von einer Ruderflottille bewacht. Bis ins Einzelnste ging des Kaisers Sorge für seinen nächsten Sieg.*) Jenseits hat sich auch der Erzherzog verstärkt, ein entferntes Corps unter Kollowrat herangezogen, indes sich sein Bruder Johann durch Ungarn, wo sich ihm die ungarische Insurrektion d. i. die von dem Landtage des Vorjahres bewilligte Kriegshilfe anschloß, näherte. Das ging nicht ohne Unfall ab. Denn Napoleon sandte, um die Vereinigung des Prinzen mit der Hauptarmee zu stören, den Vizekönig gegen ihn aus, und Eugen rächte am 14. Juni bei Raab seine Niederlage bei Fontana Fredda. Johann war zunächst zum Rückzuge nach Osten genötigt, und erst jenseits der Donau und mit stark reduzierten Kräften gelang es ihm, Preßburg zu erreichen und mit Karl Fühlung zu gewinnen.

In den ersten Julitagen ist Napoleon mit seinen Zurüstungen zu Rande und kann dem Feinde, der nur an 130000 Mann zur Verfügung hat, 180000 und ein reiches Geschützmaterial entgegenstellen, vollends wenn es ihm gelingt, zu schlagen,

*) Am 21. Mai hatte er z. B. in der Lobau, auf einer Strickleiter hängend, den Gang der Schlacht verfolgt; jetzt ließ er eine der großen Schiebleitern, wie sie in Schönbrunn zu Gartenzwecken dienen, auf die Insel schaffen, um sich ein bequemeres Observatorium zu sichern.

ehe Johann von Preßburg heran war. In der Nacht auf den 5. Juli geht seine Armee, die Österreicher bei Aspern täuschend, von der Lobau wieder auf das nördliche Ufer. Sie wird darin nicht gestört und kann sich im Laufe des folgenden Tages, ohne maßgebenden Widerstand zu finden, in Schlachtordnung dem Erzherzog Karl gegenüber aufstellen, der angesichts der Überzahl des Feindes seine Streitmacht an den Bisamberg und hinter den das Marchfeld durchquerenden Rußbach in Defensiv-Position zurückgezogen hat. Eine Abteilung war von Napoleon in der Richtung gegen die March zur Recognoscierung vorgeschoben worden, um zu erkunden, ob Johann noch nicht im Anmarsch sei. Als dann von dieser Seite eine beruhigende Nachricht eintraf, beschloß er noch am späten Abend die Österreicher anzugreifen, und zwar in der Weise, daß er seinen Hauptstoß mit Übermacht gegen den feindlichen linken Flügel richtete, um die Vereinigung der beiden Prinzen unmöglich zu machen, während sein eigener linker Flügel, den Massena kommandierte, mit der Beschäftigung der gegnerischen Hauptmacht betraut blieb. Der Versuch mißlang. Die Österreicher erwehrten sich des Angriffs und warfen die Franzosen in ihre Stellung zurück.

Am nächsten Morgen hat der Erzherzog die Schwäche des Feindes erspäht und seinem rechten Flügel Befehl gegeben, an der Donau vorzugehen, während zu gleicher Zeit auch sein Zentrum avanciert. Dem ist Massena allein nicht gewachsen; Verstärkungen, die ihm zugeschickt werden, vermögen nicht, seinen Rückzug aufzuhalten, der immer bedenklichere Dimensionen gewinnt, bis Napoleon selbst herankommt und — nach einer vergeblichen Kavallerieattaque — durch den Mund von hundert Geschützen dem Gegner Halt gebietet. Sein Ziel, mit dem rechten Flügel zu siegen, hat er, trotz dieser Gefahr im Rücken, nicht aus dem Auge verloren. Um Mittag läßt er überlegene Truppen auf Wagram und Markgraf-Neusiedl vorgehen; denn einmal im Besitze von Wagram, kann er auch den rechten Flügel der Österreicher aus seiner vorgeschobenen Stellung zurücknötigen. So sicher ist

er seiner Sache, daß er mitten in der Schlacht von seinem getreuen Rustan ein Bärenfell auf den Boden breiten läßt und sich zwanzig Minuten tiefen Schlafes gönnt. Bald nachher hat der Feind wirklich seinen Erfolg eingebüßt, und mit der Erstürmung der Anhöhen bei Markgraf-Neusiedl durch Davoût war der Tag entschieden; weit hinter den Rußbach bis an die Abhänge des Bisamberges und die Brünner Straße müssen die Österreicher zurückweichen, wenn auch in der besten Ordnung und ohne völlig geschlagen zu sein. Napoleon hat so viele Verluste erlitten, daß er keinen neuen Angriff mehr wagt. Seine nächste Absicht ist übrigens erreicht. Er hat die feindliche Hauptarmee besiegt und die Verbindung mit dem Erzherzog Johann unmöglich gemacht. Denn als Dieser am Nachmittag auf dem Marchfeld eintraf, hatte Karl schon den Rückzug angeordnet, und das Korps fand nichts mehr zu thun. Man hat jüngst versucht darzulegen, daß Johann, der am Frühmorgen des 5. Juli schon im Besitze der Ordre seines Bruders war, nicht rascher von Preßburg aufbrechen und marschieren konnte und daß, selbst wenn er zur Zeit eingetroffen wäre, intakte französische Streitkräfte seine Aktion gehemmt haben würden. Das Letztere bedürfte erst noch eines eingehenden Beweises, dem Ersteren gegenüber aber ist man unwillkürlich zu der Frage geneigt: ob wohl ein französischer General unter den ganz gleichen Umständen ebenso lange gebraucht haben würde, um einen Befehl Napoleons auszuführen? Und wer die Geschichte dieser Kriege kennt, wird diese Frage verneinen müssen.

Auch der Tag von Wagram hatte noch nicht die Entscheidung des Feldzuges gebracht. Österreich war noch keineswegs überwunden. Der Erzherzog verfügte noch immer über eine schlagfertige Armee, die er nun bei Znaim zusammenzog, wohin ihm Napoleon nicht mit seinem ganzen Heere folgen konnte, da er Eugen mit der italienischen Armee, die am 6. Juli den Ausschlag gegeben hatte, zur Beobachtung Wiens und Johanns zurücklassen mußte. Da geschah es, daß am 11. Juli — Massena

und Marmont waren eben mit den Österreichern ins Gefecht gekommen, und es bereitete sich eine neue Schlacht vor — ein Parlamentär Anerbietungen eines Waffenstillstandes in das Hauptquartier Napoleons brachte. Sollte er ablehnen oder annehmen? Seine Generale rieten zu Jenem, er entschied sich für Dieses. Aus unterschiedlichen Gründen. Einmal sah er, daß die neue Geschütztaktik, welche allmählich an die Stelle der Bajonettaktik getreten war und bei Wagram vorgeherrscht hatte, die Schlachten blutiger aber nicht entscheidender machte, so daß sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Bataille als Mittel des Erfolges wankend zu werden begann. „Eine Schlacht soll man nur liefern“ — schreibt er in der nächsten Zeit einmal, am 21. August 1809, an Clarke — „wenn man keine neue Glückswendung mehr zu erhoffen hat, da ihrer Natur nach das Geschick einer Schlacht immer zweifelhaft ist.“*) Dann hatte er jüngst mit seinen Truppen trübe Erfahrungen gemacht: am 6. war das Korps Bernadottes, ohne Widerstand zu leisten, zurückgegangen und mußte aufgelöst werden, und in der Nacht darauf hatte die Kunde vom Herannahen Johanns eine Panik erzeugt, die Tausende in die Flucht gegen die Donau trieb. Endlich war in der letzten Aktion mancher tüchtige General gefallen, Massena in Todesgefahr gewesen. Dagegen hatten sich die Österreicher als durchaus ebenbürtige Gegner erwiesen, die zu siegen wußten, wo die Kräfte gleichstanden, und die er nur mit Gefahr und Mühe geschlagen hatte, wo er in der Übermacht war. Nein, der Gedanke an den Krieg war ihm verleidet. Er nimmt den Waffenstillstand an, bewilligt ihn aber allerdings nur für den Preis eines Terrains von 4000 Quadratmeilen, eine Bedingung, die Kaiser Franz erst nach langem Weigern und mit dem heimlichen Entschluß, den Kampf fortzuführen, rati-

---

*) In einem Gespräche mit dem österreichischen General Bubna hat er später die übermäßige Anwendung der Kanonen damit erklärt, daß er fragte: „Was sollte ich sonst thun? Meine beste Infanterie steht in Spanien.“

fiziert. Da der Erzherzog diesem Entschluß nicht beipflichtet, nimmt der Kaiser selbst den Oberbefehl an sich, worauf Jener von der Führung ganz zurücktritt.

Man sieht, die Waffenruhe von Znaim bedeutete noch lange nicht den Frieden. Österreich hoffte auf Preußen, dessen König jetzt wirklich entschlossen schien — es war aber auch diesmal nur Schein — und einen besonderen Boten an das österreichische Hoflager sandte, es hoffte auf England, welches ein neues Heer unter Wellesley in Spanien gelandet hatte und eine zweite Expedition nach Holland oder Norddeutschland ausrüstete, es hoffte auf Rußland, welches sich nicht eben als übereifrigen Partisan des Korsen bewährt hatte, auf die Türkei, und nicht zuletzt auf die eigenen Streitkräfte, die man auf 200 000 Mann zu bringen und dem Befehle Liechtensteins zu unterstellen dachte. Um diese Hoffnungen und Anstalten möglichst zu verbergen, ließ Franz bei Napoleon um Frieden ansuchen. Dieser hinwieder wünschte aufrichtig den Frieden, schon aus denselben Gründen, die den Gegner zum Widerstand ermutigten, aber auch er verhüllte seinerseits diesen Wunsch ebenso sorgfältig als Österreich seine kriegerische Tendenz, um aus den Unterhandlungen einen möglichst hohen Gewinn zu ziehen. Er lehnte zuerst das Anerbieten brüsk ab, sprach von einer Teilung Österreichs, von der Abdankung seines Kaisers, die er fordern würde, und gab erst einem nochmaligen Ansuchen Folge. Dann traten in Altenburg die beiderseitigen Bevollmächtigten — Champagny und Metternich — zusammen, aber ihre Unterhandlungen glichen mehr einer großen Intrigue als einem ernsten Geschäfte. Napoleon übertrieb seine Forderungen auch hier, verlangte die Abtretung alles von ihm besetzten Landes — etwa ein Drittel der Monarchie — worauf wieder die Österreicher mit Gegenangeboten den Gegner hinzögerten, bis endlich entscheidende Wendungen der allgemeinen Lage Ernst in die Sache brachten.

In Spanien hatten zwar die Engländer Vorteile errungen, doch sie waren ohne Dauer. Wellesley hatte den Marschall

Soult zum Rückzug aus Portugal gezwungen, dann in Spanien Victor bei Talavera am 27. und 28. Juli 1809 geschlagen, aber er mußte, von einer Bewegung Soults in seiner linken Flanke bedroht, nach Portugal zurückkehren, und zu gleicher Zeit ward eine der von Napoleon zersprengten spanischen Armeen von General Sebastiani geschlagen (11. August). Bald darauf scheiterte auch das Unternehmen der Briten an der Nordküste. Anstatt an der Elbe zu landen und die deutsche Volksbewegung für sich aufzubieten, waren sie in ihrem Egoismus nach Holland gesteuert, um Antwerpen wegzunehmen. Das gelang nun nicht, und Ende August mußten sie mit Schimpf und Schande heimziehen. Friedrich Wilhelm III. konnte sich, trotz der getroffenen Einleitungen doch nicht entschließen, selbst auf die Nachricht hin, daß Österreich weiter zum Kriege bereit sei, gegen Napoleon mobil zu machen, und vom Zaren langte bei Kaiser Franz die Erklärung an, er möge nicht auf Rußland zählen und sich mit Frankreich vergleichen. So wesentlich anders, und für die Donaumacht ungünstiger, lagen jetzt die Dinge als kurz zuvor. Das Entscheidendste aber war, daß Österreich auch seinen eigenen Kräften nicht mehr vertrauen konnte, da eine böse Krankheit in seiner Armee zu wüten begann, die schließlich an 70 bis 90 000 Mann — so will es Varnhagen wissen, der damals in österreichischen Diensten stand — untauglich machte. Aus all diesen Gründen schwand im kaiserlichen Hoflager zu Totis die Kriegslust. Und nun demaskierte auch Napoleon seine Neigung für den Frieden. „Ich wünsche aufrichtig den Frieden," sagte er vertraulich zu dem Abgesandten Grafen Bubna, durch den Kaiser Franz in direkten Verkehr mit ihm trat; „bis jetzt habe ich die Unterstützung Rußlands gehabt, und der Kaiser Alexander hält auch — gegen den Wunsch seiner Nation — die Verbindung mit mir aufrecht, was ich an ihm lobe, denn ein Souverän soll sich nicht um die Meinung seiner Unterthanen kümmern." (Niemand kümmerte sich mehr darum als Napoleon.) „Aber wer bürgt mir dafür, daß es so bleiben wird? Von Preußen weiß ich, daß es seit

lange zwischen Euch und mir schwankt." Die österreichische Armee lobte er, sie wäre, wenn er sie kommandierte, ebenso gut wie die französische und jeder andern überlegen. Er ging auch von den Altenburger Forderungen, die er als einen Privatspaß Champagnys hinstellte, ab, verlangte aber doch die Abtretung von vierthalb Millionen Einwohner im Westen und Süden und in Galizien. Bei diesem Ultimatum blieb er stehen, und als Franz schließlich annahm und Liechtenstein mit Vollmachten direkt nach Schönbrunn sandte — die Altenburger Verhandlungen wurden abgebrochen — fügte er noch eine Kriegskostenrechnung von 100 Millionen Franken hinzu. So schlimm stand es schließlich um das vereinsamte, in seinen Kräften gebrochene Österreich, daß Liechtenstein in der Nacht vor dem 14. Oktober auch diese für den verarmten Staat allzuharte Bedingung unterschrieb, wenn auch nur unter dem Vorbehalte der kaiserlichen Zustimmung. Napoleon aber wartete diese nicht erst ab, sondern ließ gleich am Morgen des genannten Tages den Wienern durch seine Kanonen den Frieden ankündigen.

Der neue Vertrag nahm dem Kaiser von Österreich mehr als 2000 Geviertmeilen Landes ab: Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel fielen an den Rheinbund, West- oder Neu-Galizien an das Herzogtum Warschau, desgleichen ein Bezirk um die Stadt Krakau und der ganze Zamoscer Kreis Ostgaliziens. Ein kleiner Strich ostgalizischen Landes kam an Rußland. An Napoleon selbst wurden Görz, Montefalcone und das von ihm längstbegehrte Triest, außerdem Krain, der Villacher Kreis Kärnthens und alles kroatische Land rechts der Save abgetreten, aus welchen Gebieten ein eigenes „Gouvernement Illyrien" entstehen sollte. Was von Österreich übrig blieb, garantierte der Kaiser der Franzosen, während Franz I. alle Veränderungen anerkannte, die von Jenem in Spanien, Portugal und Italien getroffen worden waren oder noch getroffen werden konnten. Daß Österreich England neuerdings die Freundschaft kündigen und in das Blokadesystem eintreten mußte, verstand sich von selbst. Ins-

geheim wurde dann noch bestimmt, daß Franz I. seine Armee auf 150 000 Mann herabsetzen und eine Kriegsschuld zahlen müsse, die Napoleon mit 75 Millionen beziffert, Champagnys Wohldienerei schließlich aber auf 85 Millionen emporgeschraubt hatte.

Schon in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober verließ Napoleon Schönbrunn. Ein Zwischenfall mahnte ihn zur Eile. Drei Tage zuvor hatte sich bei der Revue in Schönbrunn ein junger Mann an ihn heranzudrängen gesucht, den man mit einem langen Messer bewehrt fand und der nicht mit der Auskunft zurückhielt, er habe den Kaiser ermorden wollen. Der Jüngling, fast noch ein Kind, hieß Friedrich Staps und war der Sohn eines protestantischen Predigers zu Naumburg. Von Natur ruhig und milde, hatte ihn die Not des Vaterlandes mit einem unsäglichen Haß gegen den Unterdrücker erfüllt, den er um's Leben zu bringen beschloß. Napoleon mochte anfangs an Irrsinn glauben und ließ sich nur widerwillig von Staps selbst überzeugen, wie tief die Erbitterung in Deutschland wurzle und welche Kreise sie bereits gegen ihn bewaffnet habe. Auf die Frage, die er an ihn richtete: „Würden Sie es mir danken wenn ich Sie begnadigte?“ antwortete Jener mit ruhigem Blute „Ich würde Sie doch zu töten suchen.“ Er ward in aller Stille erschossen. Die Sache sollte verschwiegen bleiben. Wenn dies nicht gelang, so hatte der Polizeiminister dafür zu sorgen, daß der Attentäter für verrückt gehalten wurde. In der That hat sich noch lange Jahre später die Meinung erhalten, Staps werde in Vincennes bewacht.

Wieder einmal kehrte Napoleon im Triumph nach Paris zurück. Freilich, wie schwer ihm jetzt der Sieg geworden war, drang kaum in die Öffentlichkeit. Und wenn auch, war nicht der Friedensvertrag da, mit seinen Österreich demütigenden Bedingungen, um für das Gegenteil zu zeugen? Aber das französische Volk sah doch nichts weiter darin, als einen neuen siegreichen Feldzug, der zwar mit französischem Blute aber

nicht zu Frankreichs Vorteil geführt worden war. Wir kennen schon die ersten Keime innerlicher Abneigung gegen den Imperator, dem Frankreich nicht genügte. Was war all das, was er that, um die Eitelkeit der Franzosen zufriedenzustellen, was war all der Ruhm und Glanz, den er ihnen heimbrachte, gegen die eine unleugbare Thatsache, daß sein Ehrgeiz mit dem französischen Throne sich nicht zufriedengab? Dieses nationslose Streben nach immer weiteren Zielen mußte ihn endlich um ihre Gunst bringen. Denn alles kann ein Volk seinem Herrscher verzeihen, nur das eine nicht, daß er kein Patriot ist. Daneben freilich gab es noch genug, was zur Opposition herausforderte. Das Versprechen vom Vorjahre, der Krieg mit England werde bald beendet sein, war nicht gehalten worden; er dauerte ungeschwächt fort und hemmte jede weiter ausschauende Spekulation. Hafenstädte, die früher in größter Blüte gestanden hatten, verarmten und verfielen. Der Offensivkrieg gegen Spanien war ebensowenig zu Ende, und die Unterbrechung des ehedem so gewinnreichen Handelsverkehrs der beiden Staaten brachte dem Süden Frankreichs außerordentliche Verluste. Dazu kam, daß der Kaiser dem Mittelstande eine Geringschätzung bewies, die tief empfunden wurde. Nur die Söhne gewisser privilegierter Kreise fanden Aufnahme in die Stellen der Auditeurs, aus denen allein der Weg zu den oberen Ämtern und Rängen führte, während alle Übrigen sich nur dem niedrigen Büreaudienste widmen konnten. Und doch waren gerade Diejenigen, die sich der Kaiser durch diesen Vorzug am festesten verbunden glaubte, es am wenigsten. „Die Generale“ — erzählt ein aufmerksamer Zeitgenosse — „hatten infolge ihrer reichen Dotationen ein von dem des Monarchen ganz verschiedenes Interesse, nämlich das Erworbene zu bewahren, und leisteten deshalb nur mehr mit Widerwillen die unausgesetzten und anstrengenden Dienste, welche von ihnen gefordert wurden. Indem der Kaiser mit zu großer Vorliebe Geistliche und Emigrierte an sich zog, hatte er nur laue und zweideutige Anhänger gewonnen, dagegen aber den Schein er-

weckt, als verkenne er die Grundbedingung seiner Macht, die Revolution, aus der er hervorgegangen war. Die Personen des alten Adels, mit denen er sich gerne umgab, nahmen zwar die angebotenen Ehrenstellen an, verrieten aber seine Geheimnisse, so oft sie sich davon Kenntnis verschaffen konnten, schmeichelten ihm auf unwürdige Weise ins Gesicht, und beklagten hinter seinem Rücken ihr trauriges Schicksal, einem Emporkömmling zu dienen. Der Klerus trieb wohl in seinen Katechesen die Wohldienerei bis zum Unsinn und lehrte den unbedingten Gehorsam, den jede Hierarchie begünstigt, betrauerte aber andererseits das Schicksal des Papstes." Dazu kam, daß gerade zur selben Zeit, als die Franzosen bei Wagram kämpften, auf des Kaisers Befehl Pius VII. aus Rom entfernt wurde, was Millionen gläubiger Gemüter gegen Napoleon erregte.

Unter solchen Umständen mußte Dieser darauf bedacht sein, dem französischen Volke irgendwie entgegenzukommen, um es günstiger für sich zu stimmen. Nun war es seit Jahren ein allgemeiner Wunsch, der auch in die nächste Nähe des Kaisers drang, er möchte durch eine neue Ehe einen Thronerben gewinnen. Die Meinung war, die Segnungen einer eigenen Familie würden ihm auch den Staat wertvoller machen und ihn von dem maßlosen Ausgreifen seiner Macht zurückbringen. Dieser Wunsch wurde umsomehr gehegt, als die gute Sitte am Kaiserhofe nicht eben unbedingt herrschte, wo Josephine längst nicht mehr die Neigung ihres Gemahls besaß und dessen anderweitige Phantasieen eher unterstützte, als störte, nur um ihre Stellung zu behalten.*) Von den Brüdern des Kaisers namentlich gingen skandalöse Gerüchte um, und man dachte nun, all das würde verschwinden, wenn ein geordnetes Familienleben bei Hof einzöge.

---

*) Broglie erzählt in seinen Erinnerungen, er habe die Kaiserin vor dem Kriege des Jahres 1809 gesehen, „und ihr zur Seite die glänzende Schaar von Ehren-, Hof- und Palastdamen und den Cortége von Vorleserinnen, die den Harem unseres Sultans bildeten und ihm halfen, noch einige Zeit das geschminkte Alter der ehemaligen Sultanin zu ertragen."

Außerdem hoffte man, eine neue Ehe mit einer Fürstentochter Europas würde ein Unterpfand des Friedens werden und zugleich ein Damm all den weltherrschaftlichen Gelüsten. Diesem allgemeinen Wunsche kam nun Napoleon entgegen. Er ließ Josephine durch ihren Sohn, den Vizekönig Eugen, auf die bevorstehende Scheidung, welche die Politik unerbittlich fordere, vorbereiten, berief am 15. Dezember in die Tuilerien einen Familienrat und erklärte demselben seinen Entschluß, eine andere Verbindung eingehen zu wollen. „Die Politik meiner Monarchie," sagte er, „das Interesse und das Bedürfnis meiner Völker, die mich stets in meinen Handlungen leiteten, verlangen, daß ich den Thron, auf den die Vorsehung mich erhoben, Kindern hinterlasse, welche die Erben meiner Liebe zu meinen Völkern sein sollen." Da ihm die Ehe mit seiner vielgeliebten Gattin Josephine die Hoffnung darauf nicht gestatte, müsse er die zärtlichsten Neigungen seines Herzens dem Staatswohl opfern und dieses Band lösen. Erst vierzig Jahre alt, hoffe er, die Nachkommen, die ihm beschert sein würden, in seinem Geiste und in seinen Ideen zu erziehen. Die Kaiserin, die er selbst gekrönt habe, solle ihren Titel behalten. Josephine fand sich unter Schluchzen zu dem Opfer bereit, welches der Staat von ihr forderte, und am nächsten Tage erklärte ein Senatskonsult die kaiserliche Ehe für gelöst. Eine Schwierigkeit lag nur darin, den gläubigen Katholiken die Sache mundgerecht zu machen. Denn es war, wie wir wissen, am Tage vor der Kaiserkrönung eine kirchliche Einsegnung erfolgt. Napoleon erklärte jedoch frischweg, er habe damals sein Jawort unter einem moralischen Druck gegeben, was dann als Argument für die Nullität der kirchlichen Sakramentshandlung verwertet wurde, welche die erzbischöfliche Kanzlei in Paris im Januar 1810 bescheinigte.

Sogleich nach der Scheidung zog sich Josephine nach Malmaison zurück. Wo aber war die neue Gemahlin? Kein Zweifel, die Politik hatte das alte Band zerschnitten, die Politik mußte ein neues knüpfen. Keine andere Rücksicht kam dabei zur Geltung, es

wäre denn die auf den Ehrgeiz des Emporkömmlings, sich den alten Thronen Europas enge zu verbinden. Die angesehensten waren die von Österreich und Rußland. Das herrschende System verwies den Kaiser an den Letzteren. Und in der That soll schon in Tilsit von einer Verbindung Napoleons mit der Großfürstin Katharina die Rede gewesen sein und Alexander in Erfurt selbst von seiner jugendlichen Schwester Anna gesprochen haben. Jene war allerdings seitdem an den Großherzog von Oldenburg vermählt worden, aber Diese war noch frei. Da entstand die Frage: wie stellte sich die Politik zu dieser Absicht?

Seit den Erfurter Tagen war manches geschehen, was das Einverständnis der beiden Staaten stören konnte. Es kam der Krieg mit Österreich, den der Zar so gerne verhütet hätte, um ungeschwächt gegen Schweden und Türken kämpfen zu können, und es kamen die Siege der Franzosen, die in Petersburg tiefe Besorgnis erregten. Zwar gelang es Alexander, die Schweden im Frieden von Friedrichshamm (19. September 1809) zur Abtretung Finnlands zu vermögen, die Türkei aber hatte er noch keineswegs bezwungen, und die russischen Truppen mußten im Herbste des Jahres sogar aufs Neue über die Donau zurückgehen. Was jedoch den Zaren am meisten verstimmte, das war Napoleons Beziehung zu den Polen während des Krieges. Als Dieser nämlich sah, wie berechnet lässig Rußland den Kampf gegen den Erzherzog Ferdinand führte, wandte er sich an die nationalen Kräfte des Herzogtums Warschau unter Poniatowski, rief die West-Galizier zur Unabhängigkeit auf, und erreichte so durch die Polen, was ihm die Russen versagt hatten. Die Vermehrung des Herzogtums Warschau durch 2 Millionen Galizier war der Dank des Kaisers, der an seinem Alliierten von Tilsit und Erfurt ebenso irre geworden war, wie dieser an ihm. Nun wäre es aber doch für Napoleon sehr störend gewesen, wenn Rußland aus diesem Grunde jetzt zu den Waffen greifen wollte, wo Preußen noch in Gefechtsstellung stand. Deshalb ging wenige Tage nach dem Schönbrunner Friedenschluß am 20. Oktober 1809, eine Depesche nach

Petersburg ab, welche zu erklären hatte, wie der Kaiser unmöglich die West-Galizier, die sich einmütig für ihn erhoben, unter die österreichische Herrschaft zurückkehren lassen konnte, wie er aber dennoch weit davon entfernt sei, den Gedanken an die Herstellung Polens damit zu erwecken, im Gegenteile werde er mit Rußland im Vereine den Namen „Polen" aus der Geschichte verschwinden machen. (Er ahnte wohl nicht, daß Alexander erfahren werde, wie er zur selben Zeit die Polen versichern ließ, mit jener Erklärung sei es ihm durchaus nicht Ernst.) Um aber den Zaren ganz sicher zu machen, kam er, noch vor der Scheidung, in seinen Instruktionen für Caulaincourt auf das Heiratsprojekt zurück und begehrte geradezu die Hand der Großfürstin Anna (22. November 1809). Daß diese Werbung für den Augenblick nur den Zweck hatte, Rußland zu beschwichtigen, ist leicht deutlich zu machen. Die Prinzessin Anna war erst fünfzehn Jahre alt und, wie die Berichte Caulaincourts meldeten, noch nicht vollkommen entwickelt. Es war vorauszusehen, daß Alexander, wenn nicht mit einer Abweisung, so doch mit der Bitte um Aufschub antworten werde, was mau dann als Ablehnung auffassen konnte. Und um so weniger kann man an den Ernst dieser Werbung glauben, als gleichzeitig und ebenfalls noch vor der Scheidung im tiefsten Geheimnis ein zweites Projekt keimte und Gestalt gewann: die Verbindung mit der Erzherzogin Marie Luise von Österreich.

Seit dem Verhalten Rußlands im letzten Sommer war es Napoleon klar, daß die Allianz mit dieser Macht in nicht allzu ferner Zeit ihr Ende finden und ein erbitterter Krieg um die Herrschaft der Welt — „um schließlich allein übrig zu bleiben" — entbrennen würde. Dann durften die deutschen Mittelmächte, dann durfte zum Mindesten Österreich nicht unter russischem Einfluß stehen. Diese Erwägung mag den Gedanken einer Ehe mit einer Erzherzogin dem Franzosenkaiser nahe gelegt haben, und es kam nur darauf an, daß das Haus Österreich darein willigte. Um dies zu erreichen, ward das russische Eheprojekt mit mög-

lichster Öffentlichkeit behandelt, damit in Wien der Schreck vor einer russisch-französischen Intimität der anderen Werbung den Boden ebne, oder vielleicht sogar eine Eröffnung provoziere. Ob dann von österreichischer oder französischer Seite das erste entscheidende Wort fiel, ob der Graf Laborde, ein Vertrauter Napoleons, der bei den Friedensunterhandlungen thätig gewesen war und dann noch einige Zeit in Wien blieb, bei Metternich, oder dieser bei ihm zuerst anklopfte, ist heute noch nicht völlig klargestellt.*) Jedenfalls erblickten Kaiser Franz und sein jetziger Minister des Äußern in einer Familienverbindung mit Napoleon eine gewisse Sicherheit für den Staat, eine Gewährleistung seiner Existenz, und um diesen Preis beschwichtigte man seine Abneigung gegen den Brautwerber.

Nach den ersten geheimen Pourparlers der Diplomaten,

---

*) Metternich sagt in einer Depesche an Schwarzenberg (Wien, 25. Dez. 1809) Alexander von Laborde, der ehedem in österreichischen Diensten gestanden und viele Verbindungen in Wien, insbesondere mit Schwarzenberg u. a. gewonnen hatte, habe ihn vor seiner Abreise über die Möglichkeit einer Familienallianz sondiert, indem er die Ehe des österreichischen Kronprinzen Ferdinand mit einer Tochter Lucians, oder die Napoleons mit der Erzherzogin Luise aufs Tapet brachte. Den ersten Vorschlag habe er sofort zurückgewiesen, nicht so den zweiten. Dem gegenüber behauptete Laborde — nicht Narbonne, wie Lanfrey, Lefebvre u. a. meinen — in einem Memoire, welches er höchst wahrscheinlich anfangs Dezember, kurz, nach seiner Rückkehr nach Paris für den Kaiser verfaßte, Metternich habe ihn zu einer Verzögerung seiner Abreise von Wien beredet und ihm in einer Besprechung über die Mittel, das Verhältnis Frankreichs zu Österreich besser zu gestalten, geradezu eine Heirat Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin als solches genannt, wenn Jener mit seiner Scheidung Ernst mache. Diese Idee, habe der Minister hinzugefügt, käme von ihm allein, die Intentionen seines Souveräns kenne er nicht, zweifle aber nicht, daß sie dem Projekte günstig sein würden. Später, in einem Briefe an Jakobi-Klöst vom 11. September 1811, hat Metternich selbst sich als denjenigen bezeichnet, der die Ehe in Vorschlag gebracht habe (M. Duncker, Aus der Zeit Friedrich des Großen und Friedrich Wilhelm III. S. 325). In seinen Memoiren endlich hat er es wieder geleugnet und Napoleon die Initiative zugeschoben. So viel geht aus den Quellen hervor, daß die Bereitwilligkeit auf beiden Seiten war.

brachten Josephine und Hortense selbst bei der Gräfin Metternich, die sich damals in Paris aufhielt, Eugen beim österreichischen Botschafter Fürsten Schwarzenberg die Sache an; denn Napoleon bestand darauf, daß gerade die meist Beteiligten bei seiner Wiedervermählung mitwirkten*). Dann hielt er — mehr zum Schein — am 27. Januar einen Ministerrat ab, wo Maret, der im Vertrauen war, für die österreichische und gegen die russische Heirat plaidierte, und am 7. Februar 1810 wurde einem Familienrat der Entschluß des Kaisers mitgeteilt. Noch am selben Abende unterschrieb Schwarzenberg das vorläufige Eheversprechen. Das russische Projekt ward definitiv aufgegeben. Als auf die erste Anfrage Caulaincourts lange keine Antwort, und auf eine zweite drängende Mahnung nur die erwartete Erklärung Alexanders aus Petersburg eintraf, die Großherzogin sei noch zu jung und die Sache müßte verschoben werden, da ergriff Napoleon sofort die dargebotene Handhabe. „Aufschieben heißt verweigern", sagte er, „übrigens will ich in meinem Palaste keine fremden Priester zwischen mir und meiner Frau haben." In höflichster Form ward an der Newa mitgeteilt, daß man von der Verbindung abstehe. Wenn sich auch der Zar darob verletzt fühlte — und wir hören, daß dies der Fall war — so hatte das jetzt, wo man Österreichs sicher geworden war, für Napoleon keine bedrohliche Bedeutung mehr. Der Zweck seines Doppelspiels war erreicht.

Unterdessen kam Berthier als „Großbotschafter" nach Wien, um förmlich für Napoleon zu werben, worauf dort am 11. März in der Augustinerkirche die feierliche Einsegnung stattfand. Erzherzog Karl vertrat dabei seinen großen Gegner. Dann ging es in Eile nach Frankreich, wo der Kaiser am 27. bei Compiègne mit seiner neuen Gemahlin zusammentraf. Am 1. April

*) „Das Staatsoberhaupt", sagt Montgelas, der gewiß durch den Vizekönig genau unterrichtet war, „wollte nicht, daß Eugen als ein Teilnahme erweckendes Opfer erscheine, und legte im Gegenteile Wert darauf, daß gerade diejenigen Personen, welche seine Wiedervermählung am empfindlichsten berührte, zu derselben äußerlich mitwirkten."

ward in St. Cloud die Zivilehe geschlossen, am Tage darauf in der Kapelle des Louvre nochmals die kirchliche Trauung vollzogen. Man bemerkte, daß das Zeremoniel genau dasjenige wie bei der Hochzeit Ludwig XVI. mit Marie Antoinette war, und daß auch die Ehepakten jenen wörtlich gleich abgefaßt wurden.

Marie Luise gefiel den Parisern nicht sonderlich. Sie bot zwar mit ihren achtzehn Jahren eine frische gesunde Erscheinung, sah aus ihren schönen blauen Augen hell in die Welt, aber man fand sie, trotz ihres reinen Teints und ihrer vollen roten Backen, häßlich und vor allem schlecht gekleidet. Den Hofleuten fiel ihre grenzenlose Verlegenheit auf. Doch gewann sie bald Würde und eine gewisse Festigkeit, namentlich als ihr Napoleon, dem sie Alles in Unterwürfigkeit ergeben sah, mit großer Achtung ermunternd begegnete. Sie hatte ihn bis vor kurzer Zeit als den bittersten Feind Österreichs gehaßt — soweit eben ein Kind des leidenschaftslosesten Monarchen einer leidenschaftlichen Empfindung fähig war — und ihre jüngst veröffentlichen Briefe an eine Freundin aus jener Zeit zeigen, welch Opfer sie der Politik darbrachte. Am 23. Januar schreibt sie z. B. aus Ofen: „Seit der Scheidung Napoleons von seiner Gattin öffne ich die Frankfurter Zeitung immer mit der Idee, den Namen seiner neuen Gemahlin zu finden, und ich gestehe, daß die Zögerung mir Unruhe verursacht. Ich lege mein Schicksal in die Hände der göttlichen Vorsehung, die ja allein weiß, was uns frommt. Sollte aber das Unglück es wollen, so bin ich bereit, mein persönliches Wohlergehen dem Staate zu opfern, überzeugt, daß man wahre Freudigkeit nur in der Erfüllung seiner Pflichten findet." Sie fügte aber doch hinzu: „Beten Sie, daß es nicht geschehe." Und nun geschah es doch.

Aber wenn man auch in Paris an der äußeren Erscheinung der neuen Kaiserin Manches zu bekritteln fand, so begrüßte man das Ereignis dennoch im allgemeinen mit großer Genugthuung. Zwar die Unversöhnlichen des Faubourg St. Germain waren entrüstet über diese Allianz zwischen der Legitimität

und der Revolution, und die radikalen Republikaner desgleichen über die Stütze, die sich hier dem Regimente ihres Unterdrückers darbot. Die große Masse jedoch war befriedigt. Der Kurs der Rente stieg, als man am 9. Februar von dem abgeschlossenen Vertrage hörte. Napoleon nützte sofort diese Stimmung, um sein altes Lied wieder ertönen zu lassen. Er befahl Champagny, ein Rundschreiben an alle Gesandten im Auslande zu richten, das seine Friedensliebe kund thun sollte: „Sie werden darin sagen, daß eines der Hauptmittel, deren sich die Engländer bedienten, um den kontinentalen Krieg zu entflammen, darin bestand, daß sie glauben machten, es läge in meiner Absicht, die Dynastien zu vernichten. Indem mich nun die Umstände in die Lage versetzten, eine Gemahlin zu wählen, wollte ich ihnen den unseligen Vorwand benehmen, unter dem sie die Nationen aufwiegelten und einen Zwist erregten, der Europa mit Blut überschwemmte.“ Sollte die Welt diesen Versicherungen trauen? Am Wiener Hofe fragte man sich, erzählt Metternich, welchen Kalkül Napoleon wohl mit seiner Heirat angestellt haben konnte: ob er den Degen in die Scheide zu stecken und die Zukunft Frankreichs und seiner Familie wirklich auf die Prinzipien der Ordnung und des Friedens zu gründen, oder ob er nur Österreichs Kräfte in den Dienst seiner Eroberungspolitik zu ziehen gedachte. Und das war in der That die entscheidende Frage. Sie blieb nicht lange unbeantwortet. Als am 20. März 1811 dem ängstlich aufhorchenden Volke von Paris die Kanonen der Invaliden die Geburt eines Prinzen verkündeten, da zeigte sich den Eingeweihten der Horizont Europas schon wieder dicht umwölkt, und sie waren sich nicht unklar darüber, von wannen das Gewitter heranzog. Und barg es denn nicht auch einen tiefen Sinn, daß der Imperator dem Neugeborenen den Titel eines „Königs von Rom“ beilegte? Nur der Name der alten Weltbezwingerin schien ihm eben noch gut genug, den Erben seiner Macht damit zu schmücken.

Litterarische Anmerkungen.

Zum ersten Kapitel. Für die inneren Verhältnisse Frankreichs: a) Berichte von Reisenden: Hase, Briefe und Tagebücher von 1801 und 1802 in der „Deutschen Revue“ 1881; J. F. Reichardt, Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803, Hamburg 1805; A. v. Kotzebue Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804, Berlin 1804; J. G. Rist's Lebenserinnerungen, herausgegeben von G. Poel, Gotha 1880; b) einheimische Quellen: der Moniteur (seit 1799 offizielles Organ); die Correspondance de Napoléon I, 7. Band; die Memoiren Fauriels, herausgegeben von Lalanne, 1886; Bourriennes (bis 1802 noch von einer gewissen Zuverlässigkeit), Lucian's (in der leider ganz unwissenschaftlichen Ausgabe Jung's Band II), Thibaudeau's Mémoires sur le Consulat, die Denkwürdigkeiten der Rémusat, die Considérations der Staël, P. L. Couriers Briefe aus dem Jahre 1804 in dessen Ges. Werken u. A. Außerdem: Forneron, Les émigrés et la société française sous Napoléon I. im „Correspondant“ von 1887; Gaffarel, L'opposition militaire sous le Consulat in: „La Révolution française“ 6. Jahrgang, 10. Heft; Debidour, Le général Fabvier in den „Annales de l'Est“, Januar 1887 (nach dessen Briefen); Welschinger, La censure sous le premier Empire, 1882; Thiers Histoire du Consulat et de l'Empire, 3. und 4. Bd., und Lanfrey, Napoléon I. 2. und 3. Bd. — Für die auswärtigen Beziehungen a) im allgemeinen: außer den Verträgen bei De Clercq, Recueil des traités conclus par la France (der erste Band reicht bis 1803), und der Correspondance de Napoléon I. 8. Bd. das grundlegende Werk von Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe; b) im besonderen bezüglich Italiens: Botta, Storia d' Italia dal 1789 al 1814, 3 Bände; Francesco Melzi d'Eril, Memorie, Documenti e lettere inedite di Napoleone I e Beauarnais, ed. Giov. Melzi, 2 Bde. 1865; Bonacossi, Bourrienne et ses erreurs; — bezüglich der Schweiz: Vuillemin, Geschichte der schweizer Eidgenossenschaft (deutsch von J. Keller, Aarau 1869); Muralt, Hans von Reinhard, Zürich, 1839; Bonaparte, Talleyrand und Stapfer, Zürich 1869; — bezüglich Deutschlands: Häusser Deutsche Geschichte, 2. Bd. (mit Anmerkungen aus der einschlägigen Litteratur); Ranke, Hardenberg und der preußische Staat, Sämmtl. Werke Bd. 47; Martens, Recueil des traités

conclus par la Russie, I. Abtheilung (Oesterreich) 2. Band; Fournier, Gentz und Cobenzl, Gesch. der österreichischen Diplomatie von 1801 bis 1805; — bezüglich Spaniens: Baumgarten, Geschichte Spaniens seit dem Ausbruch der französ. Revolution I; Bernhardi, Napoleon I und Spanien, in der „Historischen Zeitschrift" Bd. 40; — für die Verfassungen der italienischen Staaten, Hollands und der Schweiz: Pölitz, Europäische Verfassungen, 3 Bde; — für die Kolonialpolitik Napoleons: Adams, Napoléon et St. Domingue. (Revue historique XXIV) und Tessier, Le général Decaen aux Indes (Revue historique XV.). Über Toussaint ist in der „Revue de l'Agenais" vom J. 1884 Urkundliches beigebracht. — Für die Verwickelung mit England, neben der Correspondance VIII und dem Moniteur von 1803: Browning, England and Napoleon in 1803, Lond. 1887 (mit den Depeschen Withworth'), die Memorials and correspondance of Ch. F. Fox, 3. Bd. das Annual register or a view of the history etc. for the year 1803, die Lettres and Dispatches of Lord Castlereagh 5. Bd., Stanhope, Life of Pitt, IV., Max Duncker, „Die Landung in England" in dessen „Abhandlungen aus der neuen Geschichte", Seeley's, A shorte history of Napoleon I., 1886 Ompteda, Die Überwältigung Hannovers durch die Franzosen, Hannover 1866. — Über die Flotille im Canal: Chevalier, Histoire de la marine française sous le Consulat et le premier Empire, 1886. — Über die Konspiration von Georges und Genossen ist das Aktenmaterial gesammelt zu finden in: „Procés instruit par la Cour de justice criminelle contre Georges, Pichegru, Moreau etc. 8 vols. Paris 1804, daneben: Desmarest (einer der Polizeidirektoren), Quinze ans de haute police sous Napoléon, die Aufzeichnungen Fauriels (vorsichtig zu benutzen), die Memoiren Miot's. Über Georges speziell: G. de Cadoudal, Georges Cadoudal et la chouannerie, Paris 1887, die beiden letzten Kapitel (natürlich nicht unparteiisch). — Über die Affaire Enghien: Nougarède de Fayet, Recherches historiques sur le procès de duc d'Enghien, und neuestens Boulay de la Meurthe, Les dernières années du duc d'Enghien, Paris 1886, wo die Litteratur des Gegenstandes erschöpfend mitgeteilt ist. (Dazu meine Notiz in der Revue historique, Oktober 1887.) Boulay's Annahme, daß Napoleon den Prinzen doch mehr in der Überzeugung von dessen Schuld — wie er später glauben machen wollte — habe töten lassen, denn aus bloßer Politik, ist durch mehrere unanfechtbare Stellen in den Memoiren der Rémusat zu widerlegen. — Über die Gründung des Empire: Thiers, 5. Band. Miot von Melito II., die Rémusat; der Senatsconsult vom 18. Mai 1804 bei Pölitz, Europäische Verfassungen, 3., Rocquain, Notices sur Napoléon I. in der „Revue de France", März 1880, Napoleons Gespräche mit dem Arzte des „Northumberland" im Jahre 1815, neuerdings mitgeteilt von Hérisson, Le Cabinet noir, 1886. Von fremden Berichten sind vor allem die des preußischen Gesandten Lucchesini

wertvoll, kürzlich veröffentlicht von Bailleu, Preußen und Frankreich, 1795—1807, II. Band 1887; daneben die Depeschen des hessischen Gesandten Malsburg in der „Deutschen Revue" vom Oktober 1884. Die satirischen Ausfälle der Pariser habe ich einem noch ungedruckten Briefe des Schweden Brinckmann an den Grafen Philipp Stadion entnommen.

Zum zweiten Kapitel. Über die Vorgeschichte des Krieges von 1805, neben den Briefen Napoleons im 8., 9. und 10. Bande der „Correspondance": die Memoiren von Miot von Melito — hier eine der wichtigsten und zuverlässigsten Quellen — der Rémusat, Savary's ‚Herzogs von Rovigo' (mit Vorsicht zu benutzen), Ségurs (desgleichen), Marmonts, Hulots (im „Spectateur militaire" von 1883), die Korrespondenz Villeneuves bei Jurien de la Gravière, Guerres maritimes. Über das Landungsprojekt vergleiche man die früher erwähnte Abhandlung Max Dunckers, deren Resultate jedoch nicht abschließend sind. Über Pius in Paris: die Memoiren Consalvi's (von Crétineau-Joly) und Haussonville's großes Werk „L'église romaine et le premier Empire". Über die Bildung der dritten Koalition: die Staatsverträge bei Martens, Recueil des Traités, L. Neumann, Recueil des traités conclus par l'Autriche, Martens', Recueil des traités conclus par la Russie, II. und VI. Bd. außerdem die Korrespondenz Adam Czartoryski's mit Alexander I., herausgegeben von Mazade, 1865, Czartoryski's Memoiren, 1887, die Aufzeichnungen Razoumowskys in dessen Biographie von Wassiltschikow (russisch) 1887. Hardenbergs Memoiren herausgegeben von L. Ranke); Lucchesini's Berichte aus Paris in Bailleu II., Lettres and dispatches of Lord Castlereagh, V.; Cobbett, Parliamentary debates vol. VI. Lond. 1806, Annual Register, 1803—1805. Von Bearbeitungen: Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe; Ranke, Hardenberg u. d. Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 (dazu der kritische Aufsatz von Max Duncker, „Graf Haugwitz und Freiherr von Hardenberg" in den „Abhandlungen a. d. neueren Geschichte" und dessen Recension von Rankes Werk in den „Mitteilungen a. d. historischen Litteratur", 6. Jahrg.); Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrh. II.; Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Fournier; Gentz und Cobenzl, Geschichte d. österr. Diplomatie von 1801 — 1805, Stanhope, Life of Pitt IV. — Über den Krieg von 1805: neben der Correspondance de Napoléon die Memoiren von Marmont, Rapp, Ségur, Savary, Fézensac und des Kapitäns Coignet, die Correspondenz Davoût's (herausgegeben von Mazade, 1885, 4 Bde.) und Montégut, Le maréchal Davout, Paris 1882; ferner die Memoiren Czartoryski's und dessen Exposé aus dem April 1806 in seiner Korrespondenz mit Alexander, die Erinnerungen de Maistre's (vergl. dazu den Aufsatz Sybels in der „Historischen Zeitschrift" von 1859), Matériaux pour servir à l'histoire

de la bataille d'Austerlitz, recueilis par un militaire mit einer instruktiven Schlachtkarte, 1806; (Stutterheim), La bataille d'Austerlitz, par un militaire, témoin de la journée du 2 Décembre 1805. Hambourg, 1806; Radetzky's Erinnerungen in den „Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs" 1887; Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Generals Toll. 2. Auflage, Leipzig 1865. Ferner: Michailowski-Danilevski, La Campagne de 1805; Angeli, Ulm und Austerlitz, in Streffleur's Militär. Zeitschrift 1877, 1879. Einzelnes aus Papieren des Erzherzogs Karl bei Ed. Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts I. Bd (für die Kenntnis der großen Politik ganz wertlos), Yorck; Die Feldzüge Napoleon I., 1. Bd.; Macks Rechtfertigungsschrift in Raumers „Historischem Taschenbuch", 1873; Dieffenbach, K. L. Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfekt und geheime Agent Napoleon I. (1879). — Über die Haltung Preußens: Die preußischen Kriegsvorbereitungen und Operationspläne 1805 in den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften." 1. Heft Berlin 1885; Bailleu, Preußen und Frankreich 1795 bis 1807, 2. Bd.; M. Lehmann, Scharnhorst I. Bd.; Bailleu, Prinz Louis Ferdinand, in der „Deutschen Rundschau" 1883. — Über die süddeutschen Verhältnisse u. A. Montgelas, Denkwürdigkeiten 1887; Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland z. Zeit d. franz. Herrschaft 2. Bd.

Zum dritten Kapitel. Über die Stimmung in Frankreich 1805 und 1806: Lucchesini's Berichte und Hauterive's Briefe an Talleyrand bei Bailleu, Preußen und Frankreich, 2. Bd.; die Memoiren Molliens, der Rémusat u. A. Über Frankreich und Neapel: Helfert, Königin Karoline von Neapel, Coletta, Geschichte des Königreichs Neapel. 3 Bde. (Deutsche Ausgabe 1855), die Memoiren des Königs Joseph (herausg. v. Du Casse) und Miots v. Melito. Über das Verhalten gegen den Papst: neben der Correspondance de Napoléon I. die Memoiren Consalvis, Haussonville, L'église romaine et le premier Empire, Artaud, Histoire du Pape Pie VII. Über die Gründung des Königreichs Holland hat König Ludwig selbst geschrieben: Documents historiques et réfléctions sur le gouvernement de la Hollande, Paris 1820; dazu Alb. Reville, La Hollande et le Roi Louis (Revue des deux mondes, 1870) und Felix Rocquain, Napoleon I. et le Roi Louis. Über den Rheinbund: Häusser, Deutsche Geschichte 2. Bd. und die Litteratur in Dahlmanns Quellenkunde zur Deutschen Geschichte. Ferner Perthes, Polit. Zustände und Personen z. Zeit der französischen Herrschaft 2. Bd.; J. G. v. Pohl, Denkwürdigkeiten a. meinem Leben und aus meiner Zeit, 1840, Montgelas' Memoiren, die Briefe e. geheimen österr. Agenten v. J. 1806 in meinen „Historischen Studien und Skizzen"; Schloßberger, Briefwechsel der Königin Katharina u. d. Königs Jérôme I.; Goecke, Das Großherzogthum Berg unter Joachim

Murat, 1877; Baulieu-Marconnay, K. F. v. Dalberg, 2 Bde., (dazu Bailleu, Fürstenbriefe an Napoleon I. in der „Historischen Zeitschrift" 1887); Strippelmann. Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, 2. Heft, Marburg 1878; Baader, Streiflichter auf die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, oder die Reichsstadt Nürnberg von 1801—1806 (1878); Mejer, Zur Gesch. d. römisch-deutschen Frage. Über die französ. Armee in Süddeutschland u. a die Souvenirs militaires von Féjensac und die Correspondance de Napoléon I. – Über die Verwickelung mit England: Russels Biographie von Fox (1859), Cobbett, Parliamentary debates VI; Jackson, Diaries and lettres I; Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe III. Über die Verhandlungen mit Rußland: Bignon, Thiers, Bernhardi und Martens' Recueil des traités conclus par la Russie, VI. Über die Entstehung des preußisch-französischen Krieges ist man heute noch immer nicht ganz genügend unterrichtet, da Haugwitz die betreffenden Akten verbrannte. Aber das Wesentlichste an Dokumenten ist doch zunächst im zweiten Bande von Bailleu's, Preußen und Frankreich v. 1795—1807 zu Tage gekommen. Andere Hauptquellen sind: die Memoiren Hardenbergs in der Ausgabe von Ranke (dazu die kritischen Bemerkungen M. Lehmanns in der histor. Zeitschr. Neue Folge Bd. III); Lombard, Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806 et 1807; Gentz' Briefe an Starhemberg, in den „Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung" VII. Jahrg. Vergl. außerdem Ranke, Hardenberg u. d. preuß. Staat, Häußer, Deutsche Geschichte II., Höpfner, Gesch. d. Krieges v. 1806 u. 1807; M. Lehmann, Scharnhorst I.; Bailleu, Prinz Louis Ferdinand in d. „Deutschen Rundschau" 1883.

Zum vierten Kapitel. Über den Feldzug in Thüringen: die Correspondance de Napoléon I vor Allem; dann die kriegsgeschichtlichen Werke von Clausewitz, Lossau, Charakteristik der Kriege Napoleon I., 2. Bd. (Augenzeuge bei Auerstädt); Math. Dumas, Précis des événements militaires, 18. Bd.; Höpfner, Gesch. d. Krieges v. 1806 u. 1807; M. P. Foucart, La campagne de Prusse en 1806, Paris 1887. C. v. d. Goltz, Roßbach und Jena, 1883; Yorck, Feldzüge Napoleon I. 1. Bd. Ferner: Rühle von Lilienstern, Bericht eines Augenzeugen vom Feldzuge 1806 (unter dem Einfluß Massenbachs, des konfusen Generalstäblers der Armee Hohenlohe's); Massenbach, Geschichtliche Denkwürdigkeiten (verwirrt und unzuverlässig); Müffling, d. Operationsplan der preußisch-sächsischen Armee 1806, Weimar 1807; Müffling, Aus meinem Leben 1851 (unzuverlässig); Plotho, Tagebuch während der Kriegsoperationen 1806 und 1807, Berlin 1811; Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807, Berlin 1855; Gentz' Tagebuch im preußischen Hauptquartier (in dessen gesammelten Schriften, herausg. v. Schlesier); Tiedemann, Denkwürdigkeiten; Gentz

und Mayer v. Heldensfeld, Berichte über die Schlacht bei Jena (in den Mitteilungen d. k. k. Kriegsarchivs, 188); Burckhardt, Aus den Tagen der Schlacht b. Jena (Neues Archiv f. sächsische Gesch. IV.) Davoûts; Correspondance u. Montégut über ihn, Ségur, Histoire et memoires III. Fézensac, Souvenirs militaires, Coignet, Cahiers. Pertz, Gneisenau 1. Bd. und Lehmann, Scharnhorst 1. Bd. — Über den Krieg in Polen außer den erwähnten Werken noch: Foucart, La Campagne de Pologne, Par. 1882; Rob. Wilson, Briefs remarks of the campaigns in Poland 1806/1807; die Mémoiren des Grafen Oginski, Eugens von Würtemberg, Bennigsen, (in den anonymen „Beiträgen zur Gesch. des Krieges von 1806 und 1807", Breslau 1836). Grolmann, Tagebuch über d. Feldzug d. Erbgroßherzogs von Baden, 1987. Über die Politik Napoleons während des Krieges: Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, III. Bd. der 2. Ausgabe (eine ausgezeichnete Darlegung dieser schwierigen Verhältnisse und nur im Einzelnen zu berichtigen); Bailleu, Preußen und Frankreich, II.; Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik; Thiers, VII., Ranke, Hardenberg und Preußen III.; Bernhardi, Geschichte Rußlands II.; The Annual register for the year 1807, Diaries and letters from the peace of Amiens to the battle of Talavera, 2 vols. Lond. 1872; Maistre Mémoires politiques (Briefe a. d. Frühling 1807); Czartoryski, Mémoires II.; Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls; Savarys Memoiren sind hier vertrauenswürdiger als sonst; Gagern, Mein Anteil an der Politik I., Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe, 1876; Hardenbergs Memoiren herausg. v. Ranke (insbes. der 5. Band mit den Aktenstücken); Schladens Tagebuch; G. Horn, Das Buch v. d. Königin Luise, 1883; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI. Ernouf, Maret duc de Bassano, Meneval, Napoléon et Marie Louise I.; Boppe, La mission de l'adjudant-commandant Mériage à Widdin (1807—1809), in den „Annales de l'École politique", Gardane, La Mission du général Gardane en Perse sous le premier Empire, Paris 1865. Außerdem handelt über das Verhältnis Napoleons zum Schah Feth-Ali: Gaffarel in der Revue politique et litéraire, 1878. — Über die Tilsiter Verträge vergleiche man: De Clercq, Recueil des Traités de la France II. Garden, Histoire générale des traités de paix, X; Bignon, Histoire de France, VI; Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, III. und Thiers, Consulat et Empire, VII. Da keines dieser Werke den authentischen Wortlaut der geheimen Allianz enthält und die Angaben der Autoren untereinander — insbesondere Lefebvres und Thiers' — im Widerspruche stehen, erbat ich mir von dem Archiv-Direktor des Pariser auswärtigen Amtes, Herrn Girard de Rialle, gütige Mitteilung des offiziellen Textes. Die überaus dankenswerte Gewährung meines Ersuchens

setzt mich in den Stand, die wichtige Urkunde wörtlich mitzuteilen. Sie lautet:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur de la Confédération du Rhin, et S. M. l'Empereur de toutes les Russies, ayant spécialement à cœur de rétablir la paix générale en Europe sur des bases solides et, s'il se peut, inébranlables, ont à cet effet résolu de conclure une alliance offensive et défensive et nommé pour leur Plénipotentiaires, savoir:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie, Protecteur da la Confédération du Rhin: M. Charles Maurice Talleyrand, Prince de Bénévent, son Grand-Chambellan et Ministre des Relations Extérieures, grand-cordon de la Légion d'honneur, chevalier grand' croix des ordres de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse et de St Hubert.

Et S. M. l'Empereur de toutes les Russies: M. le Prince Alexandre Kourakin, son Conseiller privé actuel, membre du Conseil d'Etat, Sénateur, Chancelier de tous les ordres de l'Empire, Chambellan actuel, Ambassadeur Extraordinaire et Ministre Plénipotentiaire de S. M. l'Empereur de toutes les Russies près S. M. l'Empereur d'Autriche, et chevalier des ordres de Russie: de St André, de St Alexandre, de Ste Anne de la première classe et de St Wolodimir de la première classe, de l'Aigle-Noir et de l'Aigle-Rouge de Prusse, de St Hubert de Bavière, du Danebrog et de l'Union parfaite de Danemarck, et bailli-grand' croix de l'ordre souverain de St Jean de Jérusalem.

Et M. le Prince Dmitri Labanoff de Rostow, lieutenant général des armées de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, chevalier des ordres de SteAnne de la première classe, de l'ordre militaire de St Georges et de l'ordre de St Wolodimir de la troisième classe.

Lesquels, après avoir échangé leurs pleins-pouvoirs respectifs, sont convenus des articles suivants:

Article Premier:

S. M. l'Empereur des Français, Roi d'Italie et S. M. l'Empereur de toutes les Russies s'engagent à faire cause commune, soit par terre, soit par mer, soit enfin par terre et par mer dans toute guerre que la France ou la Russie serait dans la necessité d'entreprendre ou de soutenir contre toute Puissance Européenne.

Article Second:

Le cas de l'alliance survenant, et chaque fois qu'il surviendra, les Hautes Parties Contractantes régleront, par une convention spéciale, les forces que chacune d'elles devra employer contre l'ennemi commun, et les points où ces forces devront agir; mais, dès à présent elles s'engagent à

employer, si les circonstances l'exigent, la totalité de leurs forces de terre et de mer.

Article Troisième:

Toutes les opérations des guerres communes seront faites de concert, et ni l'une ni l'autre des Parties Contractantes ne pourra, dans aucun cas, traiter de la paix sans le concours ou le consentement de l'autre Partie.

Article Quatrième:

Si l'Angleterre n'accepte pas la médiation de la Russie ou si l'ayant acceptée elle n'a point au premier Novembre prochain consenti à conclure la paix, en reconnaissant que les pavillons de toutes les Puissances doivent jouir d'une égale et parfaite indépendance sur les mers et en restituant les conquêtes par elle faites sur la France et ses Alliés depuis l'année dix huit cent cinq où la Russie a fait cause commune avec elle, une note sera dans le courant dudit mois de Novembre remise au Cabinet de St James par l'Ambassadeur de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. Cette note, exprimant l'intérêt que Sadite Majesté Imperiale prend au repos du monde et l'intention où elle est d'employer toutes les forces de son Empire pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix, contiendra la déclaration positive et explicite que, sur le refus de l'Angleterre de conclure la paix aux conditions susdites, S. M. l'Empereur de toutes les Russies fera cause commune avec la France, et pour le cas où le Cabinet de St James n'aurait pas donné au 1er Décembre prochain une réponse catégorique et satisfaisante, l'Ambassadeur de Russie recevra l'ordre éventuel de demander ses passeports ledit jour et de quitter immédiatement l'Angleterre.

Article Cinquième:

Arrivant le cas prévu par l'article précédent, les Hautes Parties Contractantes feront de concert et au même moment sommer les trois Cours de Copenhague, de Stockholm et de Lisbonne de fermer leurs ports aux Anglais, de rappeler de Londres leurs Ambassadeurs, et de déclarer la guerre à l'Angleterre. Celle des trois Cours qui s'y refusera, sera traitée comme ennemie par les deux Hautes Parties Contractantes, et, la Suède s'y refusant, le Danemarck sera contraint de lui déclarer la guerre.

Article Sixième:

Le deux Hautes Parties Contractantes agiront paraillement de concert et insisteront avec force auprès da la Cour de Vienne pour qu'elle adopte les principes exposés dans l'article quatre ci-dessus, qu'elle ferme ses ports aux Anglais, rappelle de Londres son Ambassadeur et déclare la guerre à l'Angleterre.

Article Septième:

Si, au contraire, l'Angleterre, dans le délai spécifié ci-dessus, fait la paix aux conditions susdites [et S. M. l'Empereur de toutes les Russies emploiera toute son influence pour l'y amener], le Hannovre sera restitué au Roi d'Angleterre en compensation des colonies françaises, espagnoles et hollandaises.

Article Huitième:

Pareillement, si par une suite des changements qui viennent de se faire à Constantinople, la Porte n'acceptait point la médiation de la France, ou si après qu'elle l'aura acceptée il arrivait que, dans le delai de trois mois après l'ouverture des négociations, elles n'eussent pas conduit à un résultat satisfaisant, la France fera cause commune avec la Russie contre la Porte Ottomane, et les deux Hautes Parties Contractantes s'entendront pour soustraire toutes les provinces de l'Empire Ottoman en Europe, la ville de Constantinople et la Province de Roumélie exceptées, au joug et aux vexations des Turcs.

Article Neuvième:

Le présent traité restera secret et ne pourra être rendu public ni communiqué à aucun Cabinet par l'une des Parties Contractantes sans le consentement de l'autre.

Il sera ratifié et les ratifications en seront échangées à Tilsit dans le délai de quatre jours.

Fait à Tilsit le sept Juillet 1807 (vingt cinq juin mil huit cent sept)

Signé: Ch. Maurice Talleyrand, Pce de Bénévent. L. S.
Signé: Le Prince Alexandre Kourakin. L. S.
Signé: Le Prince Dmitri Labanoff de Rostow. L. S.

Zum fünften Kapitel. Über die inneren Verhältnisse vergl. man die Litteratur zum IX. Kapitel des ersten Bandes. Außerdem Thiers, VI—VIII (dazu Barni, Napoleon I. u. s. Geschichtschreiber Thiers) Lanfrey, III und IV, den Moniteur der Zeit, die Correspondance de Napoléon I., XIII bis XVII, die Memoiren der Rémusat, II und III, Beugnot's Broglie's Souvenirs I., die „Considerations" der Staël, II, die Depeschen Metternichs im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere". Ferner: Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon au Conseil d'État, Welschinger, La Censure sous Napoléon I., Sainte-Beuve, Chateaubriand et son groupe litéraire, 2 Bde. Merlet, Tableau de la littérature française, 1800—1815, Paris 1877; Brunetève, Études critiques sur l'histoire de la littérature française 1880; Fauchille, La question juive sous le premier

Empire (1886). Taine, Napoléon Bonaparte (in der Revue des deux mondes von 1887 und 1888, mit Mitteilungen aus den handschriftlichen Memoiren des Kanzlers Pasquier.) Über die auswärtigen Beziehungen im allgemeinen: Lefebvre, Histoire des Cabinets, im 3. Bde. der 2. Pariser Ausgabe. Im besonderen wird a) das Verhältnis zu Rußland erst durch das Martens'sche Sammelwerk der russischen Staatsverträge genügend Licht verbreitet werden, sobald dasselbe erst einmal die russisch-französischen Traktate umfaßt; Bernhardi, Geschichte Rußlands im 19. Jahrh. II. Bd. b) zu Preußen: G. Hassel, Gesch. d. preußischen Politik, 1807—1815. I. und die Abhandlung Duncker's „Preußen während der französischen Okkupation" in dem Sammelwerke „Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelm III." c) zu Österreich: Beer, Zehn Jahre österreich. Politik, und die Denkschriften Metternichs im II. Bande der „Nachgelassenen Papiere." d) zum Kirchenstaat: Haussonville und die früher angeführte Litteratur, außerdem Mayol de Lupé, Un pape prisonnier, im „Correspondant" von 1884 und 1885. e) zu Spanien: Baumgarten, Geschichte Spaniens I (wo die spanische Memoirenlitteratur verzeichnet ist) und Bernhardi, Napoleon I. Politik in Spanien („Histor. Zeitschr. 40. Bd.); das grundlegende Werk ist Lafuente's Historia general de España, überdies instruktiv auch: Rehfues, Spanien nach eigener Ansicht im J 1808, Frankfurt 1813. Ferner: die Mémoires du Roi Joseph und die Aufzeichnungen Miots von Melito III. Southey's History of the peninsular war. Lond. 1823. Thiers im VIII. Bande ist in manchen Punkten zu berichtigen. f) über die Erfurter Zusammenkunft, außer den bereits erwähnten Werken über die Geschichte d. auswärtigen Politik: Häusser, Deutsche Geschichte III; die Erinnerungen der Teutschen Müffling, F. v. Müller, Steffens; Metternichs Denkschriften vom Jahre 1808, insbes. über die Haltung Talleyrands, im 2. Bande der „Nachgelassenen Papiere", Vitrolles, Mémoires, I, Méneval, Napoléon et Marie Louise, III, Ernouf, Maret duc de Bassano, Montgelas' Denkwürdigkeiten u. A.

Zum sechsten Kapitel. Über den spanischen Feldzug vergleiche man die zu Kapitel V. erwähnten Werke, außerdem die Correspondance de Napoléon I. Bd. 17 u. 18; Ducasse, Les rois frères de Napoléon I. Yorck; die Feldzüge Napoleon I. 2. Teil; Napier, Histoire de la guerre dans la Péninsule, die Correspondanz Davoûts; die Erinnerungen Fézensac's, die Hefte des Capitän Coignet, und über den Zug gegen James Moore: A narrative of the campaign of the british army in Spain commanded by sir John Moore, London 1809. Über den Ursprung des Krieges gegen Österreich: Metternichs nachgelassene Papiere, von denen die Depeschen im zweiten Bande den Denkwürdigkeiten im ersten mehrfach widerstreiten (vgl. Bailleu, die Memoiren Metternichs in der „Historischen Zeit-

schrift" Neue Folge Band 8.), Friedr. Stadions Berichte aus Baiern von 1807 bis 1809 (im Archiv f. österr. Geschichte, Band 63), Montgelas' Denkwürdigkeiten, ferner Thiers, Bignon, Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, Albert Jäger, Zur Vorgeschichte des Krieges von 1809 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1852). Über Rußlands Haltung: Bernhardi, Geschichte Rußlands, Band II.; Mazade, Alexandre I. et le Prince Czartoryski, des Letzteren Korrespondenz im 2. Bande der Memoiren, die Denkwürdigkeiten Maistre's. Über Preußens Haltung: Hassel, Gesch. d. preußischen Politik seit 1807, I., Max Duncker's Abhandlungen „Preußen während der französischen Okkupation" und „Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen an Frankreich gezahlt hat" in „Aus der Zeit Friedrich d. Großen und Friedr. Wilhelm III." M. Duncker, „Friedr. Wilhelm III. im Jahre 1809" in dessen „Abhandlungen aus der neueren Geschichte," Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813 (Sämtl. Werke, Bd. 48.); A. Stern, „Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit"; M. Lehmann, Scharnhorst, Bd. II.; Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI. Bd.; Heinr. v Kleists politische Schriften und andere Nachträge zu s. Werken, von R. Köpke, 1862. Über den Feldzug in Bayern und Österreich, außer den mehrfach erwähnten kriegsgeschichtlichen Werken: a) französische Quellen: die Correspondance de Napoléon I, Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, 4 Bde. 1825. Cadet de Gassicourt, Voyage en Autriche, 1818, Ségur, Histoire et mémoires III, Marmont, Mémoires III, Rapp, Mémoires, ferner die Korrespondenz Davoûts und die Denkwürdigkeiten des Prinzen Eugen, IV.; b.) österreichische Quellen: (Stutterheim), der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich (bis zur Schlacht von Aspern, und dies nur in der französischen Ausgabe, die deutsche umfaßt lediglich die Zeit des bayrischen Feldzuges), daneben: „Der Feldzug des Jahres 1809 in Süddeutschland" in Streffleurs österr. milit. Zeitschrift, 1862. An Stutterheim schließt sich an: Welden, der Krieg von 1809 zwischen Österreich und Frankreich vom Anfang Mai bis zum Friedensschluß, 1872. Speziell über die Schlacht bei Aspern: Schels, die Schlacht bei A. am 21. und 22. Mai 1809 (in Streffleurs Zeitschrift, 1843); über die späteren Ereignisse: Angeli, Wagram, Novelle zur Geschichte des Kriegs von 1809 (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs 1881) Varnhagen, die Schlacht bei Wagram, in dessen Denkwürdigkeiten, (Hormayr), Lebensbilder a. d. Befreiungskriege, 3 Bde. (Hormayr), Kaiser Franz und Metternich, (Erzherzog Johann), Das Heer von Innerösterreich, Friedr. v. Gentz', Tagebücher I. Band (Diejenigen Mayers von Heldensfeld im Wiener Kriegsarchive sind nicht zugänglich.) Radetzky's Erinnerungen (Mitth. d. K. K. Kriegsarchivs, 1887), Der-

selbe Denkschrift über die österreichische Armee nach der Schlacht Wagram (ebenda Jahrgang 1884), ferner der wertvolle Bericht eines österreichischen Offiziers über „die Armee Napoleon I. im J. 1809 mit vergleichenden Rückblicken auf das österreichische Heer" (ebenda Jahrgang 1881). Aus den hinterlassenen Papieren des Erzherzogs Johann hat Krones, „Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege" interessante Details mitgeteilt. In meiner Besprechung dieses Buches in der „Historischen Zeitschrift" 1887 habe ich Briefe des Erzherzogs Karl nach der Schlacht bei Aspern veröffentlicht. Die im Texte erwähnten Briefe Stadions an seine Frau sind noch ungedruckt. Über die gleichzeitige Bewegung in Deutschland außer den oben für Preußens Haltung zitierten Werken: Häusser's Deutsche Geschichte III, wo die Litteratur verzeichnet steht. Über die Letztere auch Dahlmann's Quellenkunde. Über die Tiroler Bewegung und die Publikationen über dieselbe: Egger, Geschichte Tirols III. Über den Schönbrunner Frieden: die Werke Thiers' und Bignon's, denen die Aufzeichnungen Champagny's vorgelegen haben, Ernouf, Maret duc de Bassano (nach Erinnerungen desselben), Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik, Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei, Gentz, Tagebücher, I, Fournier, Gentz und der Friede von Schönbrunn (in d. „Deutschen Rundschau", 1886), Krones, Zur Gesch. 2c. und meine Besprechung desselben in der „Hist. Zeitschr." Metternichs Memoiren sind ganz unzuverlässig. Die Privatkorrespondenz des Fürsten Johann Lichtenstein aus diesem Jahre ist nach seinem Tode verbrannt worden. Über Staps' Attentat: Fr. Staps, erschossen zu Schönbrunn bei Wien auf Napoleons Befehl im Oktober 1809, eine Biographie a. d. hinterlassenen Papieren seines Vaters; außerdem die Memoiren von Rapp und eine der Notes de Sismondi in der Revue historique IX. Über Marie Louise: Helfert, M. Louise; Correspondance de Marie Louise 1799—1847, Lettres intimes, 1887; Metternich's Depeschen im 2. Bde. der „Hinterlassenen Papiere", Desselben Briefe an befreundete Diplomaten in (Hormayr) Lebensbilder a. d. Befreiungskriege; Wertheimer, Die Heirat der Erzherzogin Marie Luise mit Napoleon (Archiv f. österr. Geschichte, 64. Bd., unzulänglich) Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe, V; Ernouf, Maret, duc de Bassano, Broglie, Souvenirs, I.; Montgelas' Denkwürdigkeiten.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.



226
974



